Das Schicksal.

Von

Friedrich Ehrenberg.

Elberfeld und Leipzig,
bey Heinrich Büschler. 1805.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Ernſt und furchtbar iſt die Gewalt des Schickſales. Vor ihm neigt ſich alles Irrdiſche, und ſein Gebieth iſt in den Gegenden des Sichtbaren ohne Gränzen. Nur wer an ein Jenſeits glaubt, kann ſich vor ihm retten. Im höhern Leben thront die königliche Freyheit, und ihr zur Seite Hoffnung und Friede.

Dieſes Verhältniß umſchließt alle Geheimniſſe des menſchlichen Daſeyns; es hängt mit dem Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit innigſt zuſammen. Durch die Art, wie man über jenes denkt, wird auch dieſer beſtimmt. Wo ein blindes Fatum alles beherrſcht, da bleibt weder etwas zu ehren noch zu hoffen übrig. Wo aber

Selbstbestimmung und Vorsehung sich das Schicksal unterwerfen, da sehen wir seinen Entwickelungen mit Ruhe entgegen: denn es kommt auf uns selbst an, ihm eine Gestalt zu geben, die unserm höchsten Interesse vollkommen angemessen ist.

Die Frage nach dem Schicksale hat deswegen auch die Philosophie aller Zeiten angelegentlich beschäftigt. Das Wesen und das Prinzip des Schicksales ist der Gegenstand ihrer mühsamsten und verschiedenartigsten Forschungen gewesen. Aber nur diejenige Philosophie kann beydes, zur Befriedigung des menschlichen Geistes und bis zur Vernichtung aller Zweifel, erklären, die in Wahrheit und Würde ihren Anfangspunct und ihre Vollendung findet.

Eine Speculation, die sich bloß auf die Erfahrung gründet, kann den nothwendigen Zusammenhang nicht zerreißen, dem alles gehorchen muß, was in ihr eine Stelle behauptet. Auf einem niedern Standpuncte siegt zwar der Glaube des Herzens. Aber so bald man sich zum Gedanken des Ganzen erhebt, findet sich alles nothwendig bestimmt; selbst intelligente und moralische Kräfte wirken nicht anders als nach Naturgesetzen. Die Vorsehung läßt sich nicht mehr erkennen; die Freyheit wird zum Traume. Wer, über alle Erfah-

rung hinaus, das Prinzip der Wahrheit und Würde in sich selbst, als Bewußtseyn seiner Persönlichkeit, ergreift, dem öffnet sich damit die zweyte Welt, worin die Freyheit, in Verbindung mit einer moralischen Ordnung, alles bestimmt.

Es gibt also allerdings eine Höhe des Denkens, auf welcher nur ein moralischer Idealismus, d. h. ein solcher, der die moralische Selbstständigkeit zum Ersten und Letzten in der Philosophie macht, vom Naturmechanismus befreyen, dem Geiste Aussicht und dem Herzen Beruhigung geben kann. Dagegen behält der Realismus auf dem Felde der Erfahrung sein ungekränktes Recht.

Dieser Idealismus hält sich an den moralischen Glauben, wie er im Bewußtseyn versiegelt ist. Er verlangt nicht mehr, als ihn aufzuklären, und mit andern Thatsachen des menschlichen Wissens zu vereinigen. Versucht man es aber, sich über diesen moralischen Glauben zu erheben, und, in einem sublimern Idealismus, ihn einem höhern Prinzip zu unterwerfen: so fällt man wieder in die Gewalt des Schicksales zurück, und das Uebersinnliche wird derselben strengen Nothwendigkeit dienstbar, die wir in den Reichen des Sinnlichen walten sehen. Freyheit und Tugend sind

nothwendige Ausgeburten des Ewigen, welches freylich im Grunde nichts anders, als ein leerer Verhältnißbegriff ist.

Dies mag hinreichen, den Geist vorliegender Schrift anzudeuten und zugleich bemerklich zu machen, warum die Schattenseite der Erfahrung, welche mit dem speculativen Wissen eins ist, und die Lichtseite der Philosophie, die mit dem moralischen Glauben zusammenfällt, sie in zwey Hälften theilen.

Inhalt.

Einleitung S. I—XXXVII.

Erſter Theil. Schattenſeite der Erfahrung.

1. Stimmung und Zuſtand des Menſchen. Seite 3
2. Thätigkeit und Leiden. Das Schickſal. 12
3. Doppelte Wirkungsart des Schickſales. 18
4. Einfluß des Schickſales in unſern phyſiſchen Zuſtand. . . . 24
5. Einfluß des Schickſales in unſern geiſtigen Zuſtand. . . . 34
6. Einfluß des Schickſales in unſern ſittlichen Zuſtand. . . . 42
7. Abhängigkeit des Menſchen vom Schickſale. 50
8. Das Schickſal, eine Gewalt. . 63
9. Der Menſch vermag nichts an ſeinem Schickſale. . . . 71
10. Keiner entgeht ſeinem Schickſale. 76
11. Härte und Gunſt des Schickſales. 82
12. Gerechtigkeit des Schickſales. 93

13. Veränderlichkeit und Unzuverläſſigkeit des Schickſals. . . S. 100
14. Zwecke des Schickſales. . 106
15. Ordnung des Schickſales. . 118
16. Gleichförmigkeit des Schickſales. . 126
17. Launen und Paradoxien des Schickſales. 131
18. Ungewißheit des Schickſales. 136
19. Unerforſchlicher Plan des Schickſales. 141
20. Reſultat. . . . 145

Zweyter Theil. Lichtſeite der Philoſophie.

1. Moraliſche Freyheit. . . 153
2. Wahrheit und Würde. . . 163
3. Der Menſch ringt ſich los vom Schickſale. 174
4. Die Welt des Scheines, das Gebieth des Schickſales. . . . 180
5. Schranken der Freyheit. . . 185
6. Moraliſche Weltordnung. . 194
7. Das Schickſal als Vorſehung. . 202
8. Gewalt des Menſchen über ſein Schickſal. 215
9. Wahres Verhältniß der Stimmung zum Schickſale. . . . 221
10. Pflichtmäßiges Verhalten gegen das Schickſal, oder Grundzüge der Lebensweisheit in Beziehung auf das Schickſal. . 226

Einleitung.

So lange der Menſch ſeine höhern Angelegenheiten noch nicht in eine ernſthafte und freymüthige Unterſuchung genommen hat, freut er ſich einer ziemlich heitern und tröſtlichen Anſicht derſelben. Seine Ueberzeugungen ſind theils durch Vorurtheile, angeerbte Meynungen, angebildete Glaubensformen, den frühern Unterricht, die Denkungsart und die Sitten ſeiner Zeit — theils durch die lautern Ausſprüche des Herzens und die Reſultate eigner Erfahrung und einer beſchränkten Beobachtung der Welt und des Lebens beſtimmt. Nur da, wo die erſten ihn ungetheilt beherrſchen, oder zur Bildung ſeiner Begriffe das Meiſte beytragen nehmen dieſe zuweilen eine düſtre Geſtalt an, und ängſtigen den armen Geblendeten mit den Schrecknissen eines furchtbaren Wahnes; traurige Ahndungen verengen ſein Herz;

Bilder einer ſchwermüthigen Phantaſie treiben ihn unruhevoll im Leben herum; eben ſo mächtige als unbekannte und geheimnißvolle Weſen bedrohen ihn überall; mit grauſenvoller Erwartung ſieht er der dunkeln Zukunft, und der Auflöſung, die ſie ſeinem Schickſale geben wird entgegen.

Iſt es ihm aber gelungen, durch einen freyen Blick in ſein Inneres und durch eine unbefangene Betrachtung der Gegenſtände und Erſcheinungen außer ihm, die Nebel zu zerſtreuen, welche das Vorurtheil um ihn geſammelt hatte; oder ließ ihn ein freundliches Geſchick unter ſolchen Umſtänden geboren werden und aufwachſen, die ſeine Begriffe mehr aus ihm ſelbſt herausbildeten, und der fremden Meynung weniger Einfluß geſtatteten: dann tragen dieſe überall das Gepräge kindlicher Unbefangenheit, edler Einfalt und eines glücklichen Frohſinnes; dann iſt ſein Glaube voll Beruhigung, voll ſchöner Ausſichten in die Zukunft, voll erfreulicher Ahndungen des Unſichtbaren, und durch ihn geſtärkt, geht er mit Muth, Vertrauen und Hoffnung durch das Leben.

Es ſind wenige und einfache Dinge, welche dieſen Glauben beſtimmen. Bis dahin, wo widerſprechende Erſcheinungen und vielfache Verwickelungen die Einigkeit ſeines Innern ſtören und beunruhigende Zweifel in ihm wecken könnten verirrt ſich ſein beſcheidener Verſtand nicht. Die Einfalt ſeines Sinnes bewacht die Gränze über welche hinaus das Land der Unruhe und der Selbſt-

entzweyung beginnt. In ſtiller Harmonie mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Herzen liegt die Welt vor ihm, und der Widerſchein dieſer Harmonie leuchtet bis in die fernſte Zukunft; ihr roſenfarbenes Licht ſcheint noch gegen die letzten Höhen, die ſeine Ausſicht begränzen. Mit frommer und freudiger Zuverſicht erwartet er überall die fröhliche Eintracht und das ruhige, genügende Leben, die er um ſich und in ſich findet.

Er findet Ordnung in den Geſtalten und Erſcheinungen, welche ihn umgeben — die Ahndung einer noch höhern Ordnung und die Weiſung auf dieſelbe in ſeinem Herzen; darum glaubt er einen großen ordnenden Geiſt, der in jenen Geſtalten und Erſcheinungen ſeine Weisheit und Güte ſpiegle, ſich in jener Ahndung und Weiſung des Herzens kund thue, und die ſtille Sehnſucht nach dem vortrefflichen in ihm anrege. Er findet in ſich eine erhabene Regel der Wahrheit und des Rechtes, eine warnende, befehlende, verbiethende Stimme, ein unvertilgbares Bedürfniß, ſo und nicht anders zu handeln, ſegnenden Beyfall, welcher die gute, ſtrafende Mißbilligung, welche die böſe That begleitet; darum glaubt er an einen ewigen Unterſchied des Guten und Böſen. Er findet, wo er ſich auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt hat, daß er ſich auch anders hätte beſtimmen — wo er auf eine gewiſſe Weiſe und nach gewiſſen Grundſätzen handelte,

daß er auch auf eine andre Weiſe, und nach andern Grundſätzen hätte handeln können; darum glaubt er, daß er frey ſey, nach eigner Entſchließung zu thun und zu laſſen. Er findet in ſich ein heiliges Geſetz des Willens — und bittre Vorwürfe, ſchmerzliche, demüthigende Selbſtanklage, wo er es übertrat, darum kann er nicht zweifeln, daß er auch im Stande war, daſſelbe zu vollbringen. Er findet, daß er etwas anders thue, wenn er denkt, empfindet, ſich entſchließt, als, wenn ſich ſein Fuß voran bewegt; hier kann er ſehen und meſſen, dort beydes nicht *); er glaubt deßwegen ein, vom Körper verſchiedenes, unſichtbares Prinzip des Denkens und Wollens, welches er Geiſt nennt, und wodurch er einer zweyten höhern Welt angehört. Er findet in ſich herrliche Anlagen, welche, einer unendlichen Vervollkommnung fähig, hier auf Erden nur zu einem ſehr geringen Theile entwickelt werden —

*) Körperliche Veränderungen ſind im Raume — etwas Ausgedehntes, geiſtige allein in der Zeit. Dies nöthigt uns, für jedes von beyden ein eigenthümliches Prinzip anzunehmen, wenn wir auch von der ſpeculativen Frage nach der Immaterialität der Seele ganz wegſehen. Es genüge uns zu ſagen, daß ſie ſo etwas nicht ſeyn könne als dasjenige, das ſich vor uns ausdehnt und ſichtbar fortbewegt.

große Ideale, welche er mit unsterblicher Liebe umfängt, und von denen er doch kaum einige Züge in den rohen und trägen Stoffen des irrdischen Lebens darzustellen vermag — die Aufgabe vollendeter Willensgüte und der gänzlichen Befreyung seiner Menschheit, von welcher er hier nur wenig realisiren kann. Darum glaubt er an eine erhabene Bestimmung seines Daseyns, die sich noch über das Grab hin ausdehnt, an eine ununterbrochene Fortsetzung, Erhöhung und Veredlung desselben. Er fühlt die Mängel und Verwickelungen des gegenwärtigen Lebens und zugleich feuriges Sehnen nach dem Bessern; darum sieht er hoffend einem andern entgegen, das jene Mängel vertilgt, jene Verwickelungen auflöst; und erwartet, wenn der Körper in Staub zerfällt, frevere und verjüngte Fortdauer für den Geist. Er findet sein Wohl und Wehe zum Theile durch seine Denkungsart und sein Verhalten bestimmt. Durch ein weisheits- und würdevolles Betragen kann er auch dem härtesten Loose freundliche Begünstigungen abgewinnen, und wo die Umstände selbst unbeweglich fest stehen, daß es unmöglich ist, etwas daran zu ändern, vermag er sich dieselben, durch ein pflichtmäßiges Wirken auf seinen innern Menschen, erträglich zu machen, und unter allen Stürmen des Unglückes seine Ruhe zu bewahren. Ueberdem trägt er in seinem Herzen die große Verheißung, daß

sich einst alles, was hier im Streite liegt, aussöhnen, alles, was hier auseinander geht sich einigen, und Tugend und Wohlseyn in vollkommne und ewige Harmonie treten werden. Darum glaubt er an die durchgängige Abhängigkeit seines Schicksales von seinem Willen und Verhalten; darum ist ihm sein Leben zweckmäßig und voll schöner Aussichten.

So denkt der Mensch, wenn er bloß bey den schlichten Aussprüchen des reinen Herzens und des gesunden Verstandes stehen bleibt, ohne auf die Eingebungen des Vorurtheiles und der Leidenschaft zu achten, und ohne sich auf das wüste und gefährliche Gebieth der Speculation zu wagen. Sein Glaube ist eben so sicher als erfreulich.

Aber er bleibt selten hierbey stehen. Hat der Verstand sich des verdunkelnden und beschränkenden Vorurtheiles entledigt: so geht er auch gerne weiter. Er hofft immer noch mehr Licht und Beruhigung zu finden. Zweifel drängen sich ihm entgegen, welche sich auf der Stelle nicht heben lassen, deren Auflösung angestrengtere und vielseitigere Bemühungen erfordert. Das Interesse der Sache feuert ihn an, noch mehr von ihr zu erforschen, alle Schwierigkeiten zu entfernen, alles Unbestimmte zu bestimmen, alles Verwirrte zu ordnen, alles noch nicht ganz Helle vollends aufzuklären. Er wünscht auch sich selbst noch mehr zu befriedigen, seine Ueberzeugungen zu einem schönen zusammenhängenden Ganzen zu bilden.

Und ſo geht es dann an die eigentliche ſpeculative Unterſuchung.

Aber die erſten Verſuche, welche er hier macht endigen ſich ſehr traurig. Die kindliche und fröhliche Einfalt des Glaubens verwandelt ſich in den finſtern, ſorgenvollen Ernſt des Denkens und Schwankens. Alles gewinnt hier eine andre Geſtalt. Seine ſchönen Erwartungen ſind betrogen, und mit jedem Augenblicke deckt ſich die Täuſchung immer mehr auf, fühlt er es ſchrecklicher und troſtloſer, daß er betrogen ſey. Er gelangt nach und nach zu immer fürchterlichern Reſultaten. Der Zweifel befeſtigt ſich zum hartnäckigen, unheilbaren Unglauben. Ohne Rettung ſieht er eine beruhigende Ueberzeugung nach der andern in ſeine Nacht verſinken, und ſteht zuletzt, verlaſſen von allen erheiternden Hoffnungen, allein auf der armen Erde, mit allem, was er hat verkauft an eine harte, ihn unerbittlich mit eiſerner Nothwendigkeit beherrſchende Wirklichkeit, rettungslos an ihr Joch geſchmiedet, und alles deſſen beraubt, wodurch er ſich ihr hätte entreißen, oder ſie doch wenigſtens einiger Maßen verſchönern können.

Von der äußern Erfahrung, ihren Erſcheinungen und Begebenheiten geht ſein Denken aus, nach den Geſetzen und Regeln, welche in ihr ausgedrückt ſind orientirt es ſich immer fort. Erſt ſpäterhin lernt er ſeinen Blick in ſein Herz kehren, auf die Erſcheinungen und

Thätigkeiten seines Geistes reflectiren, und in sich selbst eine neue und höhere Welt, die wahre Heimath des beruhigenden Glaubens entdecken. Darum kann er zu nichts anderm gelangen, als zu dem, was sich von der gemeinen Wirklichkeit erbeuten läßt, nichts anders finden, als wie es in ihr dargelegt ist. An das Sinnliche und Sichtbare ist er überall gekettet. Nirgends eine Höhe, die ihn darüber erhöbe. Nirgends ein Punct, auf dem er mit seinem Leben wurzeln, und sich dann freudig hinauf ringen könnte. Das Irrdische umfängt ihn allenthalben; seine Gestalten sind die einzigen, die er kennt. Er weiß von keinen andern Gesetzen, als von denen, welchen dieses unterworfen ist, und wornach alles in demselben sich ereignet und verändert, entsteht und vergeht.

Auf die Körperwelt ist er beschränkt mit seinem Denken und Streben. Ein Reich der Geister könnte er nur in die Luft bauen. Sein ganzer Reichthum und Trost besteht in dem, was er sinnlich begreifen kann. Wie arm muß nicht sein Glaube und seine Hoffnung seyn!

Zwar findet er in seiner Vernunft höhere Gesetze und Gedanken, Ideen die ihn über das enge Leben hinaustragen. Aber er weiß ihre Wahrheit mit nichts zu beurkunden, wo sie die sinnliche Sphäre verlassen. Außer derselben kann er ihnen weder Inhalt noch Bedeutung geben; es sey denn, daß die Phantasie sie in

ſinnliches Leben kleide, als liebliche oder würdevolle Ideale vor ihn hinſtelle. Aber dann ſind ſie doch auch nur ſterbliche Kinder der Phantaſie. Das Streben der Vernunft nach etwas Abſolutem, Letztem und Höchſtem, dem ſich alles unterordnen, auf welches ſich alles zurückführen, und aus welchem ſich alles erklären laſſe, wird immer wieder von der Welt der Sinne angehalten.

Sie iſt alſo das einzige Gebieth ſeines Wiſſens und Thuns, ſein Erſtes und Letztes — ein Ganzes, in ſich ſelbſt beſtimmt und vollendet, ſich ſelbſt nach ewigen Geſetzen bewegend und verändernd, zerſtörend und aufbauend, ſich ſelbſt genügend, in ſich ſelbſt befeſtigt, aus ſich ſelbſt erklärbar. Außer ihr iſt alles leerer Raum. Die Stelle, die ihn trägt iſt durch eine andre begränzt, dieſe wieder durch eine andre, und ſo ins Unendliche fort. Nicht anders iſt es mit den Begebenheiten in ihr, die eine erzeugt die andre, und ſetzt wieder eine andre voraus, von der ſie ihr Daſeyn empfing. Kein letzter Ring ſchließt die Kette. Nichts führt aus ihr hinaus. Nichts nöthigt uns, in ihr und über ihr, etwas anders als das Sichtbare anzunehmen.

Sie iſt von Ewigkeit her, wie ſie iſt. Sie organiſirt ſich fortdauernd ſelbſt, bildet ihre Geſtalten und Veränderungen aus ſich ſelbſt heraus, erzeugt ihre Kinder aus ſich ſelbſt, und begräbt ſie wieder in ihren Schooß. Alles iſt in ihr nach dem Geſetze der Urſache

und Wirkung nothwendig verknüpft. Zwar bemerkt man in ihr Ordnung und Zweckmäßigkeit. Aber nur eine, die Gränzen des Verstandes überfliegende Einbildungskraft kann daher Veranlassung nehmen, ein von ihr verschiedenes Wesen, als den Urheber dieser Ordnung, in sie hinein zu dichten. Ein ihr einwohnendes Bildungsprinzip macht alles hinlänglich begreiflich, und bleibt dabey in den Schranken des dem Menschen möglichen Wissens. Ueberdem sind wir auch nicht im Stande uns von jener Ordnung und Zweckmäßigkeit einen vollständigen Begriff zu machen. Wir mögen einen letzten Zweck annehmen, welchen wir wollen: überall finden sich Erfahrungen, die dem widerstreiten.

Weil alles in der Welt durch seine Ursachen nothwendig bestimmt ist: so geschieht auch alles unvermeidlich, wie es, zufolge dieser Ursachen, geschehen muß. Alles steht unter unabänderlichen Naturgesetzen. Die Willkühr greift nirgends ein. Zufall ist ein leeres Wort. Darum giebt es auch keine Freyheit. Wir bilden uns ein, daß wir uns, unabhängig von allen Bestimmungsgründen, zu etwas entschließen könnten, weil wir die innern oder äußern Veranlassungen, die uns nöthigen, übersehen. Wir sagen, daß wir auch etwas anders hätten wollen können, als wir gewollt haben; aber wir sollten dabey sagen, wenn auch etwas andres vorhergegangen wäre, andre Gründe auf uns gewirkt hätten. Wir folgen gewöhnlich der Ueberre-

gung, richten uns nach der Meynung, welche wir von dem Werthe einer Sache hägen. Aber können wir überlegen und meynen, wie wir wollen? hängt nicht beydes von der Beſchaffenheit unſres Zuſtandes und der äußern Gegenſtände ab?

Iſt es mit unſerer Freyheit nichts: dann fällt auch der Unterſchied des moraliſch Guten und Böſen dahin; dann iſt auch das Gewiſſen keine von der Natur uns eingepflanzte Regel unſres Verhaltens. — Was ſollte auch eine ſolche Regel, die wir nicht zu befolgen vermögen? Es ſind Eindrücke der Erziehung, welche dem Menſchen Handlungen anſinnen und verbiethen, die er nach eignem Belieben weder vollbringen noch unterlaſſen kann. Vor einem Geſpenſte ſeiner Einbildungskraft fährt er zuſammen. Das Machwerk einer ſchlauen Politik ehrt er als heiliges Geſetz ſeines Lebens. Es giebt nur Ein Geſetz, das ihn allgemein gültig bindet, nämlich der Trieb der Natur, ſich ſo glücklich als möglich zu machen. Aber die Art ſeiner Befolgung ſteht nicht in ſeiner Gewalt. Dieſelbe Natur führt es, gut oder ſchlecht, an ihm aus, wie es ihr gefällt. Dem Menſchen kann deßwegen weder Verdienſt noch Schuld zukommen. Auch dies ſind Phantome, wie er ſich ihrer ſo viele ſchafft, um ſich in ſeinem Stolze noch höher zu heben, oder ſich noch tiefer in ſein Elend herab zu ſtürzen.

Hieraus ist nun von selbst klar, was von der gepriesenen Abhängigkeit unsres Schicksales, von unsrer Denkungsart und unserm Betragen zu halten sey. Wir vermögen überall nichts selbst zu thun; wie sollten wir denn unsern Zustand bestimmen können? Freuden und Leiden dringen sich uns zum Theile unwillkührlich auf; zum Theile fließen sie aus unserm nicht weniger nothwendigen Verhalten. Und auch hierin ist keine beständige Ordnung. Oft führt die Thorheit zu Glück und Ehren, während die Weisheit ihre Anbether in Jammer und Verachtung schmachten läßt. Was wollen wir einem harten Verhängnisse innerlich entgegen setzen, wenn die Natur nicht unsre Brust gestählt, oder uns eine starke Seele und einen erhabenen Muth gegeben hat?

Der Mensch trägt die Ideale, die sich in der trägen Masse der Körperwelt nicht ausprägen konnten, in die Geisterwelt über. Aber er merkt nicht, daß der Bürge noch unsicherer als der Schuldner ist. Wodurch gibt sich ihm das Daseyn dieser Welt zu erkennen? Nur von dem Ausgedehnten und Sichtbaren hat er Kunde. Hieran ist er mit seinem ganzen Leben gefesselt. Der eitle Wahn greift in das Reich der Schatten, weil ihm das Wirkliche zu schlecht ist. Nichts berechtigt ihn, über das hinauszugehen, was ihm allein als Gegenstand seiner Erkenntniß und seiner Bearbeitung

gegeben iſt. Dieſes vermeſſene Hinausgehen rächt ſich auch dadurch ſelbſt, daß es ihn zum Spielwerke nichtiger Träume macht.

Wenn der Gedanke etwas von der Bewegung des Körpers Verſchiedenes iſt: kann er darum nicht eine Folge derſelben ſeyn? müſſen wir ihm ein Prinzip zum Grunde legen, welches nie in den Kreis unſers Wiſſens fällt, deſſen Daſeyn uns durch nichts verſiegelt wird, nach dem wir ewig vergebens in der großen Reihe der Erſcheinungen ſuchen? Und überdem, theilt nicht das, was wir Geiſt nennen, ſein Schickſal mit dem Körper? beginnt und wächſt es nicht mit ihm, um mit ihm wieder abzunehmen? leidet es nicht unter ſeiner Schwäche? ſcheint nicht beides eins und daſſelbe zu ſeyn, mit dem Einen auch das Andre unterzugehen?

Unſer Leben iſt an das Irrdiſche verkauft. Wir verlängern es wohl in der Phantaſie über die Gränzen ſeiner ſichtbaren Erſcheinung hinaus; wir denken es uns in einem höhern Zuſtande geiſtiger, edler, freyer. Aber die Wirklichkeit bleibt zurück, die Erfahrung ſchweigt, das Grab bedeckt ſeine Todten — nirgends erfreuliche Kunde von dorther. Wir ſehnen uns aus der Armuth und Beengtheit unſers gegenwärtigen Daſeyns nach dem Beſſern, finden dieſes Beſſre mit ſchwachen Zügen in uns vorgebildet. Aber was hilft das Sehnen, wo nichts ſeine Befriedigung verſichert? was

ist diese Verbildung mehr als ein Kind kranker Wünsche?

Der Mensch kann den Gedanken an Unsterblichkeit nicht fahren lassen, sich von der Ueberzeugung des Fortlebens nicht trennen. Das ist eben sein Unglück, daß er sich an Träume hängt, und denn darüber weint, daß es nur Träume sind, daß er sich über die Materie hoffend und strebend erhebt, die er doch nicht übersliegen kann, und dann klagt, daß sie ihm zu mächtig ist.

So findet sich der Mensch, so lange er, bey seinem Denken über seine höhern Angelegenheiten, von der äußern Erfahrung ausgeht, ohne in sich selbst hineinzublicken, nach den Gesetzen der sinnlichen Welt fortschließt, und sich allein nach ihnen zurechtfinden will. Er ist durch und durch, in und um nichts als Natur, von ihr gebildet, umgeben, in jedem Augenblicke seines Leben bestimmt, dem Scheine nach auf wenige Momente freygelassen, um ihr einst desto unvermeidlicher und eigner anheim zu fallen. Durch sie überwältigt und bezwungen, erscheint er selbst nur als ein Theil von ihr, dem sie warmes Leben flüchtig einhauchte, der sie zur schönern Form gestaltete, daß er bald in ihren kalten Schooß, zu ihrer seelenlosen Masse zurück sinke. Ihr gehört er mit seinem Empfinden und Denken, Träumen und Hoffen, Wirken und Streben ewig an. Das alles zerstört sie, wenn es ihr gefällt. Es ist überall nichts als sie, kein Seyn als in ihr, kein Leben als von ihr ertheilt, keine

Ordnung als die, die eine eiserne Nothwendigkeit ihr vorschrieb, kein Geistiges als das flüchtige Product der feinern Organisation, worin sie sich freylich selbst übertroffen hat, kein Wirken, als durch ihren Mechanismus vermittelt. Fest, unverrückbar ist die Gränze, die sie um den Menschen gezogen hat.

Dieses fürchterliche Resultat kann der besonnene Mensch nicht tragen und dulden. Wenn es wahr wäre, wer müßte nicht sein Daseyn verfluchen, wer nicht wünschen, wie in dieses öde, enge, betrügliche Leben geboren zu seyn? Aber es kann nicht wahr seyn, oder die Wahrheit wird selbst zur Lüge, Wahrheit und Lüge hören auf, Worte von Bedeutung zu seyn. Gleichwohl ist es nicht anders, so lange man sich im Gebiethe der Erfahrung hält. Ueber Materie und Naturgesetz geht nichts hinaus; von der Nothwendigkeit erlöset uns nichts; unter ihr sinkt aller Trost des unglücklichen Menschen dahin. Alles ist physisch bestimmt, und außer dem physisch Bestimmten gar nichts.

Wir müssen uns nach einem andern Standpuncte umsehen, von etwas anderm als von der Erfahrung ausgehen, andre Gesetze, als die in ihr ausgedrückt sind, anerkennen, wenn wir zur Ruhe kommen wollen. Wohin haben wir uns zu wenden?

Was ist es doch, das uns in jenem Resultate so sehr beunruhigt? Wir können nicht annehmen, daß die Natur alles erfülle, beseele und leite — nicht annch-

men, daß wir ihr selbst, mit allem, was wir sind und haben, ihr unterworfen, daß wir nicht frey, daß kein Geistiges, kein an sich Gutes, Wahres und Schönes, keine höhere Kraft, als die die sichtbare Gestalt bewegt, daß kein Gott, keine Ewigkeit sey.

Unser Selbstbewußtseyn widerspricht dem laut, empört sich dagegen heftig. Wir fühlen etwas in uns, das wir nicht aufgeben können und wollen, wenn auch alles zu Grunde ginge. Ein hohes, starkes und heiliges Interesse bewegt unsre Brust und dies steht damit in Widerstreit. Darum ist es uns, als ob wir eher müßten vernichtet und wieder neu geschaffen werden, ehe wir uns zu jener Meynung bequemen könnten.

Hier öffnet sich die lichte Aussicht. Auf unser Inneres müssen wir reflectiren, in die Tiefen unsers Ichs unsern Blick richten; da dämmert freundlich die Hoffnung herauf; da wohnt in stiller Glorie der Genius des Glaubens. Um unser Selbst ist es uns ja eigentlich zu thun. Für dieses wollen wir Beruhigung, diesem Freyheit, diesem ewiges immer verklärteres Leben erringen.

Versuche einmal, dich selbst in Gedanken zu vernichten; denke du seyst nicht. Du kannst nicht, denn eben indem du denkst verfolgest du dich ins Leben. Die Handlung des Denkens selbst verbürgt dir dein Daseyn. Du würdest dir offenbar widersprechen, wenn du so

denken wollteſt. Du kannſt dich deiner ſelbſt gar nicht entäußern, von dir ſelbſt auf keine Weiſe loskommen. Darum ſchreibſt du dir Selbſtſtändigkeit und Würde zu. Darum findeſt du es ſo unerträglich, daß du ſelbſt nichts ſeyn, daß ein Andres dich beherrſchen ſollte.

Verſuche daſſelbe mit dem, was um dich iſt, mit dem Stuhle, worauf du ſitzeſt, mit dem Tiſch, woran du ſchreibſt, mit den Wänden, die dich umſchließen, mit dem Boden unter dir und dem Himmel über dir, ſelbſt mit dem unermeßlichen Raume der alles erfüllt und trägt, in dem alles dahin ſchwimmt. Nicht wahr, du kannſt es, ohne dir zu widerſprechen? denn du wirſt ſelbſt nicht dabey angegriffen, du, der du das denkſt, behältſt dich ſelbſt noch. Verſuche es ſogar mit deinem Körper: auch das wird dir gelingen; du wirſt es nicht ungereimt finden, daß du wäreſt ohne alles das, was du an dir ſehen und fühlen kannſt; du würdeſt doch ſagen können, ich bin, und dich einer innern Thätigkeit und eines ſehnſuchtsvollen Treibens bewußt bleiben.

Hieraus folgt, daß du weit beſſer ſeyſt, als alles andre um dich her, weit erhaben über die Natur, die dir im Geſichtspuncte der Erfahrung ſo furchtbar war. In allem iſt keine Selbſtſtändigkeit und Würde, als allein in dir. Daher kommt es auch, daß du allein dich und deines Gleichen achten kannſt, daß du alles

gebrauchen magſt, wie es dir genügt, nur in Anſehung deiner und deines Gleichen eine heilige Gewalt dich einſchränkt, jede Entweihung dir unterſagt. Eine Welt voll mannichfaltiger Geſtalten geht täglich vor dir auf und unter; du ſiehſt ſie aufblühen und dahin ſterben, dich erfreut ihr ſchönes Leben, ihre liebliche Bewegung, das glänzende Farbenſpiel. Aber in dem allem iſt kein Beſtehen. Du allein bleibeſt, ob ſich auch alles verändere, gehſt aus allen Zerſtörungen verjüngt hervor, erſcheinſt unter allem Wechſel derſelbe, und ſtehſt da, als der ehrwürdige Sohn der Ewigkeit. **In dir iſt Menſchheit.**

Du kannſt nicht einmal gewiß ſeyn, ob das, was du außer dir ſiehſt und fühlſt, ob der unendliche Raum, mit allem was ihn erfüllt und bewegt, auch wirklich, von dir verſchieden, da ſey, und in dem Sinne eigene Exiſtenz habe, wie du ſie dir ſelbſt zuſchreibſt. Du unterſcheideſt das freilich von dir, als deinem Ich; aber darum könnte es doch etwas an dir ſeyn. Du unterſcheideſt auch deinen Körper von dir; aber darum gehört er dir doch an, würde, von dir getrennt, zerfallen, ohne dich nicht dieſe organiſche Geſtalt ſeyn. Du unterſcheideſt auch deinen Verſtand, als etwas dir Eigenthümliches, eine bloße Beſtimmung, von deinem Selbſte; aber würde ohne dieſes Selbſt, d. h. ohne Bewußtſeyn, wohl dieſer Verſtand ſich äußern kön-

aus? Du wirfſt den Raum, mit dem, was er enthält, freylich aus dir heraus. Aber folgt daraus mehr, als daß er eine entferntere Beziehung von dir ſey, wie dein Körper eine entferntere Beziehung iſt, als dein Verſtand, daher du ihn auch als etwas Aeußeres und Sichtbares ſetzeſt, aber dir doch näher als andere Dinge, während dein Verſtand als unſichtbare Kraft in dir bleibt.

Oder weißt du etwa, daß die Dinge, die dich umgeben, noch ſeyn würden, wenn du nicht wäreſt, daß ſie mithin unabhängig von dir beſtehen? Woher haſt du denn dieſe Kunde erhalten? Du wirſt ihrer doch immer nur durch dich ſelbſt inne, kannſt nie abgeſondert von deinem Ich zu ihnen gelangen, nie die Probe machen, ob ſie dauern werden, wenn du aufhörſt. Aber andre ſagen es dir, daß ſie es auch ſo finden wie du; darum muß es doch auch wohl wirklich ſo ſeyn? Sind andre nicht auch Weſen wie du und werden ſie es, ihrer Natur nach, nicht eben ſo finden, wenn es auch nichts anders, als ein Inbegriff von Beſtimmungen ihres eignen Weſens iſt?

Was hindert dich alſo, anzunehmen, daß in dem Aeußern dir nur dein eignes inneres Leben erſcheint, daß Bewußtſeyn deiner Selbſtſtändigkeit ſich ausſpricht, dein Ich ſinnlich vernehmbar wird. Du reflectirſt auf die entfernteſte Beziehung deines hohen Daſeyns; dieſe

nimmt die Form des Vermögens, womit du reflectirst an, sie dehnt sich vor dir aus und wird dir als erfüllter Raum sichtbar, es steht vor dir die Welt der Anschauung. Du fassest jene Beziehung; wo sie deinem wahren Ich näher liegt, rückst die äussere Anschauung an dieses Ich, und findest dich mit einem Körper bekleidet. In allem dem wäre nichts anders, als dein eignes Wesen nur mit der Form überzogen, die du ihm leihst, indem du es erkennst. Diese Form ist es, die du Naturgesetz nennst, im Grunde nur die Beschränktheit deiner eignen Natur. Dadurch daß du an ihr hängst, wird dir diese so furchtbar, breitet sich das Reich der Materie mit unendlicher Macht und in unermeßlicher Größe vor die aus. Du zitterst vor dem, welches ohne dich nichts ist. Du fürchtest von dem dein Leben überwältigt zu sehen, welchem du selbst das Leben gegeben hast.

Wenn daher die Nothwendigkeit der Natur dir schrecklich wird: so weißt du, woran du dich zu wenden habest. Erhebe dich über diese Natur; du kannst es, weil sie nur an dir haftet, dein Aeußeres deine Erscheinung ist. Mit ihr ist auch ihre Nothwendigkeit zerstört, sind die Schranken aufgethan, in denen du gefangen warst. Mit deiner Menschheit und Selbstständigkeit hast du Freyheit errungen, in ihr lebst du ein höheres Leben, geht ein beseligender göttlicher Glaube dir auf, der dir alle herrlichen Hoffnungen

wieder gibt, die du in der Natur verloren hattest.

Laß uns zusehen, was dir bleibe, wenn wir von dem Aeußern wegsehen, wenn wir denken, daß das nicht wäre, von dem wir eben erkannt haben, daß sich dies denken lasse, und daß es als die Erscheinung unsers Wesens betrachtet werden könne. Denke dir also, es sey nichts weiter da, als was du in deinem Ich nicht wegdenken kannst. Wie denkst du dir dieses? Doch offenbar unter dem Begriffe des nicht weggedacht werden Könnens, unter dem Begriffe der Selbstständigkeit, als etwas, das Würde hat, schlechthin bestehen soll. Aber es wird dir schwer dich an diesem reinen Gedanken zu halten. Du wirst immer gestört, immer versucht, etwas anders mit hineinzudenken. Es ist etwas da, was deine Selbstständigkeit ansicht, feindlich auf sie eindringt, sie zu beeinträchtigen, zu binden, abhängig zu machen sucht. Sie kann sich nicht als reine Selbstständigkeit nicht als absolute Würde erweisen, wie sie sollte. Sie wird ihren Charakter nicht als ein Seyn, sondern als ein unabläßiges Streben sich selbst ganz zu erreichen, als beschränkte Freyheit, die über jede Schranke hinausdringt offenbaren. Dies ist jenes herrliche Treiben deiner Natur, was in dir Ideale schafft, die Erde sich ungenügend findet, sich unaufhörlich nach etwas Besserm sehnt. Es ist dein tiefstes, innigstes

Leben, was ſich darin ausſpricht. Du wirſt begreifen, warum du den Glauben an Freyheit und Ideale nicht aufgeben kannſt. Er iſt mit deinem Selbſtbewußtſeyn zuſammengewachſen, beyde ſind ſchlechthin eins, das Eine nicht ohne das Andre. Du müßteſt denken können, was ſich widerſpricht, daß du ſelbſt nicht ſeyſt, wenn du dieſen Glauben aufgeben ſollteſt.

Du findeſt dich alſo begriffen in einem freyen Streben nach dem Beſſern, und kannſt die Wahrheit und Bedeutung dieſes Strebens in Ewigkeit nicht ableugnen. Du weißt warum. Darum haſt du auch Achtung vor dir ſelbſt. Darum iſt dir etwas heilig. Aber du achteſt nicht bloß dich ſelbſt, das Heilige iſt nicht allein in dir. Auch in andern erkennſt du Selbſtſtändigkeit an, ehrſt du etwas Heiliges. Aber beydes, wie in dir, beſchränkt und hinausringend über die Beſchränktheit. Wo du einen findeſt, der ſich Ich nennt, dem biſt du verbrüdert; er hat das Gepräge der Menſchheit und Freyheit an ſich, und fordert dich auf ihn zu achten. Du darfſt ihn nicht behandeln, wie man Sachen behandelt, die in ihrer Zufälligkeit und Vergänglichkeit das Zeichen der Gemeinheit tragen. Es iſt etwas in ihm, das dich bindet. Dein Streben iſt mit dem ſeinigen eins; und jemehr es mit ihm eins iſt, ſich mit ihm zum gemeinſchaftlichen Ringen nach dem Beſſern verſchlingt, in gegenſeitiges Wechſelwirken zur Erhebung der Menſchheit übergeht; deſto mehr lebſt du in ihm,

deſto freyer, edler und uneigennütziger iſt es, und ein deſto größerer und würdigerer Menſch biſt du.

Das freye Streben in der Liebe iſt in dir, als dein höchſtes, als dasjenige, worin dein würdevolles Daſeyn beſteht; und dich ihm immer ungetheilter hinzugeben iſt deine Tugend, mithin deine Beſtimmung. Je mehr es der damit gelingt: deſto tiefer wurzelſt du in dein edleres Selbſt hinein; deſto kräftiger wird dir das Gefühl deines feſt auf ſich ſelbſt ruhenden Seyns, deiner Unabhängigkeit von allem Aeußern und deiner Herrſchaft über alles; deſto innerer wächſt aber auch dieſes Selbſt mit der Menſchheit zuſammen; deſto herzlicher ſtrahlt Humanität aus deinem Innern hervor.

Das Leben, das du in dieſem Ich ausſprichſt kannſt du nur anerkennen, als Aufgabe, für die Befreyung und Würde der Menſchheit unermüdet thätig zu ſeyn. Hier iſt es, wo durch die Tugend dein überſinnlicher Charakter in die ſinnliche Welt hineinſtrahlt. Sie die ſonſt nur der Wiederſchein deines Selbſtes, dem Wechſel und der Zerſtörbarkeit unterworfen war, wird etwas Wahres und Bleibendes, indem dein Streben, als liebevolles Wirken für den Zweck der Menſchheit, ſich über ſie verbreitet, indem deine Geiſtigkeit in ſie hinſtrömt, und ſo durch dich etwas entſteht, was deiner Selbſtſtändigkeit gleicht. Was du

gn ihr zweckmäßig findeſt haſt du ſelbſt oder ein anderes Vernunftweſen in ihr geſchaffen, und nur dem darfſt du trauen, wenn du dich von der Erfahrung über deine höhern Angelegenheiten belehren läſſeſt. Was mit dem humanen Selbſtgefühle ſtreitet, gehört dem Scheine an, und darf da nicht berückſichtigt werden, wo es um die reine, abſolute Wahrheit zu thun iſt.

Das liebevolle Streben deines Ichs kann ſich nicht anders auf das Sinnliche richten, um ſich von den Schranken deſſelben zu befreyen, als dadurch, daß du auf daſſelbe reflectirſt, und es zum klaren Bewußtſeyn ſeines Weſens und ſeiner Tendenz bringſt. So wird es dir zur Vernunft. Du ſiehſt hier beyläufig, daß Vernunft etwas ganz anders ſey, als ein Vermögen Ideen zu bilden und Schlüſſe zu machen. Dieſes, was die Schule theoretiſche oder ſpeculative Vernunft nennt, iſt nur das Nachbild, der Schatten der wahren Vernunft. Dieſe fängt nicht im Begriffe an. Sie beginnt und entwickelt ſich im Leben. Sie iſt das reflectirte Streben der Liebe, oder dieſes Streben, ſich mit der Menſchheit zu erheben, auf Begriffe gebracht, ſeiner Natur und ſeinen Forderungen nach verdeutlicht. Darum nennt man ſie praktiſche Vernunft. In ihr liegt die Quelle und das Weſens des Selbſtbewußtſeyns. Sie offenbart ſich und ſpricht

dieſes Selbſtbewußtſeyn aus in dem Geſetze der Liebe. Wendet ſie ſich mit dieſem Geſetze an die wirkliche Welt, um die Thätigkeit in derſelben zu reguliren: ſo heißt ſie Gewiſſen. Das Gewiſſen iſt das Göttlichſte, im ſinnlichen Leben, das, wodurch dieſes mit dem überſinnlichen in Verkehr tritt. Von ihm empfängt der Menſch ſeine Pflichten.

Es ſind nicht Worte und Begriffe, wodurch und wornach der Menſch ſein Leben regiren ſoll — kein Zwang des Verſtandes, welcher ihm die uneigennützige Liebe aufdringt. — Wie könnte er das? Es iſt eingebornes, heiliges Treiben der Menſchheit in uns, was ſich an den Willen wendet, in Wort und Regel darſtellt, um ſo zum Sittengebothe wird.

Die Tugend, die Vernunft, das Geſetz der Liebe iſt alſo mit dem Gefühl deiner Selbſtſtändigkeit ganz daſſelbe. So wenig du dieſe aufgeben wirſt, und in alle Ewigkeit aufgeben kannſt; ſo wenig wirſt du den Glauben an jene aufgeben oder dich durch irgend eine Lehre der Erfahrung, von der du erkannt haſt, daß ſie unter dir, der täuſchende Widerſchein deines Selbſtes ſey, darin irre machen laſſen. Es wäre gerade, als ob du denken wollteſt, du ſeyſt nicht, indem du doch denkſt.

Dadurch aber, daß du die Würde der Tugend anerkannt haſt, iſt dir in deinem Innern eine neue Welt aufgegangen, in welcher für dich allein gewiſſe und

beruhigende Wahrheit ist, die Welt der Liebe und des Strebens in ihr. Siehe nun zu, wie du diese Welt weiter zu bestimmen habest. Sie ist eine moralische Welt, welcher du durch die Idee der Selbstständigkeit und das vereinigte Ringen nach ihr angehörst. Du denkst dir in ihr und mit ihr die Wahrheit dieser Idee, ein höchst vortreffliches, absolut Wahres und Gutes, worauf dein Streben gerichtet ist, und das dieses Streben immerfort anzieht. Du denkst dir zugleich eine gewisse unwandelbare Ordnung dieser Welt, welcher jenes Streben unterworfen, und nach welcher seine Beschränkung so eingerichtet ist, daß es sich immer mehr davon befreyen kann. Beydes zusammengefaßt, giebt dir die Idee der Gottheit und Vorsehung; und damit auch den lebendigsten, innigsten und unerschütterlichsten Glauben an sie, weil du ihn in dir selbst, der Quelle alles Wahren, ergriffen hast. Du denkst dir ferner die Möglichkeit, jene Idee zu erreichen, also in dir das Vermögen, dich jenem Streben hinzugeben, dich, von physischen Eindrücken unbewegt, frey zu bestimmen —; ewige Fortsetzung deines Daseyns, welcher du dich schon in dem Augenblicke bemächtigt hast, da du deiner Unabhängigkeit vom Irrdischen inne wurdest, auf dessen Gebiethe allein Veränderung ist, Tod und Zerstörung Gewalt haben. In dem Begriffe der Selbstständigkeit liegt der Begriff der Unzerstörbarkeit und Unendlichkeit; denn es ist möglich, daß ein Selbstständiges vernichtet

werde. An deiner Geiſtigkeit kann dir gar kein Zweifel mehr beykommen; da auf ſie alles gegründet und aus ihr alles hergeleitet iſt, was wir bisher gefunden haben.

So geht uns denn der Glaube an Tugend, Freyheit, Geiſtigkeit, Gottheit und Unſterblichkeit, den wir in der Speculation über die Erfahrung ganz und gar verloren hatten, mit neuer Herrlichkeit und Stärke aus unſerm Innern wieder hervor. Wir ſehen zugleich warum dort alles war, warum wir dort alles verlieren mußten. Wir waren in der Welt des Scheines, die uns nicht genügen ſoll, und die, wenn ſie uns genügte, neben der Unwahrheit noch Unwürde erzeugte. Wir ſahen in beyden Fällen uns ſelbſt; nur dort durch einen täuſchenden Nebel, hier von Angeſicht zu Angeſicht.

Aus dem allem iſt klar, daß ſich die höhern Angelegenheiten des Menſchen aus einem doppelten Standpuncte, einem irdiſchen und einem moraliſchen betrachten laſſen. Beyde ſind ſich ſchlechthin entgegengeſezt, und führen daher auch zu entgegengeſezten Reſultaten. Der erſte haftet an der Natur, und wer ſich in ihm behauptet, ſieht nicht über die Welt, als materielles Ganzes, hinaus. Sie verſchlingt für ihn alles. Daher nennen wir ihn den weltlichen. In dem andern ſtehen wir über der Welt, und freuen uns eines von ihr unabhängigen Beſitzes. In ihm iſt Gottheit,

Tugend, ſittliche Würde, Freyheit und Unſterblichkeit alles, die Erfahrung, und was aus ihr erſchloſſen wird, trügender Schein, der Ausdruck unſrer Beſchränktheit, das unvollkommne Abbild unſers eignen Lebens. Darum nennen wir ihn den göttlichen.

In dem weltlichen Standpuncte erheben ſich mit ſiegender Allgewalt die Syſteme des Atheismus, Fatalismus, Determinismus, Materialismus und Eudämonismus. Er iſt der Standpunct des Unglaubens. In dem Standpuncte des Göttlichen erſcheint, mit herrlicher Klarheit und unerſchütterlicher Feſtigkeit, der Glaube an alles Große und Tröſtliche.

Zwar ſcheint dieſer Glaube ſich auch in dem erſtern oft noch feſt zu erhalten, und ſogar aus der Speculation über die Natur hervorzugehen. Aber dies beweiſt weiter nichts, als daß wir nie im Stande ſind, die Bedürfniſſe unſers beſſern Selbſtes ganz zu verläugnen. Das Gefühl unſrer Selbſtſtändigkeit, der Unmöglichkeit unſers Nichtſeyns, womit alles Göttliche zuſammenhängt, und welches die Wurzel des moraliſchen Gefühles iſt, drängt ſich immer wieder hervor; trägt den Glauben in das conſequenteſte Syſtem des Unglaubens hinein, wenn dieſes auch dadurch ganz ſollte verwirrt werden; ſiegt über die größte Evidenz der Speculation, und nöthigt dieſe, entweder von der Einheit ihrer Prinzipien abzuſtehen, oder ſich ſelbſt zu widerſprechen, und dieſen Widerſpruch ſo gut als möglich zu überdecken.

Wer ſich unbeweglich auf dem Gebiethe der Erfahrung bleibt, aus ihren Geſetzen folgert, ohne auf ſich ſelbſt zu reflectiren, und ohne ſich um das Reſultat zu bekümmern, das dabey herauskommt, wird nie etwas anders finden, als die materielle Welt, vollſtändig und in jeder Hinſicht durch ſich ſelbſt beſtimmt.

Bey jener Inconſequenz kann ſich der Menſch eine Zeitlang wohl befinden, ſo lange er ſich nämlich für jenen Widerſpruch in einer glücklichen Blindheit zu erhalten vermag. Aber er vermag ihn ſich doch nicht ewig zu verbergen. Er wird endlich hervortreten, und ihn entweder zur Verläugnung alles Göttlichen bringen, oder ihn einem endloſen Zweifel in die Arme ſtürzen.

Daher iſt es nothwendig, ſich gleich auf jenen höhern Standpunct zu erheben, wo allein die Ruhe des Herzens und die Würde des Lebens auf ewig geſichert iſt. Denn daß er der einzig wahre ſey, erhellt daraus, daß er mit dem Selbſtbewußtſeyn unmittelbar zuſammenfällt, mit demjenigen ſchlechthin eins iſt, was wir uns nie abläugnen können, während wir alles andre wegzudenken im Stande ſind.

Um ſich aber in dieſem Standpuncte feſt zu erhalten, dazu wird Anſtrengung und Energie der Seele erfordert. Dieſes Beſtreben iſt dasſelbe, welches der Wille anwendet, um ſich in der ſittlichen Würde zu behaupten. Nur der Tugendhafte kann ſeinen Glauben

setten und bewahren; denn nur er ist heimisch im Reiche der Wahrheit und Freyheit.

Es ist daher auch nicht schwer zu erklären, woher es komme, daß der Mensch so gerne bey der sinnlichen Ansicht stehen bleibt, und sich mit so vieler Mühe zu dem höhern Standpuncte hinaufringen muß. Dasselbe, was ihm in seinen moralischen Bemühungen unaufhörlich in den Weg tritt, seine Tugend angreift und zu beeinträchtigen sucht, hindert ihn auch, sich in seinem Denken vom Weltlichen loszumachen. Es ist die Beschränktheit seiner Natur, vermittelst welcher es eine Welt der Erscheinung, des Truges und der sittlichen Unwürde für ihn giebt, gewöhnlich Sinnlichkeit genannt — in der Erscheinung Körper. Diese Sinnlichkeit, das Prinzip der Endlichkeit und alles Gemeinen und Schlechten an ihm, beherrscht ihn mit Lust. Ihr entspricht ein mächtiger Trieb. In ihr wird er geboren. Das Göttliche ist nur Anlage, leise Tendenz; eine unbestimmte Sehnsucht zieht zu ihm hin. Durch Selbstthätigkeit und Anstrengung muß man sich dasselbe aufklären, ein deutliches Bewußtseyn davon erlangen, und es nach und nach, im immerwährenden Streite mit der sinnlichen Beschränktheit, in sich hineinziehen, oder vielmehr sich selbst zu ihm erheben. So dringt man ins Reich des Wahren und Guten; so gewinnt man seine Selbstständigkeit. Es ist aber leichter zu bleiben bey dem, woran man einmal ist, besonders, wenn dieses noch dazu durch

Luſt feſſelt, als ſich um ein andres bemühen, das, noch völlig reizlos, ſich in einer dunkeln Ahndung ankündigt.

Trägheit hält den Menſchen in aller Niedrigkeit gefangen, durch ſie bleibt er ſchlecht und ungläubig.

Von der Verbeſſerung des Willens geht die Verbeſſerung der Erkenntniß aus. Der Schlechte, wenn er conſequent ſeyn will, wenn ihm ein fortdauerndes ſittliches Gefühl nicht eine andere Richtung giebt, als die er von ſeinem Standpuncte annehmen müßte, iſt nothwendig Atheiſt, Materialiſt, Fataliſt und Eudämoniſt. Die Welt der Erſcheinung allein gehört ihm an, ſo wohl ſeine Erkenntniß, als ſein Streben iſt auf ſie beſchränkt. Er kann nicht beſſer denken lernen, er werde denn vorher beſſer geſinnt; ſein Geſichtskreis erweitert ſich nicht, es erweitert ſich denn vorher ſein Herz.

Man arbeitet nach gleicher Weiſe auf Entwickelung des Göttlichen hin, wenn man den Menſchen zum höhern Standpuncte des Wahren, und wenn man ihn zur moraliſchen Würde führt. In beyden Fällen beruht alles darauf, daß er ſich der Beſchränktheit, die am Sichtbaren klebt, daß er ſich der Welt der Erſcheinung entreiße, um in ſich ſelbſt zu leben, ſeiner Selbſtſtändigkeit inne zu werden, und aus ſeinem Gemüthe die beſſre Welt hervortreten laſſe.

Man fürchtet der Mensch möchte auf diese Weise ein Egoist werden. Das ist er, so lange er an seiner sinnlichen Beschränktheit klebt. Daß er sich da in der Welt außer ihm verliert, darf uns nicht irre machen. Im Grunde ist es doch sein Selbst was er sucht, und um dessen willen er nach dem Fremden verlangt, das sich durch den Luxsinn mit ihm verschmolzen hat. Darum will er es auch allein seyn, darum stößt er jeden Andern von sich, lebt mit allen in einem ewigen Kriege, und bezieht alles auf sich. Wer sich seines höhern selbstständigen Ichs bemächtigt hat, der hat sich damit auch zugleich der Menschheit bemächtigt. Diese ist in ihm, oder vielmehr er in ihr. Ihm ist es um die Verherrlichung alles Selbstständigen zu thun, und darum ist ihm Gott das Höchste. Er will befriedigen ein unvertilgbares Streben seines Ichs, welches aber diesem Ich nicht in wiefern es sein individuelles, egoistisches Ich ist, sondern in wiefern es in einem andern schlechthin Guten ruht, von dem es sich heiligen bewegt wird, angehört, und über jenem, wie ein unsichtbarer, heiligender Genius schwebt — ein Streben, welches sich in gleichem Maße über andre erstreckt, alles vernünftige umfaßt, nirgends herabsetzt, von sich stößt, isolirt, für sich allein seyn und haben will, das in sich hineinzieht und sich mittheilt, das alles, welches dessen fähig ist, mit sich zu derselben Würde und Hoheit fortreißt, das kein Gut anerkannt, welches nicht Gemeingut der Menschheit ist,

ſich durch nichts geehrt fühlt, worin nicht die Menſchheit geehrt wird — das ſich in jeder Hinſicht als ein Streben in der Liebe offenbart.

Aber ſind denn auch alle, die ſich zu den Syſtemen des Atheismus, Materialismus, Fatalismus und Eudämonismus bekannt, oder wohl gar dieſe Syſteme ſelbſt erfunden haben ſchlechte Menſchen geweſen? ſind ſie alle durch die Beſchränktheit des Egoismus und ſittliche Unwürde von der erhabenen Anſicht, die der moraliſche Standpunct darbiethet entfernt geblieben? Wer möchte das behaupten? Es hat unter ihnen herrliche Menſchen gegeben, die das mit dem Herzen und Leben bewährten, was ſie mit dem Munde läugneten. So wie manche, die ihre moraliſche Gemeinheit dazu verdammte, mit ihrem Verſtande und Willen ewig am Irrdiſchen hangen zu bleiben, doch nicht allen Einfluß der geringen Ueberreſte ihres ſittlichen Gefühles abwehren konnten, und in der ſinnlichen Welt, inconſequent genug, Gott fanden: ſo haben andre, die mit ihrem innern Streben über die ſinnliche Welt hinausgingen, deren Herz feſt am Göttlichen hing, deren Gemüth von ſeinen Regungen bewegt war, deren Wille ſeine Maximen in That und Wahrheit ausdrückte, ſich mit ihrem Verſtande vom Irrdiſchen, dem ſie von Jugend auf eingewöhnt waren, nicht losmachen können, und das im Leben bekannt, dem ihre Worte abſagten. Der Schlechte gelangt nie zur freyen Anſicht ſeines höhern Daſeyns

und zum festen Glauben an das Göttliche. Es fehlt ihm dazu an aller Fähigkeit. Wo das Herz zu enge ist, kann der Verstand nicht weiter fort. Man kann daher wohl von den Gesinnungen eines Menschen auf seine Meynungen schließen, aber nicht umgekehrt von seinen Meynungen auf die Gesinnungen der Güte. Der Gute kann das Göttliche in sich haben, ohne daß er es weiß und daran glaubt; aber wer es nicht in sich hat, kann nichts Gründliches davon wissen, noch recht daran glauben.

Der Verstand bleibt oft hinter dem Herzen zurück. Nicht immer denkt jener auch groß, wo dieses weit ist. Auch der gläubigste Mensch umfaßt mit seinem Glauben noch nicht alles Herrliche, was in ihm ist. Der Glaube wächst wie unsre Tugend, aber nicht immer mit der Tugend. Es können mancherley Umstände eintreten, die ihn zurückhalten, oft ganz verdunkeln. Es ist seine Natur, daß er nie die Tiefen des Geheimnisses erschöpft habe, welches in unsrer Brust ruht — und die erhabenste Verheißung unsers Lebens, daß er immer weiter in dasselbe eindringen werde.

Es giebt freylich eine Höhe der tugendhaften Gesinnung, wo diese die Ueberzeugung unwiderstehlich nach sich zieht, und auch die mächtigsten Hindernisse besiegt, welche ihr im Wege stehen. Aber sie erreichen wenige. Die Anfechtungen einer irre geleiteten Speculation sind zu mächtig. Im sinnlichen ist alles so klar

und evident, daß man ſich nur ſchwer davon losreißen kann.

Ehrwürdig ſey uns, wer Wahrheit und Liebe im Herzen trägt, wenn auch ſein Begriff nichts als Unwahrheit und Egoismus ausſpräche.

Man fragt, wozu dieſer Gegenſatz, was ſoll dieſer Widerſpruch des Sinnlichen und Göttlichen? warum mußte dem Menſchen, ſo lange er auf dem Gebiethe der Erfahrung bleibt, in dem er geboren wird, alles ganz anders erſcheinen, als wenn er in ſein Inneres blickt, ſich aus ſeiner moraliſchen Natur orientirt? Iſt es nicht ſonach, auf leere Täuſchung mit dem Menſchen abgeſehen? Gibt es nicht eine doppelte Wahrheit, deren jede für ſich ihre Würde behauptet, aber in demſelben Augenblicke zur Lüge wird, da man auf die andre reflectirt. Geſetzt wir fänden uns gedrungen, auf diejenige zu vertrauen, welche uns von unſerm beſſern Selbſte kommt, ſich im Selbſtſtändigen und Unwandelbaren gründet, und diejenige für Täuſchung zu halten, welche uns aus der Betrachtung des Wandelbaren und Unſelbſtſtändigen hervor geht: warum mußte überhaupt dieſer Schein da ſeyn, der uns noch dazu ſo ſtark intereſſirt, daß wir uns nur durch die größte Anſtrengung über ihn erheben können, daß nur wenige ſich von ihm losreißen? Wozu dieſe Entzweyung, da doch das Bedürfniß der Einheit ſo laut in uns ſpricht?

Man kann darauf zweyerley antworten. Erſtens, im Weſen des Menſchen iſt Unendliches und Endliches vereinigt. Beyde ſind ſich entgegengeſetzt, darum muß er alles anders finden, wenn er auf jenes und anders, wenn er auf dieſes achtet. Vom Endlichem ſtammt ſein ſinnliches Erkennen her, und dieſes trägt deßwegen die Form der Beſchränktheit und des ſinnlich Bedingten, es wird Körper in Zeit und Raum. So lange man bey dieſem Erkennen ſtehen bleibt, gibt es überhaupt nichts anders, als Ausgedehntes und Abfließendes, mithin Zeitliches und Ungöttliches. Aber dieß iſt nichts an ſich, es iſt, wie alles Vernunftloſe dem Wechſel unterworfen, der Widerſchein was aus ihm entſteht iſt nur der Schein der Wahrheit. Das Unendliche iſt an ſich, und die Wahrheit ſelbſt, darum ihm durchaus entgegen, ein Göttliches und Ewiges.

Hieraus ergibt ſich, zweytens, daß jene Frage einerley ſey mit der: warum iſt die menſchliche Natur zugleich Unendliches und Endliches? mithin auch einerley mit der: warum iſt im Praktiſchen die Sinnlichkeit mit der Vernunft ewig im Streite? warum will dieſe immer etwas anders als jene? begehrt das, was jene zu fliehen und zu verabſcheuen gebiethet, ſtets Dinge als annehmlich dar, die jene für ſchlecht und unwürdig erkennt? Iſt nicht auch hier dieſelbe Entzweyung? Aber man iſt weniger verlegen. Man entſcheidet bald: die Natur ſollte nicht urſprünglich eins ſeyn, ſonders es erſt

durch ſich ſelbſt werden. Sie iſt mit ſich im Streite, daß der Menſch ihn ſchlichte, und ſich damit freye Würde und eignes Verdienſt erringe. Sie ſtrebt mächtig nach dem Ungöttlichen, und deutet auf das Göttliche hin, daß er dieſes kräftig ergreife und ihm jenes unterwerfe, daß er aus dem Endlichen, der Welt des Scheines, freudig zum Unendlichen, der Welt der Wahrheit, hinaufſtrebe, und darin zugleich die Verheißung des ewigen Lebens habe. Das iſt ſeine Beſtimmung, daß er vom Schlechten, in dem er geboren iſt, ausgehe und immer etwas Beſſeres werde.

Nicht anders iſt es mit ſeinem Verſtande; das Irrdiſche umfängt ihn, daß er ſelbſt zum Ueberirrdiſchen hinaufreiche. Das Weltliche feſſelt ihn mit Schein und Trug, daß er der göttlichen Wahrheit nachſtrebe, und darin ſeine Würde offenbare. Darum iſt alles ſo troſtlos, was er dort findet, daß er in ſich ſelbſt die ewige Quelle des Troſtes entdecken möge. Der Schein ſoll der Wahrheit nicht widerſtreiten, die Entzweyung der Erfahrung und des Glaubens ſoll nicht ſeyn; aber er ſelbſt ſoll vermitteln, durch ihn ſoll Friede werden. Einheit iſt wahres, unvertilgbares Bedürfniß des Geiſtes; aber ſeine Befriedigung nicht in der Wirklichkeit, — eine Aufgabe zu deren Löſung ihm ein ewiges Leben übergeben iſt.

Es liegt viel daran, daß jene Entgegenſetzung nicht unbemerkt bleibe. Nur der, welcher ſie fühlt, und

drückend fühlt, kann auf die Aufhebung derselben bedacht seyn, kann darin die Bestimmung seines Lebens erreichen. Die Täuschung, welche das Göttliche und Weltliche vermengt, durch Inconsequenz des erstern in das letztere einführt, und dann aus demselben folgert hilft überdem auch zu nichts; sie ist nicht für die Dauer.

Daher ist es nützlich, das Resultat, welches die Betrachtung des Irrdischen gewährt in seiner ganzen Consequenz und Trostlosigkeit darzustellen, und dann dahin zu deuten, wo allein Friede ist. Dazu sind diese Blätter bestimmt.

In dem, was wir Schicksal nennen, fließt das Irrdische und Göttliche am innigsten zusammen, ist die Entgegensetzung beyder am schärfsten und bestimmtesten ausgedrückt. Vermittelst desselben wird sich diese um so bequemer darstellen, das Ungenügende des erstern und das Allgenugsame des letztern, und die Nothwendigkeit sich überall und in jeder Hinsicht über die Natur zu erheben, und sich in sich selbst eines Bleibenden und an sich Guten zu bemächtigen, durch sich selbst frey und groß zu seyn um so besser bemerklich machen lassen, da alle übrigen Angelegenheiten des Geistes in ihm ihre höchsten Beziehungen, Freyheit, Tugend, Gottheit und Ewigkeit vereinigen, und an ihm sich offenbaren muß, was für die Menschheit zu hoffen sey.

Wir betrachten es demnach zuvörderſt von der Schattenſeite, welche es uns in der Erfahrung, und dann von der Lichtſeite, welche es uns im Glauben, der zugleich, weil er praktiſch über die Erfahrung hinausgeht, die erhabenſte Philoſophie iſt, entgegen kehrt. Wenn jene uns überall Abhängigkeit von fremder, unbezwinglicher und regelloſer Gewalt, abſolutes Unvermögen gegen das Schickſal zeigt, und uns ohne Troſt und Ausſicht läßt: ſo wird dieſe uns mit ihm ausſöhnen, indem ſie uns daſſelbe zum Theile jetzt ſchon unterwirft, zum Theile in der Zukunft vollkommne Uebereinſtimmung deſſelben mit der Beſchaffenheit unſers Willens verheißt, zum Theile, wo es fremder Macht gehorcht, uns eine Zweckmäßigkeit deſſelben für unſre Beſtimmung verbürgt, die uns nicht anders als erfreulich ſeyn kann, und es uns da, wo wir ſeine Härte zu erfahren glauben, ohne an ihm etwas ändern zu können, mit Muth und Weisheit tragen lehrt.

Erſter Theil.

Schattenſeite der Erfahrung.

Erſtes Kapitel.

Stimmung und Zuſtand des Menſchen.

In jedem Augenblicke ſeines Lebens findet ſich der Menſch auf eine gewiſſe Weiſe bewegt und gehalten, die ſich in einem Gefühle offenbart, welches wir ſeine Stimmung nennen. Er wird ſeiner ſelbſt auf eine Art inne, die wohl anders ſeyn könnte, aber jedesmal ſo genommen werden muß, wie ſie iſt. Sein Daſeyn thut ſich ihm unter gewiſſen veränderlichen Modificationen kund, die aber ſo feſt an demſelben haften, daß es ohne dieſe nicht zum Bewußtſeyn kommen kann. Er ſagt, wenn er gelernt hat ſich auf ſich ſelbſt zu verſtehen, daß ihm ſo oder anders zu Muthe ſey; ob er gleich nie beſtimmt auszuſprechen vermag, wie ihm denn eigentlich zu Muthe ſey, auch nicht im Stande iſt, ſich andern ſo darüber mitzutheilen, daß ſie ihn faſſen und ihnen, wenigſtens in der Phantaſie, auch ſo zu Muthe werde.

Schon dieſer Umſtand muß uns auf das Geſtimmtſeyn, als das wichtigſte Moment unſers Lebens aufmerk-

sam machen. In ihm haben wir uns selbst, in ihm sammelt sich unsre Individualität, von ihm aus ergießt sie sich in das allgemeine Leben der Erde, bewegt sich vielfach hin und her, und kehrt zuletzt zu ihm wieder zurück, weil sie sich in ihm allein zurechtfinden und behaupten kann. Wir können uns alles andern entäußern; aber unsre Stimmung verfolgt uns mit unserm Ich. Wir entschlagen uns ihrer nur dadurch, daß wir uns nach und nach in eine andre zu versetzen suchen. Oft können wir ihrer nicht los werden, bis sie uns selbst frey gibt.

Die Stimmung ist das Erste, worin sich das junge Leben regt. Wer nichts weiß, weiß doch um sich selbst, wie er afficirt ist. Ehe das Kind noch auf ein Aeußeres reflectirt hat, fühlt es sich gereizt, gedrückt, gehalten oder erleichtert, befreyt und wohl. Wo ihm noch die ganze Welt in einem weiten Meere unbestimmt dahinwogt, hat es schon in sich etwas gemerkt, ein inneres Treiben, dem eine Empfindung angenehmer oder unangenehmer Art anhängt. Dies ist es, was es zuerst in die Welt einführt, die Nebel zerstreut, die sie vor seinem Blicke umhüllten. Es sieht sich einen Gegenstand aus, weil es ihn begehrt, oder weil er seine Stimmung anspricht. Bey ihm verweilt es, und das wunderbare Vermögen der Anschauung erwacht. Die engränzenden treten aus ihrer Dunkelheit hervor, und gestalten sich in seiner Seele; das Bewußtseyn öffnet sich, und ein unermeßlicher Reichthum von Bildern strahlt in dasselbe hinein. Jede neue Stimmung weckt

ein neues Verlangen, und enthüllt ihm eine neue Welt, ſtellt eine neue Gegend ins Licht.

Selbſt ſein Ich iſt dem Kinde nicht mehr und nichts anders als ſeine Stimmung. Aus einer Reihe abwechſelnder Gefühle und Triebe ſcheidet ſich das Selbſtgefühl und endlich erhebt ſich mit einer Klarheit der Gedanke: ich bin. Von der innern Welt der Stimmung muß man ſich erſt losmachen, ehe man in ihr ſich ſelbſt erkennt. Der Weg gehe durch die äußere Welt des Anſchauens. So deutet die Natur ſchon frühe die Beſtimmung des Menſchen und ſeinen Lebensplan an. Aus der Unſchuld und frohen Unbefangenheit, in welcher ſich das Herz ganz genügt, ſtürzt er ſich in das wilde Leben außer ihm, verliert ſich an die Welt, um ſich mit Vernunft in ihr zu finden, ſich über ſie zu erheben und Selbſtſtändigkeit zu erringen.

Dieſem zufolge kann es nicht mehr befremden, wenn die Stimmung das ganze Leben hindurch ein bedeutendes Anſehen und eine große Gewalt behauptet. Bemerkenswehrt iſt darin der unaufhörliche Wechſel. Nach dem erſten Blicke, welchen der kleine Menſch in die Welt geworfen hat, kehrt er wieder bey ſich ſelbſt ein. Dort iſt ſeines Bleibens noch nicht. Er hat genug an den wenigen Formen, die ſeine Phantaſie da aufſammelte, und ergötzt ſich am innern Bilden, und an ſeiner Stimmung. In ihr iſt noch nichts Beengendes, Dunkles und Widerſtreitendes; ſie iſt heiter wie der Morgenhimmel, und milde wie die Frühlingsluft. Wie könnte es anders ſeyn am Frühlingsmorgen des Lebens?

Dem Knaben genügt das nicht mehr, ihn treibt Wißbegierde, Thätigkeit und Lebensgefühl, so wie Eitelkeit das Mädchen in der Welt. Für das unbegreifliche Sehnen, welches mit den steigenden Jahren anfängt sich in ihnen zu regen, suchen sie noch Befriedigung außer sich und merken nicht, daß die Zeit des Einkehrens wieder schnell heranrückt. Sie verstehen das Bedürfniß nicht, das sie wieder in ihr Inneres zurückruft.

Mit neuem Interesse erwacht die Stimmung, und kündigt sich in einer neuen Gestalt an. In dem Mädchen ist es das holde Erröthen, das stille Schmachten des Blickes, in dem Jünglinge die unruhevolle Verwirrung, welchen ihn umhertreibt, worin sich das Ungenügende der Welt ausspricht. Es ist die Wonne und Wehmuth der Liebe, wodurch sie jezt die Stimmung beherrscht. Das Mädchen tritt nun nie wieder aus ihrer Gewalt. Denn seine Bestimmung als Weib ist dulden und lieben. Es ist immer wieder eine andre Stimmung, die sich der einen entgegensetzt, sie umbildet oder verdrängt. Ihre schöne häusliche Thätigkeit, und jede Pflicht, die sie erfüllt ist das Werk ihrer Stimmung, und diese ist wie das Herz; daher auch beym Weibe sicher aus jener auf dieses geschlossen wird.

Der Jüngling aber muß wieder hinaus in die Welt; der Schauplatz der Geschäfte ruft ihn. Es treibt ihn ins Gedränge hinein, und die Stimmung bleibt der Thätigkeit unterworfen bis ins Alter. Hier fällt er von neuem unter ihre Gewalt, bis ihn das Grab von ihr erlöst. Sie trägt nun eine düstre unfreundliche Farbe. Es ist die Stimmung des Ueberdrusses und des

Mißmuthes, in welcher das träge, erſtorbene Leben hinſtarrt.

Aber auch in denjenigen Momenten, wo die Stimmung einiger Maßen von Menſchen nachläßt bleibt ſie noch immer ſehr wichtig für ihn. Er handelt gewöhnlich wie er geſtimmt iſt, und bey den Meiſten iſt ihr ganzes wirkſames Daſeyn nichts anders als das Reſultat ihrer Stimmung, umgekehrt läßt ſich aus der Stimmung auf den Charakter ſchließen. Man kann ſich nicht anders nehmen als man iſt. Unmöglich kann das peinliche, egoiſtiſche, verengte, zuſammengedrückte Gemüth, ein weites, freyes und frohes Selbſtgefühl gewähren. Unmöglich kann der mit ſich zufrieden und in ſich vergnügt ſeyn, der ſich ſelbſt immer anfeindet, ſich ſelbſt von dem Genuſſe alles Herrlichen, worin ſich ein edler Sinn erweitert, ausſchließt.

In ſo fern hat man nicht Unrecht, wenn man nach ſeiner Stimmung ſein Leben würdigt: denn es iſt immer, ſelbſt bey vielen anerkannten und unbeſtreitbaren Vortrefflichkeiten, etwas Verſchrobenes im Charakter, was das Gefühl des Unwehrtes erzeugt und uns verſtimmt. Ein reines, ſchuldloſes Herz gewährt auch immer eine frohe Stimmung. Selbſt die übertriebene Gewiſſensängſtlichkeit wird hier tadelhaft.

Wer ſich auf ſich ſelbſt noch nicht verſteht lebt ſein ganzes Daſeyn hindurch allein in ſeiner Stimmung, und jenes gilt ihm nur ſo viel, als dieſe ſeinen Wünſchen zuſagt. Er iſt ihr leidentlich ganz und gar ergeben, und ahndet nichts davon, daß in ihr ſein Selbſt erſcheine, daher er auch immer die Natur anklagt,

wenn es ihm nicht fort will. Er mag nicht mehr leben, wenn es ihm lange zuwider geht. Er kennt nichts, was er höher anſchlagen müßte als ſeine Stimmung. Sie iſt ihm letzter Zweck. Welches freylich nicht ſeyn ſollte. Aber wer kann es ändern?

Sehr verſchieden ſind die Stimmungen, worin der Menſch ſich befinden kann. Er kann traurig, finſter, wehmüthig, melancholiſch, hypochondriſch, ärgerlich, verdrießlich, ängſtlich, launig, ernſthaft, gleichgültig, ruhig, heiter, fröhlich, muthig u. ſ. w. geſtimmt ſeyn. Es möchte ſchwer halten, alle Arten vollſtändig aufzuzählen. Wir müſſen uns mit den allgemeinſten und für den gegenwärtigen Zweck dienlichſten Unterſchreibungen begnügen.

Daß wir uns oft über unſre Stimmung beklagen, uns von ihr gedrückt fühlen, ſie unerträglich finden, wegwünſchen, mit aller Gewalt uns dem, was ſie erzeugte widerſetzen, oft ſie billigen, ihrer froh werden, uns mit Wohlgefallen ihr hingeben, alle Kräfte anſtrengen, uns in ihr den guten Lebensgeiſt zu erhalten und alles zu entfernen, was uns aus ihr verdrängen will, iſt allbekannt.

Weniger wird darauf geachtet, daß wir ſie nicht immer in derſelben Hinſicht und aus denſelben Gründen billigen oder tadeln, daß unſre Zufriedenheit mit — und unſer Mißbehagen an derſelben nicht immer dieſelbe Bedeutung hat. Hierüber läßt ſich folgendes bemerken.

Wir fühlen uns erſtens froh oder traurig geſtimmt, werden unſrer mit Vergnügen oder Schmerz inne. Unſer Leben ſpricht ſich hier ganz in ſeinen phy-

ſiſchen Bedürfniſſen aus, und wir ſind zufrieden, wenn ſie wirklich, oder in der Einbildung befriedigt werden, oder wenn uns etwas zur Befriedigung derſelben Hoffnung macht; wir ſind unzufrieden, wo das alles nicht — oder gar das Gegentheil davon iſt. Nach den Verhältniſſen deſſen, was dieſe Stimmung verurſacht zu dieſer und zu uns richten ſich die nähern Modificationen derſelben. Wir nennen dies die phyſiſche Stimmung. Ihr zufolge ſagen wir, daß uns etwas angenehm oder unangenehm ſey.

Wir fühlen uns zweytens vollkommen oder unvollkommen geſtimmt. Dies bezieht ſich mehr auf das Innerliche und Geiſtige. Es kommt hier darauf an, ob unſre Gemüthskräfte in Harmonie und angemeſſener Thätigkeit ſind. Was mit den Bedürfniſſen des Verſtandes und des Gefühles übereinkommt oder ihn widerſtreitet — ſo wie Verſtand und Gefühl ſelbſt, in wie fern ſie ſich dem Ideale, welches wir von ihren Aeußerungen mit uns herum tragen nähern oder von ihm abweichen, verſetzen uns in eine ſolche genügende oder ungenügende Stimmung, die ſich als Gefühl der Harmonie im Vermögen oder der Disharmonie im Unvermögen zu erkennen gibt. Sie heiße die geiſtige oder äſthetiſche Stimmung.

Wir fühlen uns drittens gut oder ſchlecht geſtimmt. Wir vergleichen uns mit dem Höchſten in uns, und legen uns, je nachdem wir uns ihm gleich oder ungleich erkennen, Würde oder Unwürde bey. Das Gefühl iſt weniger lebhaft, aber was es ausdrückt hat mehr Gewicht, iſt ernſter und entſcheidender. Geſin-

ung und Charakter werden hier gewogen. Wir achten oder verachten uns, je nachdem wir uns finden. Dies heißt allgemein die moralische Stimmung.

Die physische Stimmung betrachtet das Leben als etwas Genußfähiges, die ästhetische als etwas Perfectibeles, die moralische als etwas das Würde hat.

Diese Eintheilung hat ihren Grund in dem Wesen der menschlichen Natur. Der Mensch ist thierisches, geistiges und vernünftiges Wesen. Er hat körperliche, geistige und moralische Anlagen; seine Stimmung wird seyn, wie die Kraft, die sich in ihm in harmonischer oder disharmonischer Wirksamkeit findet. Es hat physische, ästhetische und sittliche Empfänglichkeit. Je nachdem etwas seinen Sinn rührt, seine irrdische Thätigkeit befördert, oder sein Denken und Fühlen in schöne Bewegung bringt, oder das Interesse der Vernunft und Freyheit darstellt, wird es ihn auch auf eine andre Weise innerlich stimmen.

In jeder Stimmung des Menschen ist etwas bleibendes. Nichts kann ihn anders afficiren, als es der Beschaffenheit seiner individuellen Natur angemessen ist. So lange diese dieselbe bleibt, wird auch das, was an ihr haftet nicht verändert werden. Aber dadurch sind nur die Grundstriche unsrer innern Welt bestimmt; und auch diese wechseln mit dem Charakter. Alles andre, Ausfüllung, Gestaltung, Farbengebung ist wandelbar. Darum ist auch der Mensch in jedem

Augenblicke anders gestimmt: denn seine Umgebungen sind anders geworden und sein Wille hat eine andre Richtung genommen.

Aus beydem, nähmlich aus dem, was in der Stimmung des Menschen bleibt und was darin wechselt bildet sich das, was wir seinen Zustand nennen. Zwar versteht man hierunter gewöhnlich alles, was um den Menschen, an und in ihm ist, seine Lage, seine Lebensverhältnisse und seine Gemüthsverfassung. Aber das Aeußere ist doch für ihn nur etwas, in wie fern es sich in seinem Innern abspiegelt, und nicht bloß erkannt, sondern auch gefühlt wird.

Der Mensch ist also immer in einem gewissen Zustande, und zwar immer in einem andern. Und dieser Zustand ist entweder ein physischer, oder ein ästhetischer, oder ein moralischer, und in der ersten Hinsicht angenehm oder unangenehm — in der zweyten vollkommen oder unvollkommen, und in der dritten gut oder schlecht. Wir fühlen uns mit Vergnügen oder Mißvergnügen, mit Wohlgefallen oder Mißfallen, mit Achtung oder Verachtung.

Jeder wünscht froh zu bleiben, sich selbst zu genügen, und sich immer achten zu können, mithin in einer guten Stimmung zu seyn. Wir werden sehen, wovon das abhängt, und wie viel wir selbst dazu vermögen.

Zweytes Kapitel.

Thätigkeit und Leiden. Das Schicksal.

Von dem unmittelbaren Bewußtseyn, welches der Mensch von sich selbst hat fühlt er nur seinen Zustand. Dieser zwar so richtig und klar als möglich; denn er ist Hauptsache, in wie fern man sich seiner bewußt ist, aber nicht weniger, als man davon empfindet, [illegible] noch eine Spur [illegible] gefunden ist [illegible] Wie aber die [illegible] auf welche er sich bezieht und die Verhältnisse, die ihn hervorgebracht haben zu kennen müssen [illegible] Bewußtseyn heraustreten, muß sich der äußere Sinn der Weltanschauung, und der innere der Selbstanschauung öffnen, muß ein eignes Nachdenken angewandt werden, um dadurch auszumitteln, welche Erfahrungen wir damit zu verknüpfen haben.

Wir wollen diese Untersuchung jetzt anstellen.

Es ist einleuchtend, daß wir hier den Menschen nicht anders nehmen können, als wie er sich in gemeiner Ansicht, die wir ihm, in der Einleitung, als die erste, welche er hat, ehe es noch mit ihm zur eigentlichen Speculation gekommen ist, näher charakterisirt haben.

Nach dieser Ansicht erscheint uns am Menschen Eignes und Fremdes. Dieses gehört ihm selbst an,

und vieles hat er empfangen, sey es von ausser her, oder durch die ursprüngliche Ausstattung seiner Natur. Darum unterscheidet er in sich Leiden und Thätigkeit. Gegen das, was er empfängt verhält er sich leidend. Er hat dabey nichts zu thun, als es in sich aufzunehmen, sich ihm hinzugeben, es auf sich wirken zu lassen. Es ist ihm etwas an sich bestimmtes, das in so fern nicht von ihm abhängt. Dasselbe gilt von der ersten Einrichtung, welche er an seinem Wesen gefunden hat. Ihm selbst gehört nichts an als das, wozu er sich entschließt, was ihm nicht aufgedrungen wird, was er selbst bestimmt, was rein aus ihm hervorgeht, seine Thätigkeit.

Er thut aber manches, was er sich im Laufe des dunkeln Gefühls beymißt, aber nicht so schreiben sollte, weil es dazu gestoßen und getrieben wird, und hinterher selbst nicht weiß, wie er dazu gekommen ist. Es ist durch kein klares Bewußtseyn gegangen, er hat sich selbst dabey nicht gefaßt, nicht in seiner Gewalt gehabt. Er war dabey nur Instrument der Natur, daher er es sich, wenn er zur Besinnung kommt, auch nicht anrechnet.

Das Eigne läßt sich deßwegen auch bezeichnen als etwas Freyes, das wir selbst gewollt haben, wovon die Anfänge in uns lagen, und in Ansehung dessen es bey uns stand, ob es so oder anders seyn sollte, an dem unsre Thätigkeit sich fortdauernd kräftig bewies, und welches das nicht seyn würde, was es ist, wenn es dieses nicht durch uns geworden wäre.

Daß es eine solche freye Thätigkeit gebe, lehrt jeden sein Gefühl. Er ist sich unmittelbar bewußt, daß vieles schlechthin durch ihn bewirkt worden sey. Sie ist freylich in dem Einen geringer als im Andern; und es mag auch Menschen geben, die nie etwas selbst thun, die ihr ganzes Leben hindurch zum Dienste einer fremden Gewalt verdammt sind. Aber wer hat sie dazu verdammt? Haben sie es nicht selbst gethan, und damit ihre Freyheit erprobt?

Hieraus folgt von selbst, daß das Fremde, wogegen sich der Mensch leidend verhält ein Nothwendiges seyn müsse. Es ist nothwendig an sich: denn es steht unter einer gewissen Regel, welcher alle seine Veränderungen gehorchen, und unter welche alles gehört, was in sie eingreift so, daß nichts anders seyn und erfolgen kann, als es wirklich ist und erfolgt. Es ist nothwendig in Beziehung auf den Menschen: denn er muß es auffassen wie es ihm gegeben wird. Zwar offenbart sich darin einige Thätigkeit, daß er sich ihm hingibt, seine Wirkungen annimmt. Er könnte sich ihm auch widersetzen, es von sich abwehren, sich seinem Eindrucke verschließen. Aber nicht zu gedenken, daß es sich ihm oft mit Gewalt aufdringt, muß er ihm doch, wenn er seine Empfindung dafür geöffnet hat, vorläufig seine Natur lassen.

Hierin hat es seinen Grund, daß wir uns von der Welt unterscheiden, und uns ihr, gleichsam Gewalt gegen Gewalt, gegen über stellen. Es ist das Freye und Nothwendige, was wir hier einander entgegen setzen, wovon jenes zum eignen Bewußtseyn er-

wacht, und ſich auch des Andern bewußt wird, dieſes aber nur in einem fremden Bewußtſeyn erſcheint.

Das Bewußtſeyn wird ſich in ſeinen äußerſten Gränzen, wo es nähmlich am weiteſten von der Einheit des Ichs abſteht, in Selbſtanſchauung und Weltanſchauung zerlegen. Jene wird uns unſre freye Thätigkeit, und dieſe das Fremde und Nothwendige offenbaren.

Die Handlungen andrer Menſchen geben ſich uns unmittelbar allein in ihren Folgen zu erkennen. Die darin bewieſene innere Thätigkeit wird nur mittelbar, durch Schlüſſe, daraus vernommen. Wir erfahren ſie in der Weltanſchauung, und darum rechnen wir ſie zu dem Nothwendigen. Wir werden ihrer inne indem wir ſelbſt leiden.

Kehren wir nun zurück zu dem, wovon wir ausgegangen ſind, zu unſerm Zuſtande: ſo ergiebt ſich, daß er entweder durch uns ſelbſt, thätig und frey, oder durch etwas anders, nothwendig und, von unſrer Seite, leidend — oder endlich durch beydes zugleich beſtimmt ſeyn könne, ſo daß wir ihn zum Theile ſelbſt bewirkt, und zum Theile irgend anderswo her empfangen haben. Dieſes Letztere verdient indeß hier nicht weiter bemerkt zu werden; weil wir für unſre Abſicht beydes von einander abſondern, und als zwey verſchiedene Ganze betrachten können, von denen das eine durch uns ſelbſt, das andre durch das Fremde entſtanden iſt.

Die Beobachtung bezeugt, daß es nicht bloß ſo ſeyn könne, ſondern wirklich ſo ſey. Es gibt Stim-

gungen, welche wir allein uns ſelbſt zuſchreiben, einen Mißmuth, worin wir uns ſelbſt anklagen, eine Diſharmonie, worin wir mit uns ſelbſt unzufrieden ſind, und einen Unwillen, worin wir uns ſelbſt verachten, ein Gefühl des Wohlſeyns, worin wir uns über uns ſelbſt freuen — der Befriedigung, worin wir unſer Inneres mit Wohlgefallen anſchauen — und der Würde, worin wir uns ſelbſt ehren und erheben.

Eben ſo gibt es auf der andern Seite einen Schmerz, eine Traurigkeit, einen Unmuth, einen Aerger, eine Verſtimmung, ein Gefühl der Unvollkommenheit, der Demüthigung und Herabſetzung, wovon wir die Schuld der Natur, unſerm Körper und andern Menſchen beymeſſen; ſo wie eine Heiterkeit, eine Freude, eine Billigung, ein Gefühl der Vollkommenheit und Vortrefflichkeit, die wir mit Wohlgefallen auf unſre Lage in der Welt beziehen, und wobey wir dieſe zu erhalten ſtreben.

Nicht weniger gibt es Stimmungen, deren Urſachen wir zwar zunächſt außer uns ſuchen, aber uns doch auch zugleich vorwerfen, entweder daß wir das Aeußere, was ſo auf uns wirkte nicht verändert, oder daß wir unſer Inneres nicht in eine andre Verfaſſung gebracht, daß wir uns von unſrer Stimmung haben überwältigen laſſen, da wir ſie doch wenigſtens modificiren konnten.

Iſt unſer Zuſtand durch etwas Aeußeres beſtimmt: ſo erſcheint uns dieſes Aeußere, wenn wir darüber reflectiren, nicht allein als etwas Selbſtſtändiges, ſondern auch als etwas, das in einem nothwendigen und unzertrennlichen Zuſammenhange ſteht, gewiſſen unver-

änderlichen Gesetzen unterworfen ist, worin immer das Eine das Andre herbeyführt, begränzt, ordnet und an seine Stelle bringt, das Eine unvermeidlich so ist, wie es ist, weil ein Andres das ihm vorherging, so war, und weil ein Drittes, das aus ihm erfolgen wird, so seyn soll. Dies ist es, was wir das Schicksal nennen.

Das Schicksal ist demnach die nothwendige Ordnung der Welt, die Verkettung ihrer Gegenstände und Erscheinungen, in wie fern sie sich auf unser Inneres bezieht, darin gewisse Veränderung hervorbringt, unsern Zustand bestimmt, und Gefühle in uns wechseln läßt. Und wer kann läugnen, daß ein großer Theil unsers Lebens, unsers Friedens und Unfriedens, unsers Glückes und Elendes, unsrer Erhebung und Erniedrigung ihm anheim falle.

Es kündigt sich an als Gewalt. Keiner vermag etwas an ihm. So weit das Gebieth des Schicksales reicht; ist der Mensch ein Sclave, herrscht eine Nothwendigkeit, vor welcher alles sich beugen muß, verschwindet alle Spur von Würde, sinkt die Freyheit zu einem nichtigen Traume herab, wird alles der Verfügung eines Aeußern unterworfen.

Es kündigt sich ferner an, als etwas in sich vollkommen Bestimmtes. Zwar findet der Mensch nur die Bruchstücke, aber er ahndet doch das Band, welches sie zusammenhält.

Es kündigt sich endlich an als der Vereinigungspunct des Zusammenwirkens mehrerer Kräfte. Mechanische, organische und freye Menschenkraft strömen in

ihm zusammen, ziehen sich an und stoßen sich zurück, wirken vielseitig in einander und beschränken sich durch einander. Aber zuletzt verbindet sich alles, um als Naturkraft auf das Gemüth einzudringen. Unser Schicksal ist das Resultat der Weltverbindungen, der Veränderungen unsrer Körperbeschaffenheit und der Einwirkung andrer Menschen. Wir handeln auf alles, und leiden von allem. Wo die Freyheit aufhört, fallen wir unter die Gewalt des Schicksales.

Drittes Kapitel.
Doppelte Wirkungsart des Schicksales.

Ein Theil unsers Lebens und unsrer innern Zustände ist durch das Schicksal unvermeidlich und unabänderlich bestimmt. Die Größe desselben ist bey verschiedenen Menschen verschieden, wie das Maß der Thätigkeit und des Leidens. Je mehr und fester jemand auf sich selbst ruht, je freyer er sich selbst entschließt, je zuverlässiger und kräftiger er aus sich selbst herauswirkt: desto weniger Schicksal ist in seinem Leben, desto mehr hängt seine jedesmalige Stimmung von ihm ab. Je träger jemand

dahin träumt, je weniger er ſich ſelbſt begreift und feſt hält, je mehr er auf ſich wirken, ſich vom Aeußern treiben und leiten läßt: deſto härter fühlt er die Gewalt der Nothwendigkeit, deſto mehr findet er in ſich, das er tragen muß, ſo tief es ihn auch empört, ſo heftig es ihn erſchüttert, weil er es nicht ändern kann.

Der Grad unſrer Thätigkeit hängt, ſo viel wir jetzt noch von der Sache einſehen, von uns ſelbſt ab. Manchem wird zwar ein regerer Trieb zum Wirken angeboren, oder durch die Umſtände, in denen er ſich befindet angewöhnt; aber eines Theils leidet dieſer doch nicht zu dem reinen und freyen Wirken, wodurch man der Herrſchaft des Schickſales los wird; andern Theils vermögen wir darin, auch bey den ungünſtigſten Umſtänden, alles über uns. Jeder hat ſo viel Thätigkeit, als er Willen hat. Der Wille iſt ſelbſt nichts anders als dieſe Thätigkeit. Er wird nicht angeboren; man muß ihn in ſich wecken. Nur daraus, daß man ſich in ſich ſelbſt ermannt und ſtark wird, geht der groſſe, edle Menſch hervor. Wer dies verſäumt bleibt ewig ſchlecht. Willenloſigkeit iſt das Prinzip aller Verkehrtheit.

Dem Schickſale ganz zu entkommen wird keinem gelingen. Wir ſind endliche Weſen, und das Endliche an uns ſpricht ſich als Schickſal aus. Das Leiden läßt ſich von unſrer Thätigkeit nicht trennen; darum wird an unſrer Stimmung immer etwas nothwendig beſtimmt bleiben. Die innere Welt verliert ſich in der äußern, oder vielmehr ſie erwacht durch dieſe ins Leben; darum muß nicht allein vieles, ſondern auch das Meiſte an uns unter fremder Gewalt ſtehen.

Aber es hat doch Menſchen gegeben, die es darin weit gebracht haben, die, wo ſie, äußerlich ſich fügen mußten, mit einer Energie auf ihr Inneres wirkten, durch welche ihre Stimmung gerettet wurde. Auf der andern Seite hat es auch nicht an ſolchen gefehlt, bey denen das Schickſal, nicht zufrieden ſein volles Recht zu behaupten, dieſes noch weit über ſeine natürlichen Gränzen ausdehnte, die ihm mit ihrem ganzen Leben anheim fielen, nichts waren was ſie durch daſſelbe wurden, nichts dachten und verrichteten, als was ihnen dieſes eingegeben hatte.

Man kann wohl von dem größten Theile der Menſchen behaupten; daß ſie nie aus dem Gebiethe des Schickſales treten.

Mit Zuverläſſigkeit läßt ſich die ſittliche Würde eines Menſchen ſchließen, aus der Weite, in welcher er ſich über das Schickſal hinaufgedrungen hat — ſo wie ſeine Unwürde aus der Menge deſſen, was in ſeinem Leben noch Schickſal iſt.

Nicht auf gleiche Weiſe ſetzt das Schickſal ſeine Gewalt durch. Es wechſelt damit, ſowohl nach der Beſchaffenheit der Subjecte, als auch der Umſtände in denen es ſich offenbart, bey denſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten; indem es bald unmittelbar bald mittelbar wirkt.

Unmittelbar wirkt das Schickſal, wenn es den Menſchen gerade zu angreift, phyſiſche Kräfte gegen ihn kehrt, durch äußere Umſtände gewiſſe Stimmungen in ihm hervorbringt, durch Armuth ihn beugt, durch Kränkungen ihn erbittert, durch Verluſte ihn betrübt,

durch körperliche Schmerzen ihm hart wird, oder ihn durch Ehre und Ueberfluß, durch Befriedigung seiner Wünsche, Erfüllung seiner Hoffnungen und ein süßes Gefühl seines Wohlbefindens erfreut, — oder wenn es aus der Einrichtung seiner Natur und seiner Lage in der Welt solche Ereignisse entwickelt, die ihm günstig oder ungünstig sind, ihn erheben oder niederschlagen, ihn froh oder traurig machen.

Mittelbar wirkt es auf den Menschen, indem es sich seiner eignen Kräfte bedient, Bewegungen, Gedanken und Begierden in ihm weckt, woraus angenehme oder unangenehme Stimmungen hervorgehen. Es ist im Grunde dieselbe Art zu verfahren, es sind dieselben Stoffe und Veränderungen, womit es auch hier auf ihn eindringt; nur daß es ihm hier nicht direct ankommen kann, sich ihm erst auf eine andre Weise mittheilen, mit seinem Leben vermischen, und die Form desselben annehmen muß, ehe es zur Stimmung wird.

So regt es Triebe in ihm an. Diese leiten ihn unwiderstehlich zu gewissen Handlungen, die nicht allein selbst Eindrücke in sein Inneres machen, sondern auch äußere Veränderungen verursachen, die dieses Innere von neuem in eine andre Verfassung bringen. So gibt es, durch ursprüngliche Anlagen, seinem Geiste gewisse Richtungen, oder nährt, durch seine Lage in der Welt, gewisse Vorstellungs- und Denkweisen in ihm, wodurch seine individuellen Meynungen gebildet werden, welche die wieder auf eine doppelte Art an seinem Zustande gestalten; einmal durch frohe oder traurige, nie-

verſchlagende oder hoffnungsvolle Anſichten, die ſie ihm gewähren; dann durch die Handlungsweiſen, die ſie erzeugen, und durch das, was dieſe in der Welt ausrichten.

Hier iſt es, wo das Schickſal am meiſten verkannt wird und wo die Menſchen am willigſten an ſeinem Joche ziehen, weil ſie nicht wiſſen daß ſie Sclaven ſind. Sie fühlen ihre Kräfte angeregt, ſie ſehen etwas durch ſie entſtehen, ſie ſind ſich bewußt, daß jene wohl eine andre Richtung hätte nehmen, dieſes wohl eine andre Geſtalt hätte gewinnen können. Darum meynen ſie, alles habe nur von ihnen abgehangen. Darum merken ſie nicht, daß das Schickſal von allem die erſte Triebfeder war. Durch geheime und verwickelte Vorkehrungen bringt es ſein Werk zu Stande, es hüllt ſich gewandt in die verborgenſten Bewegungen ein, darum glauben ſie, ſie hätten alles ſelbſt gethan. Nur die hinterher angeſtellte ruhigere und vielſeitigere Reflexion offenbart die Täuſchung.

Bey gemeinen und trägen Menſchen muß das Schickſal wohl das Meiſte durch äußere Kräfte und die Beſchaffenheit ihres Körpers zu Stande bringen. Nicht als ob es ihretwegen in dieſer Hinſicht mannichfachere und größere Veranſtaltungen träfe. Es ſcheint hierin vielmehr nach gar keinen, oder doch nach ganz andern Grundſätzen zu verfahren. Aber es iſt umſonſt, daß es ihn eignes Leben anzuregen ſucht. Ihre Stupidität hat ſie verhärtet; ſie ſind weder zu reitzen noch in Bewegung zu bringen; ihre Stimmung haftet an dem, was ohne ihr Zuthun vorhanden iſt. In ſo fern ſtehen ſie

mit dem Schickſale am beſten. Sie empfinden zwar ſeine Härte nicht weniger; die Welt hat im Gegentheil mehr Gewalt an ihnen, je leerer und kraftloſer ſie ſelbſt ſind. Aber es beſitzt nicht ſo viele Mittel gegen ſie, und kann ſie nicht ſo mißbrauchen.

Aber auch in ſeinen mittelbaren Wirkungen macht es noch einigen Unterſchied. Des Einen verſichert es ſich mehr durch den Trieb, des andern mehr durch den Verſtand. Je nachdem das materielle oder das geiſtige Prinzip in einem Menſchen vorherrſcht: je nachdem behandelt es ihn auch auf verſchiedene Art, oder erfährt er ſeine Eindrücke auf eine andre Art, entſteht ihm daraus eine andre Stimmung. Mit rohen und weichlichen Menſchen muß es alles durch den Inſtinct erlangen; bey empfindſamen muß es mehr auf die Verarbeitung des Gefühles vertrauen; bey denen, in welchen der Gedanke Gewalt bekommen hat, wendet es ſich an die beſonnene Begierde; in andern weiß es ſo gar die Vernunft zu beſtechen und ſpricht ſich in Syſtemen und Grundſätzen aus. Zarte und empfängliche Gemüther darf es nur flüchtig und auf der Oberfläche berühren, bey ernſten und geſetzten Menſchen muß es mehr in die Tiefe dringen. Wo viel Leiden iſt, muß es ſich härterer Anfälle bedienen, wenn es durch Vermittelung etwas erlangen will; bey leichter und regſamer natürlicher Thätigkeit darf es nur den geringſten Reiz anwenden, um ſeinen Zweck zu erreichen. Bey ſolchen, in denen das Prinzip der Freyheit ſtark geworden iſt, wird es wenig vermögen. Am beſten wird es ihm hier noch

durch unbemerkte Umstimmung der Ueberzeugung und durch feinere Gefühle gelingen.

Je edler die Bedürfnisse sind, welche das Schicksal anregt, je mehr es sich der Thätigkeit und des Denkens bedient: desto größer und täuschender ist der Schein der Freyheit.

Viertes Kapitel.

Einfluß des Schicksales in unsern physischen Zustand.

Um den Einfluß des Schicksales vollständig zu ermessen, müssen wir mit unserm physischen Zustande anfangen. Etwas Aeußeres verursacht uns Schmerzen oder Vergnügen, wir sind traurig oder froh, besorgt oder ruhig gut oder schlimm gelaunt, verdrießlich oder heiter, fühlen uns im Gleichgewichte oder in Bewegung, fürchten oder hoffen. Dieses, nebst den Gründen, die davon in unsrer weltlichen Lage liegen, macht unsern physischen Zustand aus.

Dieser hängt zuvörderst ab von unserm Körper. Eine glückliche Harmonie seiner sämmtlichen Kräfte, weise Proportion seiner Bestandtheile und ein angemes-

ſeines Verhältniß derſelben zu einander und zur Beſtimmung eines organiſchen Ganzen — das, was wir ſeine Geſundheit nennen — leichte Beweglichkeit ſeiner Glieder und Tauglichkeit derſelben zu den Abſichten, deren Erreichung durch denſelben wir uns verſetzen mögen, werden uns in einen Zuſtand verſetzen, welchen wir als erwünſcht preiſen; das Gegentheil in einen ſolchen, der uns zuwieder iſt.

Durch unſern Körper iſt auch größten Theils beſtimmt, was in der Welt von uns gethan werden wird, in welche Verbindungen wir einſt kommen, und wie die Dinge, welche uns umgeben auf uns wirken werden. In einer kränklichen, widernatürlichen, zerrütteten Verfaſſung deſſelben werden wir auch des Beſten nicht froh ſeyn können. Das Schwere wird uns leicht, das Harte erträglich, das Bittere oft ſüß, wenn er ſich wohl befindet.

Unſer phyſiſcher Zuſtand hängt zweytens ab von den Gegenſtänden, welche zu uns in irgend einem Verhältniſſe ſtehen, und von der Beſchaffenheit dieſes Verhältniſſes. Manche können wir gar nicht entbehren; wir ſind elend wenn wir uns von ihnen entblößt ſehen, daher beſorgt um ihren Beſitz, ihre Erhaltung und Vermehrung. Andre haben uns die Verbindungen, worin wir mit Menſchen ſtehen, die geſellſchaftliche Verfaſſung und die daran geknüpften Bedingungen, Meynungen und Vorurtheile zum Bedürfniß gemacht. Sie müſſen uns auf eine gewiſſe Weiſe angehören, wenn wir uns behaupten ſollen. Noch andre beziehen ſich auf unſer Vergnügen, dienen dazu unſere Kräfte in ordnungsvolle

Thätigkeit zu ſetzen, vor Erſchlaffung zu bewahren, und die Leere und Gleichgültigkeit, welche dieſe zu begleiten pflegen, von uns abzuwehren. In Anſehung aller dieſer haben wir Wünſche, und die Befriedigung oder Nichtbefriedigung derſelben, nicht weniger die Art, wie uns die eine oder andre widerfährt, verändert unſern Zuſtand. Wir ſind glücklich im Beſitze, unglücklich im Entbehren, traurig über erlittene Verluſte, froh über erlangten Zuwachs, fürchten, was uns bedroht, und hoffen zu dem, was uns Erfüllung verheißt.

Wir ſtreben, gewiſſe Dinge uns zu eigen zu machen, oder von uns zu entfernen. In der Natur der Gegenſtände liegt etwas, das uns begünſtigen muß, wenn es uns damit gelingen ſoll. Und dieſes Gelingen, bloß als beförderte Kraftäußerung, als Erweiterung und Verbreitung unſers Lebens, — und das Fehlſchlagen, die Verwirrung und Vereitlung unſrer Plane, das vergebliche Ringen mit Hinderniſſen, bloß als gehemmte Thätigkeit betrachtet, wie viel enthält es für unſern Zuſtand?

Andre Dinge verurſachen uns Schmerz oder Vergnügen allein durch ihr Daſeyn, durch ihr Einwirken in unſern Körper oder in unſern Verſtand.

Drittens hängt unſer phyſiſcher Zuſtand ab von den Menſchen, mit denen wir zuſammentreffen. Sie hägen Meynungen von uns, welche uns nicht gleichgültig ſind. Sie erkennen an uns Vorzüge; überſehen ſie, oder bürden uns Fehler auf. Sie achten uns, ſchätzen uns gering, oder behandeln uns gar mit entſchiedner Verachtung. Es macht uns Vergnügen von

ihnen wehl — und erweckt unſern Unmuth, übel ge-
ſitten zu ſeyn. Wir freuen uns ihrer Theilnahme,
ihrer Herzlichkeit und ihres Wohlwollens, uns kränkt
ihre Kälte, ihre Zurückſetzung, ihre Verſchloſſenheit
und ihr Egoismus. Ihre Liebe macht uns glücklich,
und ihr Haß verbittert uns das Leben.

Noch mehr Einfluß hat die thätige Erweiſung die-
ſer Geſinnungen in unſre Stimmung. Der Menſch
wirkt auf alles andre, und je nachdem er es mit uns
meynt, kann er vieles zu unſerm Schaden verderben,
oder zu unſerm Nutzen verbeſſern, vieles uns entreißen,
beſchädigen, entſtellen und uns hindern uns ſeines Be-
ſitzes zu freuen, vieles uns geben, erleichtern, ſchöner
und genußvoller machen. Menſchen können uns belei-
digen, zurückſetzen, demüthigen, bedrohen und miß-
handeln; ſie können uns ehren, erheben, beſchützen,
helfen und auszeichnen. Durch das alles haben ſie Ge-
walt über unſre Stimmung.

Wer ſieht aber nicht ein, wie viel an dem allen
das Schickſal vermöge, und wie verbreitet und mäch-
tig daher ſein Einfluß in unſern phyſiſchen Zuſtand
ſey?

Wir verderben freylich oft ſelbſt unſern Körper
durch eine unregelmäßige Lebensart, erſticken durch
Unthätigkeit und Vernachläſſigung ſeine guten Anlagen,
halten durch einſeitige Bildung ſeine vollſtändige Ent-
wickelung auf. Aber wie oft haben wir nicht auch
die Natur anzuklagen, daß ſie eine fehlerhafte Diſpo-
ſitionen in ihn legte, ihn in verkehrtem Verhältniſſe ſei-
ner Lebenswerkzeuge und Kräfte entſtehen ließ, ihn in-

nerlich verrenkte oder äuſserlich verkrüppelte und ihn dadurch zu unzählbaren bittern Empfindungen, verstimmenden Verrichtungen und Untauglichkeiten zu solchen Unternehmungen, von denen die Zufriedenheit abhängt verdammte? Wie oft pflanzt sie in ihn den Keim heftiger, unbezwinglicher Leidenschaften, welche das ganze Leben in Verwirrung bringen, und es nie zur Ruhe kommen lassen; wie oft gab sie ihm eine Empfindlichkeit und Reizbarkeit, welche durch das geringste angeregt mit vielen Freuden noch mehr Schmerzen verursachen!

Und wie ist es mit dem Verhältnisse, worin äuſsere Dinge zu uns stehen? Sind, sie nicht meist ohne unser Zuthun durch fremde Gewalt darin gekommen? Wir werden in Armuth oder Reichthum geboren, und die Meisten bleiben in dem Stande, für welchen sie ihre Geburt bestimmte. Tritt ja einer aus ihm heraus, indem er sich über ihn erhebt, oder unter ihn herabsinkt: so hat er dies gröſsten Theils wieder den günstigen oder feindseligen Gesinnungen des Glückes zu verdanken, den herrlichen Talenten womit es ihn ausstattete, dem Zusammentreffen der Umstände, die eine aufgezeichnete Entwickelung derselben beförderten, oder ihm, auch ohne sie, die glänzende Bahn eröffneten; — im entgegengesetzten Falle seiner Geistesarmuth, Verwahrlosung und widrigen Verbindungen, welche ihn bey aller Anstrengung zu Grunde richten müssen.

Das Schicksal verfolgt den Menschen, und kommt ihm entgegen. Die meisten Verluste, über die er

trauert ſind ſeine Betrübungen; die meiſten Störungen, welche ihn verdrießen, ſind von ihm veranlaßt; die meiſten Hinderniſſe, über welche er unwillig wird, hat es ihm in den Weg gewälzt; die meiſten Unfälle, welche er in der Zukunft fürchtet, gehen aus gewiſſen Verkettungen des Schickſales hervor. Faſt immer hat ihm das Schickſal den Beſitz zugeworfen, über welchen er ſich freut, den guten Fortgang ſeiner Geſchäfte eingeleitet, den er mit ſo vielem Vergnügen betrachtet, die Leichtigkeit veranſtaltet, womit ſich ihm alles fügt, das Ereigniß angeordnet, auf welches er hoffnungsvoll hinſieht. Wornach er verlangt und was er abzuwehren ſtrebt gehört in den großen, feſten Zuſammenhang der Dinge, aus welchem es ihm nur ſelten gelingt etwas herauszureißen.

Was endlich die Menſchen angeht, mit denen er lebt, und von denen ihm Angenehmes und Unangenehmes widerfährt: ſo iſt es einleuchtend, daß er auch hierüber nur in ſehr wenigen Fällen gebieten könne. Seine eigentlichen Freunde wählt er ſich freylich ſelbſt, und doch iſt er auch ſchon in dieſer Wahl ſehr beſchränkt, nöthigen ihn oft dringende Umſtände, ſich an ſolche anzuſchließen, die ſeinem Herzen gleichgültig oder gar zuwider ſind. Aber welche Menſchen ihn, bey ſeinem erſten Eintritte in die Welt, empfangen, welche ihn erziehen, ins Leben einführen, mit welchen er in Verkehr treten, bei welchen er Achtung, Vertrauen und Liebe finden ſoll, und welche ihn haſſen und anfeinden werden, darüber iſt das Vornehmſte, ohne Rückſicht auf ſeine Einwilligung, vom Schickſale verfügt.

Es iſt indeß nach dem Vorhergehenden doch nicht alles am Menſchen Leiden und Nothwendigkeit. Mit freyer Thätigkeit kann er vieles wirken, viele Einrichtungen des Schickſales verändern, vielem eine andre Geſtalt geben, vieles zu ſich in ein andres Verhältniß bringen. Er kann den ſchwächlichen Körper ſchonen, den weichlichen abhärten, den trägen ungeſchmeidigen und unbeholfenen üben, dem einſeitig gebildeten mannichfaltigere Richtungen geben, vernachläſſigte Kräfte entwickeln, die fehlerhaften Tendenzen derſelben verbeſſern, ſeine Lage verſchönern, das Widrige zu etwas Erfreulichem verarbeiten, ſich Vermögen und Anſehen erwerben, Verluſte verhüten, und erlittene wieder erſetzen, durch ein vorſichtiges, kluges Benehmen dem drohenden Unfalle zuvorkommen, ſich den Menſchen gefällig machen, durch beſcheidenes, wohlwollendes und ehrenwerthes Verhalten ſich ihre Liebe erwerben, durch Güte ihren Haß verſöhnen, durch Freundlichkeit ihren rauhen Sinn mildern, und auf mehr als Eine Art zur Verfeinerung und Veredlung und ihrer Denkungsart, zur Beſänftigung ihrer Leidenſchaften beytragen.

Aber dieſe Thätigkeit iſt doch auch großen Einſchränkungen unterworfen. Zugegeben, daß der Menſch innerlich frey ſey, ſich zu allem beſtimmen könne: ſo iſt er doch äußerlich ſehr gebunden, kann das Wenigſte von dem ausführen, was er will. Fremde Kräfte, welche ihm oft zu mächtig ſind, ſtreiten gegen ihn: harte, träge Stoffe weigern ſich, die Bildung anzunehmen, welche er ihnen ertheilen möchte. So findet er überall Widerſtand. Wie oft und wie ſtark, wo und unter

welchen Umſtänden ihm dieſer begegnen werde, darüber entſcheidet wieder das Schickſal. Er hat daher nur ſo viel Thätigkeit, als dieſes ihm vergönnt.

Gelingt es ihm auch mit ſeinem Wirken in das Gebieth der Materie einzudringen, und darin zu geſtalten: ſo iſt es doch nicht genug, daß er die Kräfte der nächſten Maſſen beſiegt habe; durch ſie ſoll er auch die entfernteren überwältigen — und dazu ſind ſie oft zu ſchwach. Sein Thun muß, um zum Zwecke zu kommen, durch eine Reihe von Gegenſtänden hindurchgehen, und den Einen durch den andern beſtimmen. Wenige Dinge erreicht er unmittelbar. Der Erfolg bleibt daher immer noch in der Gewalt des Schickſales. Die beſten Mittel, deren er ſich bedienen kann reichen oft zu ſeiner Abſicht nicht hin, oder werden durch Umſtände unkräftig gemacht, über welche er nicht Herr iſt.

Dazu kommt noch, daß die Thätigkeit ſelbſt, durch welche wir an der Außenwelt formen, ſelten rein und frey, die lautere Offenbarung unſers Selbſtes iſt. In den meiſten Fällen liegen ihre erſten Anfänge, und mit ihnen die ganze beſtimmende und bewegende Kraft derſelben in der Außenwelt. Dieſe hat ſich im Grunde, nur durch uns, nach eignen Geſetzen ſelbſt geſtaltet. Die gegenwärtige Beſchaffenheit unſers Körpers enthält die Diſpoſition zu gewiſſen Trieben oder Anſichten. Sie entwickelt ſich; wir vergeſſen uns; und jene reißen uns fort zum Handeln, dieſe beſtimmen unſre Meynungen, und mittelbar unſer Thun. Oder es iſt in den Umſtänden etwas, was dieſe Gedanken und Begierden aufweckt, welche uns, weil wir uns gerade in der an-

genommenen Verfaſſung befinden; in das Feuer der Leidenſchaft jagen, wo alle Beſtimmung und Ueberlegung aufhört, oder einen Begriff in ein ſo blendendes Licht ſtellen, daß ſeine Evidenz ſich ſelbſt zur Maxime bildet. So gehorchen wir alſo auch hier dem Willen des Schickſals.

Es bleibt noch Eine Anſicht, uns vor dem Schickſale zu retten. Wenn nähmlich auch der größte Theil deſſen, was von außen her, zur Erzeugung einer gewiſſen Stimmung, in uns hineinwirkt, unter dem Schickſale ſteht: ſo iſt dieſes es doch nicht allein, was die ganze Stimmung in uns hervorbringt. Sie könnte uns nicht angehören, wenn ſie ſich nicht auf uns bezöge, aus dem Unſrigen etwas herausnähme, und ſich vermittelſt deſſelben uns aneignete. Daſſelbe macht nicht zu verſchiedenen Zeiten dieſelbe Eindrücke. Es kommt darauf an, welche Empfänglichkeit wir gerade dafür haben, und wie wir uns dagegen benehmen. Die Empfänglichkeit hängt zwar größten Theils von der vorhergehenden Stimmung, aber das Benehmen doch auch von uns ab; und durch daſſelbe können wir nicht ſelten auch jene verändern. Wir können auf unſern innern Menſchen wirken, unſre Gedanken von etwas ab- und auf etwas anders hinlenken, an Vorſtellungen einen Theil verdunkeln und einen andern erhellen, oder eine freundliche Erinnerung auf ſie fallen laſſen, welche ſie mit in ihr Licht hineinzieht. Wir können uns, durch weiſe Lebensthätigkeit und weiſen Lebensgenuß, in eine gewiſſe heitere Totalſtimmung

verſetzen, in welcher das Widrige weniger Gewalt an uns hat.

Das alles iſt zwar nicht zu verkennen; aber eben ſo wenig kann geläugnet werden, daß wir uns auch hierin ſehr beſchränkt fühlen, ſo wohl durch die Anlagen unſers Körpers und Geiſtes, als durch die Empfindungsweiſe, an welche wir in den früheſten Jahren gewöhnt wurden, und durch die Schickſale, die einen bleibenden Gemüthszuſtand erzeugten. In dem allem gehorchen wir wieder dem Schickſale. Auch können gewiſſe Schmerzen ſo anhaltend und heftig werden, ſo tief in unſerm Leben wühlen, oder das Herz an ſo vielen Seiten angreifen, daß die ſtärkſte Seele unterliegt, die kaltblütigſte Ruhe ſich nicht mehr behauptet, die höchſte Kraft des Gedankens ſich angehalten und angezogen fühlt, und nicht mehr im Stande iſt, ſich auf etwas anders zu richten.

Fünftes Kapitel.

Einfluß des Schicksales in unsern geistigen Zustand.

Der geistige Zustand eines Menschen begreift die Art, wie die Bedürfnisse seines geistigen Lebens befriedigt oder nicht befriedigt werden, den Grad der Vollkommenheit, den die Kräfte desselben erlangt haben, und der, davon abhangenden Fähigkeit, sich, bey der Entbehrung des Aeußern, in sich selbst zu genügen, mit Wohlgefallen seiner, über das Körperliche erhabenen Existenz inne zu werden. Zu ihm gehören auch die Einsichten, welche er sich erwerben, die Ueberzeugungen, welche sich in ihm gebildet haben; jene in Ansehung ihrer Menge, Klarheit, Uebereinstimmung und Gründlichkeit; diese in Ansehung in Wahrheit und Würde.

Je roher, träger, schwächer, einseitiger der Geist eines Menschen, je abergläubiger, dunkler und vorurtheilsvoller sein Verstand, je ungeschickter und beschränkter der Gebrauch desselben, je verworrener, unzusammenhangender und geringer seine Kenntnisse, je kleiner das Vermögen, von ihnen Gebrauch zu machen, je stumpfer, sinnlicher oder weichlicher das Gefühl, je irriger der Geschmack, je thierischer, wilder, ausschweifender und regelloß heftiger seine Begierden, je inhumaner sein Betragen: desto schlechter und bedauernswürdiger sein geistiger Zustand. Er ist aber um so vortrefli-

cher, je vielſeitiger und glücklicher Verſtand, Gefuhl und Begierde ſich entwickelt haben, je kräftiger, gewandter, freyer und harmoniſcher ſie wirken, je größer der Reichthum, die Deutlichkeit, Gründlichkeit und Wahrheit ſeiner Kenntniſſe und Grundſätze, je edler und geläuterter ſein Geſchmack, je einnehmender und gefälliger ſein Betragen, je empfänglicher er für den Genuß des Geiſtigen iſt, je mehr er ſich dieſes Genuſſes freut, je mehr Nahrung er für ihn findet, je mehr ſich ihm die Materie in Form verklärt hat.

Reiner Sinn für das Wahre, Schöne und Herrliche, kräftige Bildung ſeiner ſämmtlichen Anlagen, ſtille und fröhliche Harmonie in ihrem Zuſammenwirken, Freyheit, Schärfe und Uebereinſtimmung im Denken, Feinheit und Tiefe im Empfinden, Ruhm und Einheit, verbunden mit Energie und Mannichfaltigkeit, im Streben ſind die Züge zu dem Ideale des beſten geiſtigen Zuſtandes.

Dieſem Ideale ſich zu nähern liegt ein geheimes, nur ſelten richtig gefaßtes Sehnen in unſrer Natur. Es iſt das geiſtige Leben, welches ſich, wie das körperliche zu entfalten, auszubreiten und zu begründen ſtrebt. Je mehr es uns damit gelungen iſt: deſto mehr finden wir in uns ſelbſt, deſto reicher und ſchöner entwickelt ſich die innere Welt, deſto befriedigter fühlen wir uns in ihrem Anſchauen.

Aber auch hier hat das Schickſal große Gewalt im Geben und Verſagen. Die meiſten werden nur das, was dieſes ſie werden läßt, empfangen aus ſeinen Händen alle Bildung, welche ihnen zu Theil wird. Wenige

erweitern sich aus sich selbst heraus, und noch wenigere haben sich, unter seinem Drucke, im Kampfe mit ungünstigen Umständen und widrigen Ereignissen, zur freyen Geistigkeit emporgerungen. Daß in so vielen selbst jenes Sehnen bis auf die letzte Spur erstickt ist, daß so viele von geistigen Bedürfnissen gar keine Ahndung haben, ist das nicht Mißhandlung, Verderbniß und Verwüstung des Schicksales?

Wie Manches, das nicht in unsrer Gewalt ist, muß nicht zusammentreffen, wenn unser inneres Leben sich regen und muthig fortschreiten soll? Glückliche Anlagen des Geistes und Herzens, ein offener Sinn, schnelle Fassungskraft, eine lebhafte und reiche Phantasie, treffender Witz, ein freyer Verstand, ein reitzbares Gefühl, zartes Bedürfniß der Ordnung, ein mäßig feurigtes Temperament, gesetzter, auf sich selbst ruhender Ernst, beharrliche Festigkeit, proportionirte Mischung aller Kräfte; ein Körper, der weder durch Schwäche den Geist in seinem Fortstreben anhalte, noch durch Verkrüppelung seine Entwickelung hindre, noch durch Verstimmung ihn unmuthig mache, der ihm, als brauchbares Werkzeug, zu allen Verrichtungen diene; eine Lage, welche ihn weder durch Armuth niederdrücke, durch Elend an das Joch des physischen Lebens schmiede, und zum Sclaven an andre, oder an seine eigne Bedürfnisse verkaufe, noch ihn durch Ueberfluß verweichliche und die emporstrebende Kraft durch sinnlichen Genuß und sinnliche Zerstreuungen gefangen halte und endlich ganz vertilge, die ihn, im Gegentheile, mit solchen Gegenständen umgebe, wodurch seine Fähigkeit gehörig

gereizt, und in eine ihrer Entwicklung beförderliche Thätigkeit gesetzt werde, die sich von Ueberspannung, Erschlaffung und Einseitigkeit gleich weit entfernt halte, die ihn mit den Hülfsmitteln versehe, durch welche diese Entwickelung kunstmäßig beschleunigt, geregelt und geleitet werden muß, wenn sie nicht zu langsam, mangelhaft und unordentlich von Statten gehen soll; Menschen, welche von Aberglauben und Vorurtheilen frey, seine früheste Bildung besorgen, durch einen weisen und aufgeklärten Unterricht seinen Verstand erleuchten, und mit wahren und nützlichen Kenntnissen bereichern; endlich ein Zeitalter, welchem das Licht der Vernunft aufgegangen, in welchem das Bestreben, richtig, frey und groß zu denken und zu empfinden rege ist, und in welchem das Geistige Ehre und Belehrung findet; das alles sind Erfordernisse, welche zur Vervollkommnung des geistigen Zustandes eben so schwer entbehrt, als durch etwas anders ersetzt, und fast gar nicht von uns selbst erworben werden können. Wir finden sie ohne unser Zuthun bestimmt, und sind erst dann im Stande, etwas daran zu verändern, wenn es zu spät ist.

Ist es nicht Härte des Schicksales, wenn so mancher mit äußerst dürftigen Anlagen versehen ist, aus denen auch die größte Anstrengung und der ausdauerndste Fleiß nichts herauszuwickeln vermag, wenn an so manchem düstern stumpfen Kopfe der klarste Gedanke seine Evidenz, der einleuchtendste Beweis seine Schärfe, — an so manchem harten Herzen die stärkste Empfindung ihr Rührendes, — an so manchem indolenten Gemüthe der heftigste Reiz seine bewegende Kraft verliert; wenn

ſo manches herrliche Talent im Elende eines jammervollen Lebens untergeht, ſo manche glänzende Fähigkeit in der Schmach der Niedrigkeit verroſtet, ſo mancher groſſe Geiſt vergebens mit einer unglücklichen Lage ringt, und endlich vom Hunger aufgerieben wird; wenn es ſo vielen an aller Aufmunterung und Unterſtützung fehlt, welche etwas Treffliches aus ihnen hätten machen können; wenn ſo viele durch die ganze Behandlungsart ihrer Erzieher verrengt, zuſammengedrückt, verſchroben und zu ſchimpflicher Unwiſſenheit auf immer verdammt werden; wenn ganze Völker unter einem Deſpotismus ſchmachten, dem ſie mit ihrer ganzen Geiſteskraft den Tribut bezahlen müſſen?

Das nicht allein: wie vieles wirkt von auſſen in den Menſchen ein, wodurch er auch da, wo es ihm wirklich gelang, ſich ſeines Geiſtes zu ermächtigen irre geleitet wird! Sein Geſchmack, ſeine Grundſätze, ſeine Ueberzeugungen und die ganze Richtung ſeines Gemüthes ſind nur zu einem ſehr geringen Theile ſein eignes Werk; das Meiſte daran wird durch Umſtände beſtimmt, die nicht in ſeiner Gewalt ſind. Die Meynungen, welche wir aus eigner Erfahrung auffammeln, gelangen erſt durch den Körper zu uns, und ſie tragen ſchon die Farbe, oft ſogar das Gepräge ſeiner Verfaſſung, ehe der Geiſt ſie vernimmt. Alles, was wir aus eignem Gedankenſtoffe erzeugen, oder von andern vernehmen geſtaltet ſich in die Stimmung unſers gegenwärtigen körperlichen Zuſtandes. Je nachdem dieſer frey oder gebunden, geſund oder krank iſt, zu finſtern oder fröhlichen Anſichten die Diſpoſition enthält, werden wir

nüchterne oder ſchwärmeriſche, niederſchlagende oder erhebende, natürliche oder wunderbare, gelinde oder ſtrenge Begriffe wahr und beyfallswürdig finden.

Nicht weniger einflußreich iſt die Stimmung des Geiſtes ſelbſt; ſie mag nun aus ſeiner natürlichen Conſtitution, oder durch die Eindrücke, welche ihm Erziehung und Schickſale mitgetheilt haben, entſtanden ſeyn. Der Leichtſinn, der Trübſinn und der feierliche Ernſt haben jeder ſeinen eignen Glauben. Wie viel Gewicht erhält nicht ein Gedanke dadurch, daß wir von Jugend auf gewöhnt werden ſind, ihn zu denken, daß Unterricht, Lectüre und Lebensereigniſſe uns verwandte Begriffe beygebracht oder dem Geiſte eine Form eingedrückt haben, die ihm zuſagt! Wie wichtig iſt nicht die Beſchaffenheit der Gegenſtände, welche durch Erfahrung am häufigſten mit uns in Verbindung treten für die Bildung unſrer Einſichten, unſers Verſtandes und unſers Gefühles! Wie Manches theilt ſich uns von der geiſtigen Beſchaffenheit derjenigen Menſchen, mit denen wir oft umgehen mit! Und dann, die öffentliche Meynung, der Geiſt des Zeitalters; wie viele wagen es, ſich gegen dieſe furchtbaren Gewalten aufzulehnen? Wer findet nicht das Moderne ſchön, das Allgemeingeltende, wenigſtens größten Theils, wahr! Wer hätte nie unvermerkt den Einfluß des herrſchenden Tones in ſeinen Grundſätzen, Empfindungen, Wünſche und Handlungsweiſen erfahren, wenn auch nur durch eine zufällige Ideenaſſociation! Was wir oft ſehen und hören theilt ſich uns um ſo eher mit, je leichter wir uns dadurch andern gefällig machen können.

Wie großen Einfluß zeigen nicht ferner unsre Leidenschaften, an denen bekanntlich das Schicksal fast alles bestimmt, in unsre Ueberzeugung! Wie oft muß das wahr seyn, was sie begünstigt — das falsch was sie beeinträchtigt oder auf irgend eine Art mit ihrem Interesse streitet! Ist es etwas Seltenes, daß eine kleine Veränderung in unserm Leben eine gänzliche Revolution in unserm Gedanken-Systeme anrichtet? Wer findet hier Freyheit!

Wie einseitig oder vielseitig unsre Bildung, wie wahr oder wie falsch unsre Meynungen, wie gesund oder verdorben unser Geschmack seye, welche Kräfte und Fähigkeiten an uns vorzüglich ausgebildet und welche dagegen vernachlässigt werden, welches Vermögen unser Geist, sich frey zu bewegen und zu äußern erlangen, und in wie fern er in schmählicher Abhängigkeit vom Körper bleiben, welche ästhetische Stimmung aus dem allem in uns entstehen soll, darüber entscheidet unsre äußere Lage, und durch sie das Schicksal.

Freylich haben wir uns in Ansehung der Beschaffenheit und der Richtung unsrer Ausbildung mehr in unsrer Gewalt als in Ansehung ihrer Vollkommenheit überhaupt. Weiter als es die äußern Bedingungen gestatten können wir es in der letztern nicht bringen. Aber wir können darüber wachen, daß unsre Verbindungen in und mit der Welt uns nicht irre leiten. Wir können, wo wir nicht im Stande sind, sie selbst zu verändern, ihren Einfluß von uns abhalten, oder doch so weit einschränken, daß er dem Interesse eines gesunden Zustandes nicht entgegen sey. Wir können, durch ruhiges Selbstgefühl

nüchterne Besonnenheit und weise Selbstbeherrschung, die Macht unsrer Empfindungsweise, der Gewohnheit, der frühern Eindrücke, der angebildeten Denkformen und der öffentlichen Meynung schwächen.

Bey genauerer Ansicht werden wir unsre Freyheit indeß auch hier sehr gering finden. Erstens wird es uns, bey aller angewandten Mühe, doch nie gelingen, uns in ein vollkommnes Gleichgewicht, und in eine ganz unbefangene Verfassung der Seele zu versetzen. Wir müßten uns dazu aller unsrer fest anhangenden Umgebungen entäußern können. Wer kann das? Unbemerkt theilt sich uns das Fremde mit, und unsre Denk- und Empfindungsweise hat die reine Stimmung schon verloren, ehe wir dessen inne werden. Zweytens hängt die Fähigkeit, uns äußern Verderbnissen zu widersetzen selbst wieder von Umständen ab. Keiner kann darin über das natürliche Maß dieser Fähigkeit hinausgehen. Viel kommt darauf an, wie stark oder schwach uns die Natur an sich gebunden hat. Das Meiste von dem, was wir unsrer Willkühr zuschreiben offenbart sich hinterher, als das Werk unwillkührlicher Triebe und Eindrücke. Der größte Theil der Menschen ist und bleibt ewig das, was das Schicksal aus ihm werden läßt.

Sechstes Kapitel.

Einfluß des Schicksales in unsern sittlichen Zustand.

Es ist, um die Macht und den Einfluß des Schicksales ganz zu würdigen, noch übrig in dieser Hinsicht unsern sittlichen Zustand in Erwägung zu ziehen. Wir verstehen darunter die Neigungen und Triebe unsrer Natur, in wie fern sie als bleibende Bestimmungsgründe in uns wirksam sind, unsre Gesinnungen, Maximen und Handlungen, in wie fern wir sie nach moralischen Gesetzen beurtheilen, und diese Beurtheilung eine Stimmung nach sich zieht, die sich entweder als Achtung und Verachtung offenbart.

Hier steht unser höchstes Interesse auf dem Spiele. Es soll nicht über Wohl und Weh, Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, sondern über Würde und Unwürde, über Größe und Verwerflichkeit entschieden werden. Es ist die Rede von der Befriedigung eines Bedürfnisses, in dem wir uns über alles hoch geehrt fühlen, das unsrer Natur unvertilgbar eingepflanzt ist, das wir nie von uns zu trennen vermögen, sondern mit uns in jeden Zustand und in jede Entwickelung unsrer Existenz hinüber nehmen, während wir wohl denken können, daß alle andre einst aufhören, und von manchen so gar dieses nothwendig denken müssen.

Alles liegt uns daran gelegen, uns hier vollkommen frey zu finden. Wir leiden es, daß über unsern

phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand anderswo her verfügt werde; aber daß unſer moraliſcher Selbſtwehrt nicht von uns abhangen, daß es in fremder Macht ſtehen ſollte uns gut oder ſchlecht zu machen, uns mit ehrendem Verdienſte zu krönen oder mit ſchwerer Schuld zu belaſten, daß die billigende Freude über ein wohlvollbrachtes edles Werk und der vorwurfsvolle Verdruß über eine niederträchtige That bloß auf Täuſchung, welche das in uns ſetzt, was außer uns ſein Weſen hat, beruhe iſt uns unerträglich.

Indem wir uns unſers Charakters ermächtigen, haben wir Hoffnung, noch mehrere Theile des Schickſales in unſre Gewalt zu bekommen. Denn unläugbar iſt doch der Zuſammenhang zwiſchen vielem, was uns widerfährt und unſerm Benehmen. So viel wir an moraliſcher Freyheit verlieren, ſo viel geht uns auch von dem Vermögen, unſre phyſiſche und äſthetiſche Stimmung zu verbeſſern, verloren. Mit jener iſt auch dieſes einer gleichen unerbittlichen Nothwendigkeit unterworfen.

In unſern moraliſchen Angelegenheiten ſcheint überdem die Macht des Schickſales am meiſten beſchränkt, unſre freye Thätigkeit am feſteſten begründet zu ſeyn. Wenn wir auch in den übrigen dem Schickſale ein groſſes Anſehen einräumen, und ihm den bedeutendſten Theil deſſen, was uns widerfährt, willig zuſchreiben: ſo iſt es doch, als ob wir gezwungen wären, bei ſittlichem Wohlverhalten und ſittlichen Vergehungen unſre Billigung und unſre Anklage gegen uns ſelbſt zu richten, als ob wir Verdienſt und Schuld gar nicht von uns trennen könnten. Darauf beruht es auch, daß ſich unſre Stim-

mung in dieſer Hinſicht als Achtung oder Verachtung ausſpricht. Beyde deuten auf etwas Selbſtbewirktes hin.

Bei näherer Prüfung zeigt ſich indeß, daß das Schickſal auch hier nichts von ſeinem Vermögen und ſeinen Rechten an uns nachlaſſe. Denn zuvörderſt hängt unſer moraliſcher Charakter in vielen Stücken von dem Grade und der Beſchaffenheit unſrer Bildung ab, und fällt mit dieſer dem Schickſale anheim. Das Aeußere deſſelben, ſeine Roheit und Milde, ſein Ernſt und ſeine Humanität, ſeine Kraft und ſeine Schwäche, ſeine Feſtigkeit und ſeine Weichheit, ſeine einladende, herablaſſende und ſchonende Freundlichkeit und ſein finſtres, verſchloſſenes, zurückſtoßendes Weſen, die Verſtandesaufklärung und die Anmuth des Betragens, ſo wie die Irrthümer und die harten Sitten, worin er ſich offenbart, ſind beſtimmt durch das Maß und die Form, in welchen ſich die übrigen Kräfte des Geiſtes entwickelt haben. Manche Erſcheinungen ſeiner innern Güte, manche thätige Erweiſungen ſeiner Pflichtliebe finden ſich durch die Beſchaffenheit des geiſtigen Zuſtandes unterſtützt und gefardert, manche andre zurückgehalten und gehindert. Die Handlungen richten ſich nach der Einſicht; je nachdem dieſe richtig oder fehlerhaft, lebhaft oder ſchwach, klar oder dunkel iſt, werden jene mit dem Geſetze übereinſtimmen oder nicht, leicht oder ſchwer erfolgen, die Regel beſtimmt oder ſchwankend ausdrücken. Zu der geiſtigen Stimmung gehört auch das moraliſche Gefühl, welches in derſelben entweder unterdrückt, geſchwächt, verdorben und verfälſcht, oder hervorgebildet, geſtärkt, verfeinert und berichtigt iſt. Auch dies

kann nicht ohne bedeutende Folgen für den Charakter bleiben.

Der moraliſche Charakter iſt zweytens ſehr abhängig von den natürlichen Anlagen des Geiſtes und Herzens, und in wie fern dieſe durch den Körper beſtimmt ſind, auch von dem letztern. Weichherzigkeit und Härte, Anmaßung und Schüchternheit, Trotz und Nachgiebigkeit, Stolz und Beſcheidenheit, Selbſtgefühl und Mißtrauen, Schwäche und Kraft, Gehaltloſigkeit und Fülle, Muth und Verzagtheit, Feſtigkeit und Veränderlichkeit, Leichtſinnn und Ernſt, Tiefe und Oberflächlichkeit, Neigung zum Gemeinen und zum Idealiſtiſchen, religiöſer und irrdiſcher Sinn, Sanftmuth und aufbrauſendes Feuer, Mäßigung und ausſchweifende Begehrlichkeit ſind in den meiſten Fällen nichts anders als Entwickelungen urſprünglicher Diſpoſitionen. Der Same der Neigungen, die den Menſchen in ſeinem Leben beherrſchen werden, wird ihm eingeboren. Viel kommt auch darauf an, wie heftig das Temperament, wie reitzbar das Gefühl, wie lebhaft, reich und beweglich die Phantaſie, wie ſtark die Anlage zum Denken, wie wagſam die thätigen Lebenskräfte ſind. Daher ſich auch ſchon aus den früheſten Aeußerungen der Kindheit mit großer Zuverläſſigkeit auf den Charakter eines Menſchen ſchließen, und ſo gar ſeine Handlungsweiſe einiger Maßen vorher erkennen läßt. Freylich iſt keiner gezwungen, ſeinen eingepflanzten Neigungen zu folgen. Man kann ihnen widerſtehen, ſie regeln, und der Herrſchaft der Vernunft unterwerfen. Aber dazu wird Selbſtermannung und anhaltende Anſtrengung erfor-

dert, die jedermann scheut; und es ist nichts weniger als gleichgültig, in welchem Grade uns die Natur dieses erleichtert, oder erschwert, wie viel Sinnlichkeit oder Vernunftfähigkeit sie uns mitgetheilt, wie sie Leiden und Thätigkeit in uns gemischt hat. Nicht zu läugnen ist, daß sich in manchen, die moralische Natur kaum merklich regt, und von der stärkern Neigung gleich unterdrückt wird, daß sich in manchen die Leidenschaft mit einer Gewalt gegen das Gesetz auflehnt, wider welche es unmöglich ist, dieses zu behaupten und durchzusetzen. Wenn einige einen offnen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute mit auf die Welt bringen, wenn in ihnen alles zusammenstimmt, solche Bedürfnisse zu erzeugen, die sich auf das Höhere, in sich Vortreffliche beziehen: so ringen andre, ein ganzes Leben hindurch, mit ihrer widerspänstigen, disharmonischen Natur, können durch den mühsamsten Fleiß nichts Vollendetes aus sich machen, und entbehren bey dem besten Willen aller Eigenschaften, welche an jene ein günstiges Geschick ungebethen verschwendete.

Wenn es auch möglich ist, einer zu mächtigen Sinnlichkeit Herr zu werden, und ausschweifende Begierden zu beschränken: so wird es desto schwerer halten, die entgegengesetzten Eigenschaften, welche uns die Natur versagte, oder mit welchen sie wohl gar unser Wesen in Widerspruch brachte, zu erlangen. Wie soll der Furchtsame muthig, der Leichtsinnige ernsthaft, der Empfindliche geduldig, der Harte weichherzig, der Phlegmatische reizbar und beweglich, der, welcher die ganze Oekonomie seines Geistes an das Anschauliche fesselt für

das Unsichtbare und Unaussprechliche gestimmt werden? durch Selbstbearbeitung? das ist es ja eben, wozu sein Vermögen so klein ist.

Aus den Händen der Natur empfängt die Erziehung den Menschen, um ihn weiter auszubilden. Wie viel diese zur Gründung, Befestigung und weitern Bestimmung des Charakters beitrage, ist allbekannt. Durch sie wurzelt das Ursprüngliche noch tiefer, oder entstehen neue Denk-, Empfindungs- und Handlungsweisen, welche, wenn die Empfänglichkeit des zarten Herzens und die Macht der Gewohnheit sie befestigt, nicht selten zu einer unüberwindlichen Stärke hinan wachsen. Sie hat es in ihrer Gewalt, verkehrte Neigungen zu bekämpfen, und sie zur feurigsten Leidenschaft zu entwickeln, die Sinnlichkeit zu stärken und zu schwächen, das Gemüth zu verweichlichen und abzuhärten, das Mitgefühl zarter und reitzbar, den moralischen Sinn heller und lebhafter zu machen, aber auch beide abzustumpfen und ganz zu vertilgen.

Der Mensch kann die Fehler seiner Erziehung verbessern. Aber das Vermögen dazu wird ihm von ihr ertheilt. Er muß es annehmen so karg oder so reichlich als sie es für gut findet. Freilich liegt auch etwas in der Natur, was die verkehrteste Behandlung nicht ausrotten, aber doch unläugbar sehr beschränken kann.

Die Maximen, nach welchen ihn die Erziehung behandelt, geben dem Charakter gewisse physische Stimmungen, die für seinen moralischen Zustand sehr bedeutend werden. Uebertriebene Strenge erstickt den zarten Keim des Frohsinnes für immer, und bildet dem Ge-

nüthe einen düstern Ernst an, welche nicht allein alle Freuden des künftigen Lebens vergiftet, sondern auch in wichtige moralische Fehler ausschlägt. Eigensinnige, despotische Behandlung vernichtet alles Selbstgefühl und alle Selbstständigkeit, lähmt alle Kräfte, und bildet den willenlosen Sclaven der Welt und der Umstände. Eine heitre Stimmung der Seele, durch freundliche, theilnehmende, liebevolle, von schönem Familiensinne geleitete Bewegung geweckt, entfaltet sich zu einer klaren und ruhigen Existenz, in welcher ein herrlicher Charakter aufgeht.

Die mitern Ereignisse des Lebens und die Lage des Menschen in der Welt zeigen einen nicht geringern Einfluß in den moralischen Charakter. Häufiger Glückwechsel erzeugt in ihm Leichtsinn, Veränderlichkeit, Mangel an Kraft und Haltung, oft Geist- und Herzlosigkeit. Auffallendes Unglück macht traurig, finster, muthlos verzagt, in sich gekehrt, verschlossen, oft hart, eigensinnig, trotzig, nicht selten gemein, niederträchtig, knechtisch. Ausgezeichnetes Glück dagegen bald leichtsinnig, weichlich, ausschweifend, bald stolz, übermüthig und vermessen, bald selbstsüchtig, anmaßend, hart, unempfindlich, bald verzagt und kraftlos. Umgekehrt ist auch oft Armuth und Niedrigkeit ein starker Reiz, sich durch wahres Verdienst zu erheben durch Bildung des Geistes und Herzens, erhabene Gesinnungen und große, rastlose Thätigkeit das unglückliche Schicksal zu überwinden. Aus dem Stande ringt sich nicht selten das herrliche Talent zu einer glanzvollen Höhe herauf. Reichthum und Ehre waren oft Sporn und Mittel zu ge-

meinnützigen Handlungen, die Quelle eines bewundernswehrten Edelmuthes, ein Schutz gegen Thorheit und schwächliche Erniedrigung. Die Wirkung beyder auf den Charakter wird durch die Art, wie man zu ihnen gelangt ist, durch das Maß und die übrigen Verhältnisse, worin man sie besitzt, und durch die Naturbeschaffenheit unsers Herzens mannichfaltig modificirt, und es entstehen neue Tugenden und Laster, neue Erleichterungen und Schwierigkeiten der moralischen Bildung.

Der Umgang und Verkehr mit Menschen ist endlich nicht weniger wichtig für den sittlichen Zustand. Aus ihm gehen unzählbare Eindrücke hervor, welche in unserm Innern, in Gefühlen, Gesinnungen, Bestrebungen und Handlungen bleibende Spuren zurück lassen. Begünstigungen und Kränkungen, Wohl- oder Uebelwollen gestalten immerfort an uns. Der fremde Sinn bildet sich mehr oder weniger in dem unsrigen ab. Der Nachahmungstrieb fügt uns unaufhörlich fremde Züge an.

In allem dem hat das Schicksal grose Gewalt, uns zu verderben und zu veredeln, uns niederzudrücken und zu erheben, uns moralisch gut oder schlecht zu machen. Wie wenig bleibt dagegen der Freyheit, die Verirrungen der Natur und der Umstände zu verbessern, aus den Verwüstungen wieder Ordnung zu schaffen, und den feindseligen Kräften, von welchen sie überall bekämpft wird zu widerstehen. Sie ist auf ein kleines Gebieth eingeschränkt, über welches sie nur in wenigen edeln Naturen, nicht ohne Begünstigung des

Schickſales hinausdringt. Und auch hier iſt ihr formender Geiſt an die Beſchaffenheit der Stoffe gebunden, welche ihm oft ihre Geſtaltung aufdringen, daß ihm ſein eignes Leben im fremden ganz untergeht. Der Charakter der meiſten iſt ganz Product ihrer Schickſale; ihr Thun iſt wie ihre Stimmung, und ihre Stimmung, wie das Nothwendige in ihrem Leben. Ihr Wehrt oder Unwehrt iſt Reflex der Natur in dem Lichte des Geiſtes.

Siebentes Kapitel.

Abhängigkeit des Menſchen vom Schickſale.

Wir haben bisher den größten Theil des Lebens und ſeiner Zuſtände in der Gewalt des Schickſales gefunden. Nicht allein die wichtigſten Momente der äußern Lage des Menſchen, wovon dieſes allgemein anerkannt iſt, auch die Kraft, mit welcher er ihr innerlich und äußerlich entgegen wirkt, indem er entweder ſie ſelbſt zu verbeſſern, oder ſeine Stimmung vor widrigen Eindrücken zu retten ſucht, ſelbſt ſeine äſthetiſche und moraliſche Bildung iſt in vielen Hinſichten von ihm abhängig und durch daſſelbe eingeſchränkt.

Doch iſt uns einiges Vermögen, in den Zuſammenhang unſrer Lebensereigniſſe einzugreifen, und darin zu verändern, unſern innern Menſchen gegen unvermeidliche und unbezwingliche Anfälle in eine ruhige Verfaſſung zu bringen, an unſrer Bildung und Veredlung, freylich nach Maßgabe der Umſtände und der Talente, welche uns die Natur dazu verlieh zu arbeiten übrig geblieben; aber nicht ohne die geheime Beſorgniß, daß auch dieſes, bey näherer Prüfung, in ein leeres Dunſtbild verfliegen, und die ganze freye Thätigkeit, mittelſt welcher ſich der Menſch vom Schickſale loszuringen meynt, nur ein Traum ſeyn werde.

Worauf ſich dieſe Beſorgniß gründet? Wir fanden nähmlich jene Thätigkeit überall, wo ſie einen tröſtenden Schimmer auf das Leben warf, dem Einfluſſe ſolcher Umſtände bloß geſtellt, an denen wir nichts vermochten. Wenn ſie nun auch durch dieſe nicht ganz gebunden zu ſeyn, ſondern ſich in ihren Schranken feſt zu behaupten ſchien: ſo könnte doch leicht der Verdacht entſtehen, daß es nur ſo ſcheine, weil wir noch nicht tief genug in die Sache eingegangen, noch nicht aufmerkſam genug auf jene Umſtände geachtet, noch nicht ſcharf genug ihren ganzen Betrag gewürdigt hätten.

Eine Thätigkeit, die in den meiſten Puncten einem Leiden unterworfen, in vielen von ihm ganz verſchlungen, in vielen durch ſeinen unbezwinglichen Widerſtand aufgehalten, in vielen von ihm angeregt und modificirt iſt läßt ſich nicht gut denken und mit dieſem auf ein Ganzes beziehen. Ihre Einſchränkung deutet auf einen Plan hin, der durch ſie nicht beeinträchtigt werden ſoll:

dann muß ſie aber auch überall dieſem Plane gehorchen, und es darf ihr nicht die geringſte Freyheit geſtattet werden, ohne Gefahr, daß ſie die größten Verwüſtungen anrichte. Eine einzige Handlung, deren Beſtimmung und Ausführung ihrem Belieben überlaſſen wäre könnte alles in Verwirrung ſetzen. Wollte man indeß auch die Möglichkeit ſolcher Willensäußerungen, durch welche das Ganze nicht gefährdet würde zugeben: ſo würde uns doch mit dem wenigen, was wir dadurch retteten nicht geholfen ſeyn; es könnte nur in ſolchen Handlungen beſtehen, welche für unſer Wohl ziemlich gleichgültig wären. Denn was nicht in die Ordnung des Ganzen eingreift kann auch jenes nicht berühren.

Aber das Gefühl der Freyheit und Selbſtſtändigkeit läßt ſich nicht abſtreiten. Es wohnt uns unvertilgbar bey, und iſt eins mit unſerm Leben. Nichts deſto weniger könnte ſich der weitern Prüfung in ihm ein bloßer Schein darſtellen. Die Beyſpiele davon ſind nicht ungewöhnlich. Wer, den die Erfahrung einiger Maßen gewitzigt hat, möchte wohl mit unbedingter Zuverſicht allem dem vertrauen, was ſich im eignen Bewußtſeyn mit unmittelbarer und höchſter Evidenz ankündigt? Wie oft entdeckt ſich auch in dem das Product dunkler Gefühle, und, in den Nebel der Unbeſtimmtheit eingehüllter, verkehrter Geiſtesoperationen, welches ſich ſelbſt zerſtört, wie das Licht des Verſtandes dieſe aus einander jagt. Wir haben die Probe gehabt, und eben das vermehrt unſern Verdacht. In den meiſten guten oder ſchlechten Handlungen ſchreiben wir uns ſelbſt Verdienſt und Schuld zu, in den meiſten unſrer Ueberzeugungen ſetzen

wir das Werk unſers freyen Unterſuchungsgeiſtes, und halten es für unmöglich, das wegzuraiſonniren; und doch hat es ſich gezeigt, daß uns nur ſehr weniges ſelbſt angehöre. Warum ſollte es mit dieſem wenigen nicht auch ſo ſeyn können?

Es wäre freylich traurig, wenn es ſich ſo fände, das ſchrecklichſte Reſultat, zu dem je eine Unterſuchung führen kann. Dies darf uns aber nicht abhalten der Sache weiter nachzuforſchen. Auch die tröſtliche Täuſchung iſt auf die Dauer gefährlich. Bey der Wahrheit iſt zuletzt allein Ruhe. Nie kann es heilſam ſeyn, ſich eine traurige Entdeckung halb zu verheimlichen. Die Dunkelheit, welche die eine Hälfte bedeckt iſt noch fürchterlicher als das trübe Licht, worin uns die andre erſcheint. Aber indem man ſie ganz und in ihrer vollen Stärke ausſpricht, eröffnet ſich nicht ſelten eine ganz neue Anſicht, welcher alles in einer freundlichen Geſtalt aufgeht.

Wirklich verhält es ſich ſo, wie wir beſorgten. Der Menſch iſt ein Theil der Welt, eine wirkſame Kraft in ihr, daher ihren Geſetzen unterworfen, ihrem Zwecke dienſtbar. Er ſteht mit andern Kräften in Verbindung, wird durch ſie beſtimmt, und wirkt wieder auf ſie zurück. Die Welt iſt ein Ganzes, und als ſolches in durchgängiger nothwendiger Verknüpfung. Jedem iſt ſeine Stelle angewieſen, und es kann keine andre als die ihm angewieſene einnehmen. In allem iſt ein inneres Prinzip der Thätigkeit; aber es kann ſich nicht äußern, es werde denn von etwas anderm geweckt und getrieben. Alles bewegt ſich in der Richtung, welche ihm mitge-

theilt wird. Jede Veränderung hat ihre hinreichende Urſache; dieſe wieder die ihrige; und ſo ins Unendliche. Das Ganze organiſirt und erhält ſich durch den ewigen Conflict ſeiner Kräfte. Es ruht auf ſich ſelbſt, ſtrömt ſeinen Geiſt in alle Einzelnen aus, und kehrt in ſich ſelbſt zurück. Jedes iſt was es ſeyn kann, und nothwendig ſeyn muß. Zufall iſt ein Wort ohne Sinn, ein Kind der Unwiſſenheit und einer ausſchweifenden Phantaſie.

Die durchgängige und nothwendige Verbindung des Ganzen iſt die Bedingung, unter welcher allein ein Ganzes ſeyn kann. Laßt irgendwo ein Freyes eindringen: ſo iſt der Zuſammenhang zerriſſen, und, ewig unvereinbar, fallen die Bruchſtücke aus einander. Einheit, Haltung und Zweck iſt zerſtört, alles verſtändige Erkennen und alles vernünftige Denken zu Ende. Laßt irgend etwas nur zum Theile durch das Uebrige, zum Theile aber durch ſich ſelbſt beliebig beſtimmt ſeyn: wird es ſich noch zu jenem fügen und ſeiner Ordnung gehorchen? wird das entſtehen, was in dieſe Ordnung gehört, und nicht vielmehr gränzenloſe Verwirrung eintreten, in welche die ungeheuerſte Phantaſie kaum Zuſammenhang hinein dichten kann? Wie ſoll aus dieſem geſtaltloſen Chaos ein Gedanke hervordringen, wie an ihm eine Regel ſich erweiſen, die im Vergangenen das Zukünftige ahnden ließe, wie in dieſen ewig wechſelnden Formen nur die Identität des Bewußtſeyns ſich behaupten?

Unſre Erkenntniß iſt ein Verknüpfen. Was ſich in ihr uns mittheilt muß uns als ein in jeder Hinſicht Verknüpftes erſcheinen, darin darf keine Lücke ſeyn, will

selst welcher eine fremde Kraft eingreifen könnte. Von Warum sind wir freylich nicht im Stande, die Ursache und die Verbindung mit etwas anderm anzugeben. Aber nichts desto weniger bestehen wir fest darauf, eben darum weil jenes ein Erkanntes ist, daß diese wirklich vorhanden seyn, und sich noch einmal unserm fernern Forschen offenbaren müssen. Die Beziehung, worin die äußere Welt zu unserm Geiste steht, und durch welche sie sich in demselben abspiegelt bringt es mit sich, daß in ihr alles nothwendig bestimmt sey, und nichts anders wirken könne als in Gemäßheit zu diesen bestimmenden Gründen.

So fällt denn auch alle Freiheit des Menschen dahin. Er ist freylich eine thätige Kraft, aber in Verhältniß zu andern thätigen Kräften, welche in ihn eindringen, und, durch ihn modificirt, wieder heraustreten, so wie er in andre eindringt, und, durch sie modificirt, wieder aus ihnen heraustritt. Was jedes ist, ist es durch alle. Was jedes wirkt, wirkt es getrieben von allen. Das Eine ist zufolge des Andern, und wie es im Zusammenbestehen mit allen, und in der Vereinigung mit ihnen zu Einem Ganzen seyn kann; jede Kraft ein Spiegel des Weltalls.

Freylich ist die eine Natur edler als die andre, wirkt mit einer größern Summe von Thätigkeit und höherer Energie der Anstrengung, je nachdem ihr Leben regsamer oder leidentlicher ist. Aber das reduzirt sich zuletzt darauf, daß sich in solchen edlern Naturen alles, nach ihrem Wesen, vielfacher gestaltet, in vielfachern Wendungen und Schlingungen durch sie hindurchgeht,

ohne daß darin weniger Nothwendigkeit wäre. Keine theilt etwas mit, was sie nicht empfangen habe, und keine etwas auf eine andre Weise, als wie es durch das Verhältniß des nothwendigen Einwirkens in sie zu ihrer eignen nicht weniger nothwendigen Beschaffenheit bestimmt wird.

Diese höhere Anstrengung erzeugt, wo sie mit Bewußtseyn wahrgenommen, und über sie reflectirt wird, die Täuschung absoluter Selbstthätigkeit. Aber wer scharfsichtiger beobachtet und vielseitiger denkt erblickt auch hier durch den Schein der Freyheit die Nothwendigkeit.

So ist es mit dem Menschen. Das Meiste, was durch ihn entsteht geht durch den Verstand hindurch, ehe es kräftig ins Leben strömt. Hier verursacht es nun mancherley besondre Thätigkeiten, Vergleichen, Trennen, Verknüpfen, Beziehen, Folgern, aus welchem allem sich das Wählen bildet. In diesen Thatigkeiten fühlt sich der Mensch, weil sie ihn lebhaft beschäftigen. Darum schreibt er sie sich vorzugsweise selbst zu, und seine Phantasie brütet daraus den Traum der Freyheit hervor. Aber wo ist denn diese Freyheit? Ist nicht hier alles wieder nothwendig bestimmt? Kann er etwas anders finden, als wie er es, zufolge der vorliegenden Erfahrungen, der ursprünglichen Einrichtung und der angebildeten Beschaffenheit seines Geistes, wirklich findet? Was sind seine Reflexionen, Urtheile und Schlüsse anders, als die Art, wie sich das äußere Leben in ihm formt? Was verrichtet er, worin er nicht Instrument der Natur wäre, die

doch wahrlich seinem Willen nicht gehorcht? Warum soll das Verständige freyer seyn als das Instinctmäßige? Entsteht nicht jenes dadurch, daß sich dieses in sich selbst verklärt und reflectirt.

Keiner thut doch wohl etwas ohne hinreichende Gründe. Von diesen hängt also unser Thun ab. Und sie selbst? Von der Stimmung unsers Innern und unsrer Lage in der Welt. Wir wissen von keinen andern Gründen, als von denen, die uns irgendwo her kommen. Sollten wir die Umstände und innern Dispositionen, welche sie herbey führen selbst veranstalten: so müßten wir sie wissen ehe wir sie wissen. Aber wir können uns anhalten, uns besinnen, reifer überlegen. Warum geschieht es denn nicht immer? Jeder will doch gerne so klug handeln als möglich ist; und doch denkt er selten weiter über das, was ihm jetzt einleuchtet. Er kann nicht, er wird überwältigt, eine Macht, die ihm zu stark ist reißt ihn fort, und diese ist der Grund, welcher ihn jetzt bestimmt. Ob wir uns also besinnen werden oder nicht, darüber hat das Schicksal zu verfügen.

Doch gesetzt wir vermöchten dieses über uns, ist dann das Resultat unsers Besinnens in unsrer Gewalt, müssen wir uns dieses nicht gefallen lassen, wie es auch beschaffen sey?

Ferner kommt es auch auf das Besinnen allein nicht an; der Gedanke muß Leben haben. Es ist nicht genug, etwas für gut zu erkennen; diese Erkenntniß muß kräftig auf das Gefühl wirken, um durch dasselbe in Handlung umgesetzt zu werden. Daher rührt es, daß es oft

scheint, als ob wir unsrer Ueberzeugung entgegen handelten, das nicht thäten, was wir für das Beste hielten. Die Wahrheit ist, wir haben eine doppelte Meynung, Eine im Verstande, und Eine im Herzen. Diese aber trägt den Sieg davon. Dasjenige Gefühl, worin sich unsre Lebenskräfte am meisten sammeln bestimmt uns, wenn es sich uns auch nicht als das lebhafteste ankündigen sollte. Daß uns aber etwas rühre, die Lebenskräfte zweckmäßig anrege, hängt das von uns ab? Wir wissen ja nicht einmal, wie sie angeregt werden müssen, und welche Beschaffenheit derselben erforderlich sey.

Aber man kann der Gewalt dunkler Eindrücke und sinnlicher Gefühle widerstehen, und sich eine stärkere Richtung auf den Verstand geben. Warum geschieht es denn nicht? Offenbar, weil das Verhältniß der Sinnlichkeit zum Verstande durch nothwendige Naturgesetze festgesetzt ist. Wer thörigt handelt thut es zuverlässig deßwegen, weil das Prinzip, welches ihn dazu treibt stärker ist, als das andre, das seine Vernunft in Bewegung setzen soll.

Dieß scheint zwar von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Charakters abzuhangen. Aber wie ist dieser entstanden? Wie überhaupt alles entsteht; er hat sich uns angebildet, durch das Zusammenwirken unsrer Naturanlagen und unserer äußern Verhältnisse, die beyde gleicher Nothwendigkeit unterworfen sind.

Mit Recht erklärt daher eine ältere philosophische Schule den Willen für das Vermögen, das Beste zu wählen. Damit es nun überhaupt zum Wählen kom-

me, muß vor allem das Schicksal den Instinct zur Ruhe bringen. Und ist es dazu gekommen; richtet sich dann nicht die Wahl nach den Einsichten, und die Einsichten nach dem Nothwendigen? Liegt es an uns, daß uns etwas das Beste sey, oder müssen wir nicht auch hier nehmen, was wir finden?

Das Denken ist die höchste und reinste Thätigkeit im Menschen. In ihm liegt auch der Keim desjenigen Wollens, das wir vorzugsweise ein reines und freyes nennen; ja dieses Wollen ist selbst nichts anders, als ein anhaltendes, kräftiges Denken. Sollte sich uns nicht hierin eine neue Aussicht für Freyheit eröffnen? Wie, wenn es in unsrer Gewalt stünde, unsern Gedanken beliebig eine andre Richtung zu geben: könnten wir dadurch nicht auch in das Aeußere eindringen, und in demselben Veränderungen bewirken? Würden wir uns nicht dadurch zu einem Standpuncte erheben, der über alle, mit Nothwendigkeit bestimmten Meynungen hinaus liegt, auf welchem wir uns frey fühlen, während diese immer gebunden und abhängig bleiben, auf welchem wir einer, rein durch uns selbst gebildeten Ueberzeugung fähig würden? Hiermit stimmen die Aussagen unsers Bewußtseyns überein, die uns gar nicht zweifeln lassen, daß wir unsre Aufmerksamkeit, statt auf diesen, auch auf jeden andern Gedanken hätten lenken, und dadurch nicht allein andre Einsichten wecken, verdeutlichen und beleben, sondern auch andre Bestimmungsgründe unsrer Handlungen, und damit zugleich eine andre Form der letztern hätten wählen können.

Allein es entsteht zuvörderst die Bedenklichkeit, wie man zu diesem Denken komme. Aus dem Vorhergehenden ist offenbar, daß es der Mensch nicht immer in seiner Gewalt habe, sich dem leidenden Zustande zu entreißen, die Macht der Empfindung zu unterdrücken, und sich derselben gleichsam zu entäußern, um in sich thätig zu seyn. Auch hierin steht er wieder unter dem Schicksale. Er bringt es nicht zum reinen, selbstthätigen Denken, wenn ihn dieses nicht aus den Schranken des Affectes und der Leidenschaft erlöst. Wenn das Gefühl zur Ruhe gebracht ist, entsteht in der heiligen Stille des Gemüthes der Gedanke. Muß nicht auch hier der Einfluß der Umstände wirken? Wir können nur dann denken, wenn Aeußeres und Inneres zusammenwirkt, um uns dazu zu disponiren, und dabey zufällig unsre Selbstständigkeit angeregt wird.

Müssen wir aber durch etwas anders zum Denken gebracht werden: so ist auch zu besorgen, daß wir uns durch uns selbst nicht in demselben behaupten können. Hangt es vom Schicksale ab, ob es mit uns zum Denken kommen soll oder nicht: so wird es auch von ihm abhangen, was und wie wir Denken sollen.

Und so zeigt es sich in der That; auf dem Gebiethe des Denkens sind wir nicht freyer als überall. Das Denken ist den nothwendigen Gesetzen der Ideenassociation unterworfen. Wir gelangen zu keinem Gedanken, der uns nicht durch seinen Zusammenhang mit dem vorhergehenden zugeführt würde. Wer einen Menschen ganz genau, nach dem Maße und der Beschaffenheit seiner Geistesbildung, seiner Einsichten und

Erfahrungen, und den Umſtänden, unter welchen er die letztern eingeſammelt hat könnte, würde im Stande ſeyn, jedes Mal vorherzuſagen, wie und was ein ſolcher Menſch denken werde. Wer etwas Beobachtungsgeiſt beſitzt findet bey beſchränkten und oberflächlichen Köpfen, die leicht und ſchnell auszulernen ſind, keine Mühe. Bey umfaſſendern und tiefern macht dieſes ihre Vielſeitigkeit, das mannichfaltige Ineinandergreifen ihrer Gedanken und Empfindungen und die feine Nüancirung derſelben unmöglich. Nichts deſto weniger iſt auch bey ihnen alles nothwendig beſtimmt. Wir würden ſie auch faſſen und ihnen weißagen können, wenn unſer Blick ſchärfer, unſer Geiſt eindringender wäre, und einen größern Reichthum von Beobachtungen in ſich aufnehmen und verarbeiten könnte.

Aber wir haben doch das Vermögen, Begriffe zu bilden, zu reflectiren, zu urtheilen und zu ſchließen. Dazu gehört, daß wir uns von dem Ideen-Fluſſe in der Phantaſie losreißen, Gedanken wecken, beleben, vor uns hinſtellen, in mancherley Verhältniſſe bringen, weglaſſen und wieder aufnehmen, trennen und wieder verbinden. Hierin ſcheint doch Willkür zu ſeyn. Aber man beſinne ſich. Werden wir nicht auch dazu beſtimmt? Iſt nicht immer etwas da, was uns zur Einen Zeit zum ordentlichen Denken nöthigt, zur andern uns beſtimmt, uns dem Fluſſe der Einbildungskraft zu überlaſſen? Ich ſammle mich jetzt, um einen dunkeln Begriff zur Deutlichkeit zu bringen. Iſt nicht etwas vorhergegangen, das dieſe Idee lebhaft in mir angeregt hat, und durch ſie alle verwandten Begriffe nach und nach aufweckt,

und vor der Seele vorüberführt? Eine Reihe von Associationen ſtrömt dahin; aber ich faſſe nur einige auf, welche mit dem zu verdeutlichenden Gedanken, durch das Geſetz der Aehnlichkeit, verbunden ſind. Warum verfahre ich ſo? Offenbar, weil in dem Intereſſe des Gedankens, welcher mich beſchäftigt, enthalten iſt, daß meiner Phantaſie jetzt nur nach dieſem Geſetze Wirkſamkeit geſtattet, und die übrigen Aeußerungen derſelben zurückhält oder verdunkelt. Das geordnete Denken iſt alſo in der That nichts anders, als geregelte Ideen-Aſſociation, Thätigkeit der Phantaſie, durch irgend einen Umſtand auf dieſe Wirkungsart beſchränkt.

Wie wäre es auch möglich, einen Gedanken willkührlich in uns entſtehen zu laſſen? Müßten wir ihn nicht denken ehe wir ihn denken? Denn willkührlich läßt ſich doch nichts thun, ohne es vorher gedacht zu haben.

Wenn wir uns daher, indem wir etwas auf eine gewiſſe Weiſe gedacht haben, hinterher einbilden, wir hätten, ſtatt deſſen, auch wohl etwas anders, und auf eine andre Weiſe denken können: ſo iſt dies auch nur leere Einbildung. Wir überſehen oder vergeſſen die Umſtände, die uns dazu brachten. Freilich, wenn dieſe anders geweſen wären, oder anders auf uns gewirkt hätten: ſo leidet es keinen Zweifel, daß auch unſer Denken anders ausgefallen ſeyn würde. Ein Gedanke ſcheint uns von der natürlichen Ordnung der Ideen-Folge abzuweichen, wenn er durch einen andern angeregt wird, den wir entweder gar nicht bemerken, oder den wir doch nicht in ſeinem Zuſammenhange mit der herrſchenden Vorſtellung, und der ganzen Reihe erkennen. Unzäh-

bare dunkle Regungen verfolgen einander in unſerm Gemüthe. Sie offenbaren ſich nur in ihren Wirkungen. Darum glauben wir, dieſe Wirkungen ſeyen von ſelbſt oder durch uns entſtanden.

So iſt alſo im innern und äußern Leben des Menſchen alles nothwendig beſtimmt. Wir thun wohl etwas, aber nicht ohne zu leiden, und von dieſem Leiden in unſerm Thun beherrſcht zu werden. Alles an uns iſt nothwendig, ſelbſt dasjenige, worauf ſich unſre Zuverſicht, unſer Glaube und unſre Hoffnung ſo ſtark muthvoll und freudig erhebt. Freyheit findet nirgends einen Punct in welchem ſie wurzeln konnte. Alles Edle und Herrliche am Menſchen, ſeine Lebensereigniſſe, ſeine Empfindungen und ſelbſt ſein Handeln und Streben verliert ſich zuletzt in **abſolute Abhängigkeit vom Schickſale.**

Achtes Kapitel.

Das Schickſal — eine Gewalt.

Unzählbare Kräfte wirken im Univerſum. Die eine beſtimmt die andre, beſchränkt und erweitert ſie gegenſeitig, theilt ſich ihr mit, und empfängt von ihr wie-

der. Alle dienen darin einem mächtigen und heiligen Geſetze, welches ſich in der nothwendigen Ordnung ihres Zuſammen- und gegenſeitigen Einwirkens offenbart. Unter dieſem Geſetze ſammeln ſich alle zu Einer Tendenz, zu Einem in ſich vollendetem Ganzen, zu Einer allbewegenden, allregierenden, allwirkſamen Grundkraft, die ſich zuletzt in dem nothwendigen Weſen der Materie verliert, und dieſe Grundkraft iſt das eingewickelte Schickſal, welches ſich in den edlern und minder edlern Stoffen des Weltalles unendlich entwickelt, auseinander ſetzt und geſtaltet, und ſo einem jedem gibt, was es haben, ein jedes zu dem formt, was es ſeyn, einem jeden das zufügt, was es leiden, ein jedes zu dem treibt, was es thun ſoll.

Unter dieſen Kräften ſind einige mit Empfindung, Bewußtſeyn und einer dadurch beſtimmten eigenen Thätigkeit begabt. In ihnen ſpiegeln die andern Kräfte, und ſie ſelbſt ſich ab. Was durch ſie gewirkt wird modificirt ſich darnach einiger Maßen, nimmt von ihrer Natur etwas an, und verurſacht größere und mannichfaltigere Bewegung ihres Innern, ehe es aus ihnen heraustritt. Es ſind lebendige, empfindende, verſtändige, ſelbſtthätige Kräfte. Sie finden ſich in einem Zuſtande. Ihre Umgebungen und ihr innere Geſtaltung wirken auf eine doppelte Art, indem ſie theils aus ihnen heraustreten, theils ſich in ihnen ſelbſt reflectiren. Sie ſind in ihrem Wirken auf eine gewiſſe Weiſe geſtimmt, und dieſe Stimmung kundigt ſich ihnen als Vergnügungen oder Schmerz, Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, Achtung oder Verachtung an.

Daher kommt es, daß ihnen ihr Schickſal wichtig iſt, daß ſie überhaupt denken und wünſchen können, und insbeſondre in Anſehung ihres Schickſales gewiſſe Gedanken und Wünſche hägen. Aber eben das iſt ihr Unglück. Sie wünſchen ſich entweder vom Schickſale frei zu machen, oder es doch ſo weit in ihrer Gewalt zu haben, daß es ſtäts eine gute Stimmung in ihnen hervorbringe. Ihre Natur begünſtigt eine Zeit lang den Wahn, daß dem wirklich ſo ſey, aber in Kurzem deckt ſich dann doch, bey reiferm Nachdenken, die Täuſchung auf, und das Schickſal erſcheint auch ihnen, als jene erhabene Gewalt, welcher alles unterworfen iſt.

Voll Vertrauen auf ſich ſelbſt tritt der Menſch in die Welt, und ſieht in ihrem weiten Gebiethe nichts als Stoffe, die auf ſeine Bearbeitung warten. Alles ſoll durch ihn werden, unter ſeinen Händen ſich geſtalten und verſchönern. Mit neuen edlern Formen geſtaltet, die ſich aus den Idealen ſeines Innern hervordrängen, ſoll das äußere Leben voll Luſt und Freude, Reichthum und Fülle zu ihm zurück kehren. Er fühlt ſich in allem frey, im äußern Wirken wie im innern Bilden. Am wenigſten ahndet es ihn, daß ſelbſt dieſer ſüße Wahn nicht ſein Werk, daß er ihm vom Schickſale aufgedrungen ſey, und daß überhaupt das Nothwendige an ſeinen Zuſtänden etwas vermögen ſollte. Im feurigen Gefühle ſeiner Jugendkraft, in der kühnen Begeiſterung, worin ihn die erſte Entdeckung ſeines Vermögens verſetzt, bemerkt er nicht, woher ihm das komme, wagt er ſich an alles, ſind ihm alle Schwierigkeiten unbedeutend, hofft er über alle Hinderniſſe zu ſiegen, jeden Zweck mit

leichter Mühe zu erreichen. Im frohen Rausche der vollen Lebensempfindung, der ihm von allem die Lichtseite zeigt, verbirgt ihm das Schicksal seinen Sclavenstand, um sich seiner desto mehr zu versichern, ihn in der süßen Betherung nur fester an sein Joch zu schmieden.

Aber der Rausch verfliegt, und er geht nicht ohne Wärme daran, seine Ideale zu realisiren. Hier fühlt er zuerst, daß er nicht alles vermag. Er sieht nüchtern in die Welt hinein, und findet Schwierigkeiten, an denen er sich vergebens zerarbeitet, Stoffe, die er nicht besiegen kann. Es ist Gewalt außer ihm, der er nachgeben muß, zufrieden, auf dem Felde zu wirken, das sie ihm frey läßt. Der kostbare Preis, um welchen er sich ins Leben eingewöhnt ist, daß er immer mehr von seiner Freyheit und Selbstständigkeit hingibt. Die Glorie der Vergötterung erlischt allmählich, und seine Allmacht sinkt immer tiefer zur Gebrechlichkeit der Menschheit hinab. Die Natur beginnt, ihn anzufeinden, wo er sie nicht zum Kampfe aufgefordert hat. Auch da, wo er auf nichts ausgeht, wird er beeinträchtigt, die naturgemäße Erweiterung seines Lebens ihm überall streitig gemacht. Er wird beraubt, gemißhandelt, erniedrigt, versäumt, leidet Verluste, und kann gegen das alles nichts. Der Schmerz verwundet ihn tief, und er kann sich nicht widersetzen. Sein Geist strebt nach Bildung, aber er ist überall eingezwängt. Mangel an Hülfsmitteln, eine gemeine Natur, Vorurtheile und der Geist der Zeit stellen sich ihm allenthalben entgegen. Er vergeht unter seinen Sorgen und Kümmernissen. Unglückliche Ereignisse und innerer Gram drücken ihn

zu Boden, und das Reſultat ſeines Lebens iſt, daß er zum Sclaven geboren war. Er ahndet ein Vortreffliches, als höchſtes, heiligſtes Gut ſeines Lebens, umfaßt es freudig als ſeine Beſtimmung, ſtrebt ihm nach, es zu erreichen und in ſeinem Thun darzuſtellen. Fragt er ſich am Ende, warum ihm das ſo ſchlecht oder gar nicht gelungen ſey: ſo findet er, daß er nicht gekonnt, daß das nothwendige Zuſammentreffen der Kräfte, von einer unerbittlichen Gewalt beherrſcht, ihn daran verhindert habe. Er klagt zwar ſich ſelbſt an, und rühmt ſich des Verdienſtes; aber es zeigt ſich, daß er ſich in beyden betrog, daß es ſein Schickſal war, welches ihn beyfalls- oder tadelnswürdig zu handeln nöthigte, daß ihm weder Ruhm noch Vorwurf gebührte, weil er gerade das iſt, und ſo ſich äußert, was er ſeyn und wie er ſich äußern muß. So gewinnt er zuletzt ſeine Menſchheit durch die Anerkennung eines allmächtigen Willens, der ihn allenthalben umfängt und bezwingt, durch die Einſicht, daß er ſelbſt nichts ſey, denn ein Werkzeug des Ganzen.

Das Beſte iſt freylich noch dabey, daß ihm dieſe Einſicht erſt ſpät kommt. Denn daß es ein ſchoner glücklicher Traum und einer erhabenen Wahrheit und Bedeutung werth ſey, worin der Menſch ſein Schickſal von ſich ſelbſt abhängig ſieht, wer möchte das läugnen? Freylich trifft ihn auf dieſe Weiſe der Vorwurf eines unwürdigen Benehmens härter, laſtet das Gefühl der Schuld ſchwerer auf ihm, wenn er ſich über jede Thorheit, jede Verwirrung, jedes Zurückbleiben und Schlechterwerden ſelbſt anzuklagen hat. Aber dafür ehrt und erfreut ihn auch die edle That deſto höher, und — was

hier den Ausschlag gibt — geht er voll Hoffnung durchs Leben, bleibt ihm im Gefühle des Elendes der Trost, zu wissen, daß er nur besser werden dürfe, damit es ihm auch besser ergehe, daß sein Glück ganz in seine Hände gegeben sey, daß ihn nichts treffen könne, was er nicht selbst gewollt habe.

Nirgends hat sich deßwegen auch das Schicksal wohlthätiger erwiesen, als an denen, welche es hierüber in einer glücklichen Unwissenheit ließ. Wie unrecht haben wir, daß wir den bedauern, der, mit dem frohen Glauben, daß er sich durch redliche Pflichttreue ein günstiges Schicksal erwerben könne, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, obgleich sein Geist dabey verarmt; o, er ist doch reich, denn die ganze Welt ist sein Eigenthum, alles gewinnt für ihn ein erfreuliches Ende. Für welch ein unglückliches Werkzeug des Schicksales müßte ich mich halten, daß es mich verdammte, dieses zu schreiben und den seligsten Wahn der Menschen zu zerstören; wenn ich nicht hoffen dürfte, bald auf einen neuen Standpunct zu treten, wo uns im Lichte der Verklärung die neue Welt aufgeht, in der das Schicksal auf ewig der Menschheit untertan wird.

Aber wir sehen jetzt nur immer noch gegen die Schattenseite der Erfahrung, und diese zeigt uns überall nichts als Schicksal in unumschränkter Gewalt.

Ihm gehören wir an mit allem, was wir sind und haben. Es hat uns diesen Leib gegeben, diese Anlagen, in dieser Mischung und in diesem Verhältnisse, unserm Geiste eingepflanzt. Es hat ihn in diese Richtung gebracht, seine Empfänglichkeit so gestimmt,

seine Kräfte so entwickelt, ihm diese Nahrung und diese Reize zugeführt, uns in diese Verbindungen gesetzt, mit diesen Gegenständen umgeben, diese Ereignisse angeordnet, und daran unser Wohl und Weh geknüpft. Es hat uns das Maß unsrer Thätigkeit zugemessen, sie aber auch in ihre Schranken gezwungen, auf ihre Gegenstände gelenkt, ihr eine nothwendige Art sich zu äußern aufgedrungen.

Wo wir an ihm etwas verändern, da ist es im Grunde es selbst, welches sich durch uns verändert. Wir thun überall nichts, als auf seinen Befehl, und gehorchen ihm auch da, wo wir uns von ihm loszureissen glauben. Zu dem, was wir Gutes und Schlechtes verrichten, sind wir von ihm prädestinirt. An dem, was wir Vortreffliches erreichen, und an der Niedrigkeit, zu welcher wir herab sinken, führt sich sein ewiger Plan aus. Es zählt uns unsre Freuden und Leiden zu, leitet uns auf rauhen und angenehmen Wegen durchs Leben, demüthigt uns und macht uns groß, gibt uns verderblichen Irrthümern Preis und bringt uns zum hellen Lichte der Wahrheit, läßt uns die Opfer schändlicher Leidenschaften werden, in Thorheiten verfallen und, von der Weisheit geführt und geküßt, zu der glanzvollen Höhe der Tugend hinan dringen. Es läßt uns vergehen und empor kommen, wie es seinen Launen genügt. Alles was wir sind und haben, sind und haben wir von ihm.

Ganze Nationen beugen sich vor seinem Zepter, wie der einzelne Mensch. Es geschieht des Schicksales heiliger Wille; wenn die dicke Nacht der Unwissenheit, des Wahns und Aberglaubens über einem Volke anbricht;

und wenn ihm das Morgenlicht der Vernunft aufdämmert; wenn es in rohe Unempfindlichkeit, viehische Lasterhaftigkeit und träge Indolenz hinstarrt, und wenn mit dem zarten Gefühle für das Wahre, Gute und Schöne, ein besserer Sinn, ein edleres, kräftigeres Streben erwacht, und Kunst und Tugend glorreich und freudig ihr Haupt empor heben; wenn es herab sinkt zum willenlosen Werkzeuge allmächtiger Despoten, und sclavisch die eiserne Ruthe küßt, die ihm den Nacken wund schlägt, und wenn hohes Freyheitsgefühl sich mächtig regt, und Jünglinge und Männer zum muthigen Kampfe für das verhöhnte Recht, das entweihte Erbe der Natur auffordert; wenn es seine Macht furchtbar ausbreitet über fremde Reiche und wenn es selbst die Beute eines Mächtigen wird. Das Schicksal weckt und bildet die Männer, durch die das Vaterland groß und herrlich sich erhebt. Das Schicksal führt die Verkettung der Umstände herbey, durch welche ihre Plane reifen und zur Vollendung gedeihen. Das Schicksal begünstigt nicht selten die Anschläge der Thoren, daß aus ihnen Weises und Bewundertes hervorgeht. Das Schicksal leitet auch den Unsern herauf, der namenloses Verderben ankündigt, rüstet die Werkzeuge des Unglücks aus, und vollführt ihr Beginnen, macht die Entwürfe der Weisen zu Schanden, überwältigt den erhabenen Eifer der Guten, und krönt das Unternehmen der Schlechten mit günstigem Erfolge.

Nicht immer übt es diese Gewalt auf dieselbe Weise aus; bald gelinde, bald mit Strenge; bald einfach und geradezu, bald durch eine Reihe von in einander greifen-

den Wirkungen; bald durch Natur- bald durch Menſchenkraft; bald mit, bald ohne Verſtand; bald als abſolute Nothwendigkeit, bald unter dem Scheine der Freyheit; bald öffentlich und allen kundbar, bald im Verborgenen und geheimnißvoll; bald langſam und ſchonend, bald ſchnell und rückſichtslos. Daher wird es nur ſelten erkannt, wo es iſt und handelt. Der Menſch vernimmt es gewöhnlich nur in ſeinen auffallendſten Erſcheinungen, und verläugnet es da, wo es am kunſtvollſten ſeine Plane ausführt. Er dient ihm immer, wo er ſich ſelbſt zu dienen glaubt. Denn in allen Geſtaltungen, in welche es ſich kleidet, behauptet es ſich unveränderlich bey ſeiner Gewalt.

Neuntes Kapitel.

Der Menſch vermag nichts an ſeinem Schickſale.

Daß keiner ſein Schickſal urſprünglich ſelbſt eingerichtet habe, wird allgemein anerkannt. Jeder findet es, wenn er mit Bewußtſeyn in die Welt tritt, auf eine eigene Weiſe beſtimmt. Er iſt mit gewiſſen Anlagen ausgerüſtet, unter gewiſſe Umgebungen geſetzt, deren

Einwirken er nicht abwehren kann. Aber vor ihm eröffnet sich eine weite freie Wirkungssphäre. Mit dem Erwachen des Verstandes glaubt er sich seiner selbst und seiner Zustände ermächtigt zu haben. Er hofft es jetzt mit ihm aufzunehmen, und sich für die Gewalt zu rächen, die es ihm bisher angethan hat.

Sein Muth äußert sich in mancherley Versuchen. Er hat es Anfangs auf nichts Geringeres abgesehen, als es im offenbaren Kampfe anzugreifen, zu überwinden, von Grund aus zu vertilgen, oder doch aus seinem Leben wegzudrängen, und ihm höchstens das Gebieth der todten Materie, so weit er es selbst nicht bearbeiten mag, oder darin nichts seinen Wünschen Angemessenes findet, zu überlassen, um dann, an seiner Stelle, nach eignem Entwurfe, ein neues Gebäude des Lebens aufzurichten. Hiervon sieht er indeß doch bald ab; denn es kann ihm nicht lange verborgen bleiben, daß ihm sein Widersacher zu mächtig sey. Sein Muth kehrt in ihn selbst zurück, und verwandelt sich in ein inneres Sträuben und Auflehnen, in geheime Widersetzlichkeit, welche sich nur da, wo der Feind, sey es aus Schlauigkeit oder Nachgiebigkeit, in etwa zurückzieht, in einzelnen Zügen, mit mehr oder weniger Glück, ins offne Feld wagt. So kommt ihm denn endlich die Einsicht, daß es wohl am klügsten seyn möchte, sich gar nicht mehr mit ihm gemein zu machen, dagegen mit desto angestrengterer Sorgfalt sein Inneres zu bewachen, und den Frieden in der Heimath gegen seine Anfalle sicher zu stellen. Aber er merkt, daß er auch hier von der Gnade des Feindes abhange, daß dieser es nur wollen dürfe, um ihn gegen

ſich ſelbſt aufzuwiegeln, und ihn durch ſeine eigne Kraft zu vernichten.

Daher iſt denn wohl nichts rathſamer, als ſich mit ihm in einen gütlichen Vergleich einzulaſſen und ihm darin ſo viel abzudingen, als er für gut findet zu geben. Dies iſt der Fall der meiſten Menſchen, die dadurch mit dem Schickſale in ein erträgliches Vernehmen kommen, und es gelingt ihnen, auf dieſe Art einige Stellen in ihrem Leben frey zu erhalten, auf denen ſie dann nach Belieben ſchalten und walten, manches Ernſte beſänftigen, manches Rauhe mildern, manchem Unfreundlichen ein gefälligeres Anſehen geben. In dieſer engen Sphäre ſagt man, daß der Menſch etwas an ſeinem Schickſale vermöge, es verbeſſern und verſchlimmern, ſeinen Geiſt, ſo viel es ihm ſeine natürlichen Anlagen, Verhältniſſe, Umſtände und Hülfsmittel erlauben, anbauen, ſein Gemüth beherrſchen, und einer innern Regel des Wahren und Guten gemäß oder zuwider handeln könne.

Wenn man dieſe Lage aber vollſtändiger würdigt: ſo zeigt ſich, daß er eigentlich keinen Vergleich geſchloſſen, nichts abgedungen, ſondern ſich ganz und gar ergeben hat, welches auch unvermeidlich war. Das Schickſal hat und behält ihn in ſeiner Gewalt. Es iſt ihm ſelbſt nicht möglich, daß es ihn in irgend einem Stücke frey gebe, oder ſich etwas abdingen laſſe: denn von der Nothwendigkeit, womit es alles beherrſcht, iſt es ſelbſt durchdrungen, ſie iſt das Band, mittelſt welches es das Ganze zuſammenhält, und als Träger und Regierer des Ganzen beſteht. Die Wahrheit iſt alſo, daß es ſich des Menſchen bedient, um durch ihn

ſelbſt ſeine Lage zu verbeſſern oder zu verſchlimmern, das es ihm geſtattet, ſein äußeres Leben zu verändern, ſeinen Geiſt anzubauen und zu vernachläſſigen, ſein Gemüth zu verwahren und zu verſäumen, gut oder ſchlecht zu handeln, aber alles nach ſeinem allmächtigen Willen, nach einem von ihm entworfenen Plane, innerhalb der von ihm beſtimmten Gränzen, mit von ihm gewählten Stoffen, von ihm geleitet und getrieben.

Was vermag er denn nun noch an ſeinem Schickſale? Nichts als wozu dieſes ſelbſt Kraft und Vermögen hergibt. Vieles hat es ſich vorbehalten, eigenmächtig und ſchlechthin zu beſtimmen. Das ſind die hartnäckigen Gewalten, gegen welche er ſich vergebens ſträubt, die unerſchütterlichen Gränzen, welche kein Sterblicher verrückt, die heiligen Geſetze, denen ſein Leben ſchlechthin unterworfen iſt. Zu vielem ſetzt es ihn ſelbſt in Thätigkeit. Hier iſt es, wo er ſich für den Schöpfer ſeines Glückes hält. Hier lohnt in den meiſten Fällen — denn oft lenkt auch hier das Schickſal ein, um ihn an ſeine Allmacht zu erinnern, und zur Verehrung zu nöthigen, wenn ihn das Gelingen zum Uebermuthe und dieſer zum Frevel verleitet — ein geſegneter oder verderblicher Erfolg ſein weiſes oder thörigtes Bemühen. Durch Fleiß, Sparſamkeit und Beharrlichkeit erwirbt er ſich Reichthum, durch ausgezeichnete Fähigkeiten, Rechtſchaffenheit und Verdienſt guten Ruf, durch Wohlwollen und Geſälligkeit Liebe. Durch Muth und Klugheit vollführt er ſeine Plane. Durch eine verſtändige Lebensordnung erhält er ſich Geſundheit des Körpers und ein heiteres Gemüth. Durch Gewandtheit und Anſtren-

gung verbeſſert er wieder was feindſelige Ereigniſſe verdorben hatten. Durch Beobachtung, Lectüre, Unterredung und einſames Nachdenken bildet er ſeinen Geiſt, erweitert er ſeine Einſichten, berichtigt und läutert er ſeine Grundſätze, veredelt er ſeinen Geſchmack, erwirbt und vermehrt er die Fertigkeit des geſunden Denkens und Empfindens. Durch unpartheyiſche Selbſtſchätzung und ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit bewahrt und erhöht er ſeine Würde und die Achtung gegen ſich ſelbſt. Durch die entgegengeſetzten Maximen richtet er ſich zu Grunde, bringt ſich um Ehre und Vermögen, ſcheitern ſeine Plane, wird er bey den Menſchen verhaßt, verliert Geſundheit und Frohſinn, verwildern Geiſt und Herz, wird er ſich ſelbſt verächtlich.

Nun meynt er, er habe ſein Schickſal überwunden, ſich ſelbſt ſeine Lage bereitet, und dürfe ſich mit ſeiner Anklage und Billigung nur an ſich ſelbſt wenden. Aber hat er nicht im Dienſte des Schickſales gearbeitet, hat dieſes ihm nicht alles aufgegeben, ihn nicht zu allem ausgerüſtet? Kann er ſich doch nicht einmal rühmen, daß ihm alles, was er auf des Schickſales Geheiß für ſeinen Zuſtand thut zu dem erwarteten Erfolge reife.

Auf welchem Boden will er denn ſtehen, um den Kampf mit dem Schickſale zu beginnen? Ueberall iſt er ja auf ſeinem geweihten Gebiethe, auf dem es ihm nicht duldet, wenn es nicht will, immer aber ſich ſeiner bemächtigt, ihn keinen Augenblick frey läßt von ſeinem Frohndienſte. Von welcher Höhe will er es überſehen und regieren? Es ſteht immer noch höher als er, ſieht auf ihn herab und lenkt ſein Beginnen.

Wie uns der Gedanke komme, unſer Schickſal beherrſchen zu wollen, wenn wir doch ſtäts und in jeder Hinſicht von ihm beherrſcht werden? Die Phantaſie erzeugt ihn aus dem Scheine der Freyheit, den es uns gelaſſen hat. Sie bildet die äußere Thätigkeit, wozu es uns in Bewegung ſetzt, im Innern nach, und findet, durch die Anſtrengung, mit welcher ſich das Schickſal oft durch uns hindurch drängen muß, um etwas auſſer uns zu bewirken, getauſcht, Wahrheit in dieſem Traume.

Näher angeſehen iſt dies ſelbſt ein Spiel, welches das Schickſal mit uns treibt, indem es uns auf den Gedanken bringt, etwas an ihm zu vermögen, und den Muth erweckt, uns an ihm zu verſuchen. Es beluſtigt ſich an unſrer Ohnmacht und an unſerm Dünkel. Aber hat es uns dieſen nicht ſelbſt eingepflanzt?

Zehntes Kapitel.

Keiner entgeht ſeinem Schickſale.

Wenn das Schickſal mit unbezwinglicher Gewalt über den Menſchen und alle ſeine Angelegenheiten herrſcht, wenn keiner etwas an ihm vermag, und alles, was wir an

ihm zu verbessern oder zu verschlimmern wähnen, doch zuletzt nur durch uns von ihm selbst bewirkt wird: so folgt, daß einen jeden unvermeidlich das treffe, was über ihn beschlossen ist, daß einem jeden das werde, was ihm, zufolge des Zusammenhanges der Dinge, und der Stelle, welche er in demselben einnimmt, nothwendig werden muß, daß keiner seinem Schicksale entgehe.

Das Schicksal umfängt uns allenthalben; wir kommen nie unter seiner Aufsicht weg; uns widerfährt und wir bewirken nichts, was es nicht über uns verhängt habe. Es ist nichts an uns oder in uns, wodurch wir über dasselbe erhaben wären, oder uns von ihm los machen könnten. Mit allem, was wir sind und haben, bleiben wir ihm ewig unterworfen.

Wir maßen uns in unsrer Beschränktheit oft an, die Wege des Schicksals ersehen zu haben, schieben ihm allerley erdichtete Plane unter, und erwarten nichts zuversichtlicher, als daß es diese auch zu den seinigen machen, und sie überall ausführen werde. Daß es unser Richteramt gar nicht anerkennen, nach ganz andern Regeln seine Ereignisse anordnen, sich plötzliche Diversionen, Winkelzüge, neue Verwickelungen und Auflösungen erlauben könne, lassen wir uns gar nicht beykommen. Wir gehen darin so weit, daß wir über all seinen Einfluß und seine Lenkung ablängnen, wo wir es auf eine andre, als die von uns beliebte Weise verfahren sehen. Da sich dies aber nicht selten ereignet; da das Schicksal oft anders endet als es begann; da nicht immer dem Verdienste sein Lohn, der Schuld

ihre Strafe folgt; da oft Anschläge gelingen, welche, nach dem uns bekannten Laufe der Dinge, nicht gelingen sollten; da oft die widersinnigsten Mittel zum Zwecke führen, aus derselben Verkettung der Umstände nicht allein ganz andre, sondern so gar solche Wirkungen hervorgehen, die denen, welche wir einst aus ihnen hervor gehen sahen, durchaus entgegengesetzt sind: so scheint es uns, als ob das Schicksal zuweilen vom Schauplatze des Lebens auf einige Zeit abtrete, um den Zufall an seiner Stelle handeln zu lassen, und als ob es wohl möglich sey, daß einer seinem Schicksale entgehe.

Nicht selten gelingt es dem Ansehen, dem Reichthume oder der Klugheit, die gewöhnlichen Folgen eines Zustandes oder einer That abzuwenden, und wir glauben das Schicksal hintergangen, überlistet oder bezwungen zu haben, und merken nicht, daß es uns selbst jene Gaben, und das Vermögen, von ihnen einen solchen Gebrauch zu machen, verliehen hatte.

Das Schicksal bindet sich nicht engherzig, wie die Menschen, an gewisse Handlungsweisen. Es behauptet das Recht unumschränkter Willkühr, die jede Regel verschmäht. Wenn es zuweilen von den gewöhnlichen Maximen abweicht: so hat es sich darum nicht zurückgezogen. Es gefällt sich oft in Launen und Paradoxieen. Daher ist nie vorauszusehen, was aus einem Dinge werden wird. Auch da, wo der Zufall noch so eigensinnig zu herrschen scheint, sollten wir es nicht verkennen. Eben in diesen Abweichungen kündigt es sich nur zu laut an. Es ist und bleibt allbestimmt und allbestimmend,

gibt nie von seinen Ansprüchen nach, versäumt nie etwas, um es nachher wieder einzuhohlen. Einer mag sich sträuben, sinnen und sich anstrengen so sehr er will, mag es auf allen Wegen, durch alle Kunstgriffe und Mittel versuchen: sein Schicksal ereilt ihn doch in jedem Augenblicke seines Lebens.

Warum scheltet Ihr den Thoren, daß er nicht weise ist, da es doch sein Schicksal war, thöricht zu seyn, dem Ihr auch nicht hättet entgehen mögen, wenn es über Euch wäre verhängt gewesen? Warum versagt Ihr dem Euer Mitleiden, und vergrößert wohl gar durch Vorwürfe sein Unglück, der sich durch Ausschweifungen, Trägheit und Sorglosigkeit verdirbt? Das Schicksal solltet Ihr anklagen, das den Unglücklichen selbst als Werkzeug braucht, ihn zu Grunde zu richten. Warum werdet ihr unwillig über jenen, der das nahe, leicht zu benutzende Mittel seiner Rettung versäumt? Thut er damit etwas anders, als welches zu thun ihn sein Schicksal zwingt? Wäre es auf ihn angekommen, er würde ihm gewiß nicht vorbey gegangen seyn. Ihr sinnet einem Menschen ein andres Betragen an als er wirklich äußert, und behauptet, daß Ihr gewiß klüger gewesen seyn, und Euch an seiner Stelle anders benommen haben würdet. Aber — um diese Eure Behauptung gelten zu lassen — Ihr bedenkt nicht, daß Ihr an seine Stelle eine andre Natur, und in ihr den Keim eines andern Schicksales mitgebracht haben würdet, daß überhaupt keiner anders ist, und sich anders benimmt, als er, auf der Stelle, worauf er steht, und in den

Verhältnissen, in denen er sich befindet, seyn, und sich benehmen muß.

Ihr zürnt über die Weichlichkeit, Feigheit und Kraftlosigkeit, womit sich ein andrer von jedem Eindrucke beherrschen und seine Stimmung aufdringen läßt. Aber folgt nicht auch dieser hierin seinem Schicksale?

Ihr entrüstet Euch über die Irrthümer, die Rohigkeit und Verschrobenheit der Menschen, die gänzliche Unwissenheit, Vernachlässigung, Schiefheit und Verkrüppelung ihres Geistes. Aber Ihr solltet sie bedauern, daß ihr böser Dämon sie zu dieser Ungestalt verdammte.

Ihr verachtet sie um ihrer sittlichen Unwürde, ihrer Verkehrtheit, Niederträchtigkeit, Selbstentehrung, ihres gemeinen, schmutzigen Charakters, ihrer ungebändigten Leidenschaften, ihrer eigensüchtigen Maximen, ihrer ungerechten und lieblosen Handlungen, ihres Kaltsinnes gegen das Wahre und Gute, ihrer Unempfindlichkeit gegen das Große und Göttliche willen. Aber Ihr thut daran Unrecht; denn sie sind dazu geboren. Ihr solltet sie um keiner Kränkung willen, die sie Euch anthun, hassen; denn sie sind elend genug, daß sie das Schicksal zur Ausführung seiner schlechtesten Operationen braucht.

Nicht minder ungerecht ist der Mensch gegen sich selbst. Er behauptet: er habe anders handeln können, und grämt sich mehr über sein Versehen, als über das Unglück, das ihm daher entsprungen ist. Freylich wenn sein Schicksal ihn anders geleitet, ihn in andre

Umstände gesetzt, oder ihm eine andre Natur gegeben hätte, würde er anders haben handeln — nicht können sondern — müssen. Bey seinen Irrthümern wirft er sich vor, daß sie durch mehr Wahrheitsliebe, ein reiferes, unparteyischeres und vielseitigeres Ueberdenken der Sache zu vermeiden gewesen wären, und vergißt, daß ihm eben das von seinem unfreundlichen Genius versagt war. Er meynt er hätte seinen Geist besser anbauen können, und beherzigt nicht, daß dazu andre Anlagen, Bedürfnisse, Umgebungen, Hülfsmittel und Triebfedern wären erfordert werden. Er glaubt, er habe durch ein klügeres, muthigeres, standhafteres Benehmen manchem Unglück entgehen, manches andre verbessern, und manches unbenuzte Gute zu seinem Vortheile verwenden können, ohne in Erwägung zu ziehen, daß auch darin alles über ihn beschlossen war. Er klagt sich über eine unvorsichte, schlechte, verderbliche, gesetzwidrige Handlung an, peinigt sich mit bittrer Reue, denkt mit tiefem Schmerze, er könne besser seyn als er wirklich ist, ohne sich zu erinnern, daß auch hierin der Wille des Schicksales unumschränkt und unerbittlich herrsche, jedem das Maß von Würde und Unwürde zumesse, welches er in seinem Leben zeigen soll, daß keiner es höher in der Veredlung bringe, und tiefer zum Schlechten herabsinke, als es sein Schicksal gestattet und will. Die Reue gehört dem Schicksal an; es mag seine Fehler beklagen, wenn das Fehler zu nennen ist, was in die Ordnung des Ganzen gehört.

So gehe denn hin armer Mensch, und weine über dein Loos, daß du zum Sclaven geboren, unter die eiserne, allbeherrschende Gewalt des Schicksales mit allem, was in und an dir ist, verkauft, und auch über das Höchste und Vortrefflichste in dir, über das wohin dein ganzes Verlangen steht nicht Herr bist, daß dich fügen mußt dem allmächtigen Willen und auch dem Schlechten, der Unwürde und dem Unglücke nicht entgehen kannst, wenn es über dich verhängt ist. Aber du kannst weinen, du fühlst das Elend deiner Lage, das bürgt dir für Rettung, das läßt dich die Lichtseite ahnden und hoffen, die uns vielleicht bald aufgeht.

Eilftes Kapitel.

Härte und Gunst des Schicksales.

Ehe wir indeß zum Anschauen jener Lichtseite gelangen, ist es nöthig, uns mit den einzelnen dunkeln Stellen auf der Schattenseite näher bekannt zu machen, denn nur dadurch können wir uns jener in ihrer ganzen Klarheit bemächtigen, und es dahin bestimmen, daß es uns nie eine andre als diese zukehren kann. Freylich, so

viel ſich vorausſehen läßt, ein freudenloſes Geſchäft, welches ſich aber dadurch unausſprechlich belohnt, daß uns das Göttliche nachher in deſto größerer Herrlichkeit erſcheint.

Wir haben bis jetzt unſer Verhältniß zum Schickſale auszumitteln geſucht, nun müſſen wir die Beſchaffenheit und Geſetze des letztern ſelbſt erforſchen. Wir haben uns gefunden in jeder Hinſicht beherrſcht von des Schickſales heiliger Gewalt. Daher entſteht die Frage, was es für eine Gewalt ſey, der wir damit unterworfen ſind, wie ſie mit uns verfahre, ob, in wie fern, und welche, Ordnung in ihm walte, weſſen wir uns zu ihm zu verſehen, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben.

Unſre bisherigen Entdeckungen waren ſehr niederſchlagend. Denn ungern gibt der Menſch alles was in und an ihm iſt einem Fremden hin, wenn er ſich auch einer milden freundlichen Behandlung verſichert halten kann. In ihm wohnt ein erhabenes Gefühl der Freyheit, das ihm höher gilt als ſein Leben, und an deſſen Vertheidigung er, wenn nicht ſeine Natur ganz zum Gemeinen herabgeſunken iſt, muthig alles ſonſt Theure und Geliebte wagt. Er trägt koſtbare Schätze in ſeinem Innern, ein heiliges Erbe, das er keinem andern anvertrauen kann, über welchem er ſchlechterdings ſelbſt wachen muß, wenn er ruhig ſeyn ſoll.

Einigermaßen könnte es ihn indeß tröſten, wenn er wüßte, daß das Schickſal nicht nach blinder Willkühr und mit unerbittlicher Strenge, ſondern nach einer weiſen Ordnung mit ihm verfahre — nach einer ſolchen

Ordnung, deren Gesetze von ihm nicht allein erkannt sondern als wohlthätig erkannt werden können, die mit seinem innern Leben, seinen tiefsten und unvertilgbarsten Bedürfnissen übereinstimmt, sein höchstes Interesse schont, ehrt, und befördert, ihm die Hoffnung läßt, noch einst in einem bessern Zustande, auf welchen ihn sein irrdisches Leben vorbereitet, ganz von ihm frey zu werden, die ihn vielleicht gar zu dieser Befreyung und diesem bessern Zustande reif zu machen verspricht.

Aber es ist zu besorgen, daß uns auch dieser Trost verschwinde. Doch wir hören auf die Erfahrung; sie allein kann uns darüber belehren.

Was uns hier am ersten auffällt ist Härte und Gunst des Schicksales.

Der größte Theil der Menschen lebt freylich zwischen beyden in einem glücklichen Mittelverhältnisse. Das Schicksal hat ihn von seinen Gütern und Uebeln, ein ohngefähr gleiches Maß zugetheilt, und ihn, wo es ihn in dem Einen Stücke versäumte, in dem andern desto reichlicher bedacht, für Entbehrungen Genuß, für Lasten Erleichterung gegeben, und führt ihn unter beständigem aber selten heftigem Wechsel ruhig durchs Leben. Menschen dieser Art wissen daher auch selbst nicht recht, wie sie mit dem Schicksale daran sind. Sie haben wohl oft große Beschwerden gegen dasselbe zu führen, wenn es ihnen etwas nimmt oder mißlingen läßt, wenn sie sich von ihm beraubt, gekränkt oder gedemüthigt sehen; aber sie söhnen sich auch wieder mit ihm aus, so bald es eine freundlichere Miene annimmt, welches dann auch

nicht lange währt, und vergeſſen gerne und ſchnell der alten Beleidigung.

Geiſtige Verwahrloſung wird ſelten gefühlt; daher ſich auch nicht leicht jemand darüber beklagt. Jeder findet in dieſer Rückſicht faſt immer das, was ſeine Bedürfniſſe fordern. In Anſehung des irrdiſchen Fortkommens kann es zwar das Schickſal der menſchlichen Ungenügſamkeit ſelten recht machen. Keiner iſt deswegen auch ganz mit ihm zufrieden, und um ſo weniger, je gränzenloſer ſeine Wünſche und Forderungen ſind. Doch gewöhnt ſich der Menſch gewöhnlich an ſein beſchieden Theil, und bleibt ſo mit dem Schickſale in gutem Vernehmen. In der Freude des erfüllten Verlangens legt er ihm nicht ſelten glänzende Lobſprüche bey.

So geht es dann im gewöhnlichen Leben auf und ab, aber weder hoch noch tief, anhaltend weder das Eine noch das Andere. Wie die wenigſten zu etwas Ausgezeichnetem beſtimmt ſind, erfahren ſie auch etwas Ausgezeichnetes. Gemeine Anlagen, gemeine Bildung, gemeine Tugend, gemeine Lebensereigniſſe, gemeine Freuden und Leiden ſtimmen zuſammen, gemeine Menſchen zu machen. Durch ſie entſtehen auch gemeine Werke. Das Vortreffliche, wie das ganz Schlechte, geht nur dann aus ihren Händen hervor, wenn ihnen etwas verunglückt.

Aber ſo iſt es nicht überall. Das Schickſal hat ſeine Günſtlinge, die es hervorzieht, an die Spitze ſtellt, in allem beabſichtigt, um deren willen es groſſe und koſtbare Veranſtaltungen macht, für welche es die andern beraubt, zu arbeiten und ſich zu unterwerfen

zwingt, die es mit großen Anlagen ausstattet, in denen es das Feuer herrlicher, muthiger Kraft anzündet und unterhält, denen es alles zuführt, was sie nöthig haben, und noch obendrein, was sie sich wünschen, die es mit gränzenloser Zärtlichkeit pflegt, an deren Bildung es seine reichsten und edelsten Formen verschwendet, die es in allen Unternehmungen unterstützt, die es vor Fehlern bewahrt und an denen es alle begangenen Irrthümer wieder gut macht, denen alles in Liebe entgegen kommt, denen sich alles verschönert, was mit ihnen in Verbindung tritt.

Nicht allen und immer bezeugt es diese Gunst auf gleiche Weise, in gleichem Grade und mit fortdauernd gleichem Wohlwollen. Es macht einen Unterschied zwischen seinen Lieblingen, theilt manchem ein Gut zu, welches er weder schätzen noch brauchen kann, manchem ein solches, das andre hoch erfreut hätte, ihn aber unglücklich macht, manchem auch ein solches dessen er, ohne die versagte Zubehör nicht froh werden mag. Manchem gibt es das Eine, um ihn dadurch für den Verlust des Andern schadlos zu halten. Manchem veredelt es sein Leben nur durch einige herrliche Thaten und Begebenheiten; und vor manchem schüttet es den Ueberfluß idealischer Werken und der höchsten Gaben aus.

Den Einen zieht es hervor durch Reichthum, den andern durch Ehre; den Einen durch Fülle, Gesundheit, Kraft und Schönheit des Körpers, den Andern durch glänzende Anlagen des Geistes; und unter diesen wieder den Einen durch Tiefe und Lebendigkeit der Phantasie, den Andern durch Stärke der Vernunft; den Einen

durch Klugheit, den Andern durch Muth; den Einen durch Schnelligkeit und Leichtigkeit, den Andern durch ausdauernde, siegreiche Beharrlichkeit im Vollenden; den Einen durch innern Wehrt, den Andern durch äußere Abgeschliffenheit; den Einen durch Gehalt den Andern durch Form; den Einen durch die Liebe, den Andern durch die Achtung der Uebrigen; den Einen durch glücklichen Fortgang seiner Arbeiten, den Andern, indem es ihm ohne Anstrengung alles zuwirft; den Einen dadurch, daß es ihm unmittelbar gibt, den Andern dadurch, daß es ihn zum selbstthätigen Bilden reizt, und ausrüstet.

Verschieden ist auch das Verhältniß, in welchem es mit seinen Gütern beglückt. Oft vereinigt es solche, die, ihrer Natur nach, mit einander verwandt, in einen leichten und glücklichen Verkehr treten, oft wirft es solche zusammen, die, entweder absolut, oder in dieser Mischung, mit einander unverträglich, sich immerfort widerstreben, anfeinden und hindern. Oft scheint es darauf abgesehen zu seyn, durch ein, sinnliches oder geistiges, Gut zu beglücken, dem dann die andern dienstbar beigesellt werden; oft ist jedes für sich Zweck, und soll für sich eine eigne Stimmung hervorbringen. Oft ist es die bloße Körperlichkeit zum Nachtheile der Geistigkeit, oft diese mit Zurücksetzung jener, und oft auch nur das Fortkommen im irrdischen Leben, worauf alle seine Veranstaltungen hinwirken. Wieder zahllose, kaum andeutbare Verhältnisse entspringen aus dem verschiedenen Maße, worin, und der Verschiedenheit der einzel-

nen Kräfte, durch welche es ſich die Beförderung von dem allen angelegen ſeyn läßt.

Die Günſtlinge des Schickſales erfahren daher die Erweiſungen ſeines Wohlwollens nicht allein mehr oder weniger, ſondern auch jeder auf eine eigenthümliche Weiſe, die im Irrdiſchen ſein individuelles Leben beſtimmt.

Auch iſt noch der Unterſchied zu merken, daß es einige immerfort mit gleicher Freundlichkeit begleitet, die es deswegen nur als ihren guten Genius kennen, andern nur abwechſelnd fröhliche Blicke zuſendet, ſie dann und wann durch reiche Gaben erfreut, welche ſie indeß für die übrigen Entbehrungen und Verluſte ſchadlos halten.

Seltener, aber über alles glücklich zu preiſen ſind diejenigen, die das Schickſal in keinem Stücke verſäumt hat, und nie vernachläſſigt, die ſich ſeiner beſten Segnungen rühmen, und ihm immer vertrauen können, an denen alles in fröhlicher Harmonie ſteht, die, mit vorzüglichen Anlagen des Körpers, Geiſtes und Herzens ausgerüſtet, ſich ſchnell, kräftig und in edler Geſtaltung entwickeln, überall die beſte Wahl treffen, und ſie eben ſo geſchickt realiſiren, denen alles nach Wunſch ſich fügt, denen alle Herzen offen ſind, denen alles mit Liebe entgegen kommt, die von allen geachtet werden, die an ihrem Aeußern und Innern die wahrſten, ſchönſten und edelſten Formen zeigen, und ſie allem mittheilen, was ſie berührt, die es gleichſam zum Genießen und Bewirken alles Vortrefflichen eingeſegnet hat, auf deren ganzes Leben nie getrübte, ewige Klarheit herableuchtet.

Größer als die Zahl der ausgezeichneten Günstlinge ist auf der andern Seite die Zahl der Beklagenswehrten, welche es feindlich verfolgt, um ihnen seine ganze Härte empfinden zu lassen. Wer zählt die Armen, die des nothwendigen Unterhaltes beraubt, zu ewigen Sorgen und mühsamer Arbeit verdammt im Elende verschmachten, oder in schmutzigen Hütten, von nichts als Gegenständen und Zeichen des Jammers umgeben, das Leben hassen und verwünschen, das ihnen alle Schätze verschlossen hat, ihnen grausam auch die kleinste Erheiterung versagte, von dem sie selten oder nie einen frohen Augenblick erbeuteten? — die Verachteten, die im Staube der Niedrigkeit verkommen, nie erfahren, daß sie Menschen sind, wie die andern, um einen geringen Preis ihre Würde und ihre Rechte herzugeben genöthigt werden? — die Kranken, die, im heftigsten Schmerzgefühle, Wochen Monate und Jahre vergebens nach Linderung seufzen und nur darüber weinen, daß sie nicht sterben können? — die Schwachen, die mit einem siechen Körper, wie seelenlose Gespenster, traurige Bilder des Todes, sich selbst und andern zur Last dahin scheichen, denen das Leben eine ewige Nacht zu seyn scheint? — die Unglücklichen, denen nie etwas gelingt, die immer die Umstände schrecklich gegen sich gerüstet erblicken, bey aller Anstrengung und Klugheit doch nie weiter kommen, desto tiefer sinken, je höher sie sich heben wollen? — die Verwahrlosten, die ein schlechtes Talent oder eine gemeine Erziehung von allem höhern freyern Leben ausschließt, die durch ihre Unwissenheit, ihre Irrthümer, die Beschränktheit oder Verschrobenheit ihres Geistes

ſchon zu Sclaven geſtempelt ſind, die heftige Leidenſchaften, abgeſtumpftes moraliſches Gefühl und gänzlicher Mangel an Bildung zu Verbrechern und damit zu allen unglücklichen Folgen ihres verdorbenen Lebens verurtheilten? So ſchrecklich kann das Schickſal den Menſchen mißhandeln.

Nicht alle erfahren dieſe Grauſamkeit auf dieſelbe Art und mit derſelben Strenge. Bey einigen miſcht es dem Böſen wieder ſein Gutes zu, wodurch es denn zwar gemildert wird, aber nicht aufhört drückend zu ſeyn; nicht ſelten iſt indeß auch dieſes Gute der Art, daß es ihnen die Größe und Stärke ihres Elendes fühlbarer macht. So begünſtigt es oft Menſchen eine Zeit lang, um durch plötzliche Verkehrung ſie deſto tiefer zu beugen; läßt es ihnen auf dem Wege des Fortkommens und der Ehre gelingen, damit das Zurückkommen, Schande und Verachtung ſie deſto heftiger treffe; theilt ihnen Güter zu, damit ihr Verluſt ſie deſto ſchmerzlicher betrübe; regt in ihnen höhere Bedürfniſſe an, macht ſie mit Zwecken und Beſchäftigungen bekannt; damit der Mangel an Hülfsmitteln jene zu befriedigen, und dieſer ſich zu bemächtigen ſie deſto unglücklicher mache; gibt ihrem Geiſte eine feinere Bildung, daß ihr Herz deſto empfindlicher werde für das Mangelhafte und Jammervolle des wirklichen Lebens; bringt ſie in frohe Verbindungen, daß die Leiden der Geliebten ſie mit verwunden, und die unvermeidliche Trennung ſie ohne Troſt und Hoffnung laſſe; pflanzt ihnen ein zarteres Gefühl für das Gute ein, daß Verlemmungen und traurige Erfahrungen ihnen deſto näher gehen; gibt ihnen

heiligern, lebendigern moraliſchen Sinn, daß ihre Fehltritte ihnen vorwurfsvoller und peinigender werden, und auch das kleinſte Verſehen mit bitterm Kummer an ihrem Innern nage, daß der trübe Ernſt und die finſtre Wehmuth der Reue die Ruhe ihres ganzen Lebens vernichte.

Oft freilich iſt das eine Gut Erſatz für den Verluſt und die Entbehrung des andern; aber nicht ſelten hat dann ſchon die Heftigkeit und lange Dauer des Schmerzes die Empfänglichkeit für Erheiterung weggenommen. Oft geſellt ſich auch geiſtiges und körperliches Elend — die eine Beraubung zu der andern; ein theures Pfand geht nach dem andern dahin; bis endlich auch der letzte Troſt die letzte freundliche Hoffnung verſchwindet.

Mancher wird im Elend geboren, er gewöhnt ſich allmählig daran, weil er noch nichts Beſſeres kennt, und iſt ſchon mit ihm vertraut geworden, wenn ihn die Vergleichung mit andern unzufrieden machen konnte. Manchen ereilt ſein trauriges Geſchick nach und nach, eines ſchwindet ihm nach dem andern dahin, eine finſtre Wolke zieht nach der andern über ihn herauf; und er behält zwar Zeit ſich zu ſammeln, das Vorhergehende bereitet ihn auf das Künftige einiger Maßen vor, aber, indem alles einzeln an ihm vorüber geht, läßt auch jedes ſeinen Stachel in ſeinem Herzen zurück. Auf manchen bricht es auf Ein Mal von allen Seiten los; von allen Seiten ſammeln ſich Stürme, um über ſeinem Haupte zuſammen zu ſchlagen und ihn zu vernichten.

Bey einigen iſt das Unglück von kurzer Dauer; der Sturm wechſelt mit Sonnenſchein, und neue Freuden

gehen nach überstandenen Leiden, ihnen auf. Andre verfolgt es bis ans Ende. Es ist keine Heilung und Rettung mehr. Nur das Grab, das alles verschlingt, kann auch ihren Kummer bedecken. Darum steht auch ihre ganze Sehnsucht dorthin. Unter diesen sind wieder einige, vor denen es wohlthätig die Zukunft in heilige Dunkelheit hüllte, und diese wandeln ihr mit immer neuer Hoffnung entgegen. Andern offenbarte es grausam noch dazu ihre Rettungslosigkeit, ließ sie weite unglückvolle Ferne aus ihren Nebeln hervor treten, daß ihnen damit auch der letzte Strahl der Hoffnung und des Trostes verschwände.

So theilt das Schicksal, was ihm angehört unter die Menschen aus, und führt den einen abwechselnd durch Freuden und Leiden, den andern unter unaufhörlichen Gunstbezeugungen triumphirend, und den dritten unter beständigen Verfolgungen und Mißhandlungen klagenvoll durchs Leben. Dies scheint kein tröstliches Resultat zu versprechen.

Zwölftes Kapitel.

Gerechtigkeit des Schicksales.

Sollte das Schicksal in der ungleichen Austheilung seiner Güter und Uebel, wie wir sie im vorhergehenden Kapitel haben kennen gelernt, so ganz nach Willkühr verfahren, gar keinen Plan befolgen, den wir billigen könnten? Es wird uns schwer dieses zu denken. Glückliche, zum höchsten Gipfel der Ehre und des Wohlseyns erheben, mit allem Wünschenswehrten und Vortrefflichen überhäuft, Unglückliche, ins tiefste Elend hinab gestoßen, gedrängt, verfolgt und gemißhandelt, blos weil es so seyn soll; weil jeder darin sein beschiedenes Loos findet: der Gedanke empört uns im Innersten, unsre ganze Menschheit lehnt sich gegen ihn auf.

Aber auch in dem Härtesten, was einen Menschen treffen kann dünkt uns nichts Ordnungswidriges zu seyn, wenn er es verwirkt hat, wenn ihn darin verdiente Strafe trifft, sey es natürliche Folge seiner Handlungen, die er voraussehen und also vermeiden konnte, oder auch nur in zufälliger Verknüpfung mit einem unsittlichen Betragen. Auf der andern Seite können wir die ausschweifendsten Gunstbezeugungen des Schicksales nicht anders als billigen, wenn sie entweder nach der allgemeinen Ordnung der Dinge aus einem thätigen und weisen Benehmen entspringen, oder sonst mit innerm Wehrte in Verbin-

dung stehen, wenn der Würdige dadurch geehrt, das Verdienst belohnt wird. Es ist ein nothwendiges Gesetz in unserm Gemüthe, welches uns das alles nicht allein für recht erkennen, sondern auch unnachläßlich fordern lehrt. So glauben wir müsse es seyn, wenn überhaupt noch eine Regel in dem verwirrten Laufe der Dinge sich behaupten, und ein unvertilgbares Bedürfniß unsers Lebens nicht zu Wahn und Täuschung gemacht werden soll. Dem Guten ergehe es gut, den Schlechten verfolge das Unglück. Wer mit besonnener Vorsicht und rastlosem Eifer thätig ist ernte die Früchte seines Bemühens; wer für das Gute sich aufopfert, dem werde seine Entsagung so überschwänglich vergolten, als es der Würde des Guten angemessen ist. Wer in träger Weichlichkeit sein Leben verträumt, gehe leer aus; wer von der Leidenschaft geleitet, seinem Egoismus allein ergeben, nur Widersinniges, Unedles und Verderbliches bewirken kann, werde auch mit Widersinnigem, Unedelm und Schlechtem bezahlt. Das ist die Gerechtigkeit, welche wir dem Schicksale ansinnen, und welche uns mit allen seinen übrigen Fehlern wieder aussohnen soll.

Um nun zu erfahren, wie es damit wirklich bewandt sey, laßt uns zuvorderst sehen, worin dieses Ansinnen sich gründe, warum, und in wiefern wir den Begriff der Gerechtigkeit geltend zu machen suchen.

Es ist unsre moralische Natur, die uns dazu nöthigt, das heilige Gesetz in uns, das unbedingt fordert, und dem wir gehalten sind, alle Wünsche und Bedürfnisse des Herzens, welche sich auf unser Wohl be-

ziehen unterzuordnen. Jener Natur iſt es angemeſſen, dieſes Geſetz enthält die Weiſung; daß dem, welcher mit Aufopferung ſeines Wohles nach dem Höhern trachtet, und thut, was er ſoll, was er hingegeben hat werde erſtattet, und zu Theil werden, was er wünſcht; dem hingegen, der, mit Vernachläſſigung und Uebertretung ſeiner Pflicht, ſein Glück auf ſeine eigne Art zu bauen denkt auch das, was er ſucht mißlingen, daß ſittliche Würde auch im Phyſiſchen als Seeligkeit und ſittliche Unwürde als Elend erſcheinen müſſe.

Offenbar aber beruht das ganze Anſehen ſo wohl jenes Geſetzes, als auch der in ihm enthaltenen Weiſung auf dem Glauben an Freyheit, darauf, daß es lediglich bey uns ſtehe, ihm mit voller Reſignation zu huldigen, oder auch ihm unſern Gehorſam zu verſagen. Mit dieſem ſinkt auch jenes dahin. Wo keine Freyheit iſt, iſt Gerechtigkeit ohne Bedeutung, und in alle Wege unbedingte Willkühr des Schickſales. Wie kann mir das Lohn ſeyn, was ich nicht verdient und Strafe, was ich nicht verſchuldet habe.

Alle Freyheit iſt uns aber im Vorhergehenden unter die Gewalt des Schickſales verloren gegangen. Auch ihr letztes Gebieth, das Denken und Wollen hat ſie dieſem räumen müſſen. Nur der Schein der Freyheit, in der That aber unbedingte Nothwendigkeit, beſtimmt, wie alles, ſo auch unſer Handeln. Das Schickſal handelt durch uns, indem es ſich in uns als edle oder ſchlechte Natur offenbart. Iſt es ſonach nicht widerſinnig, Gerechtigkeit von ihm zu fordern, da überall nichts iſt, womit dieſe Anſprüche ihre Gültigkeit erwei-

ſen könnten? Wie kann ich da etwas verlangen, wo ich alles empfangen habe, bey dem etwas verdienen, durch welches ich alles bin, was ich bin? In dieſer Hinſicht kann ſo wenig gehofft werden, das Schikſal gerecht zu finden, daß dieſer Begriff nicht einmal Anwendung erleidet.

Doch ſcheint jene Forderung, wenn wir auch unſre Freyheit überall aufgeben müſſen, nur in einer andern Hinſicht, zurück zu bleiben. Der Begriff der Gerechtigkeit iſt unſerm Weſen ſo tief eingepflanzt, ſo innig mit allen unſern Bedürfniſſen verwebt, daß wir uns gar nicht von ihm los machen, gar nicht davon abſtehen können, ihn realiſirt zu ſehen.

Wir ſtellen uns überall mit dem Sittlichguten, wo und wie wir es auch denken mögen, unzertrennlich eine abſolute Angemeſſenheit zum Phyſiſchguten, dem Wohlergehen vor; zwiſchen beyden dünkt uns eine innere Harmonie und nothwendige Verknüpfung ſtatt zu finden, nach welcher das erſtere das letztere, als Offenbarung oder Umgebung, magiſch nach ſich zieht. Daher wir dieſes überall erwartend ſuchen, wo wir jenes finden, und uns geſtört, verſtimmt und im Widerſpruche fühlen, wo es ſich nicht ſo — oder gar das Gegentheil zeigt. Mit derſelben innern Nothwendigkeit hängt der Begriff des phyſiſchen Uebels an dem des moraliſchen. Elend iſt die allein ſchikliche Begleitung der Unwürde.

Es läßt ſich auch von dieſem Verfahren Grund angeben. Sey es, daß einer das Gute, welches durch ihn entſteht nicht ſelbſt wirkte: ſo wurde es durch ihn

gewirkt; er war Werkzeug und mußte dabey angestrengt werden; Ideen, Erfindungen, Triebe und Reflexion mußten mannichfaltig auf und durch einander thätig seyn. Das Schlechte macht sich von selbst, und das Gute nur mit großem Aufwande. Dieser verdient angemessene Entschädigung, da er in empfindenden und denkenden Naturen nicht ohne theure Opfer bestritten werden kann. Die andern haben währenddem genossen, und mögen dafür jetzt entbehren; da einmal Entbehrung mit in das Loos der Sterblichen und in die Reihe irrdischer Dinge gehört.

Wen das Schicksal würdigt, im Universum Gutes zu wirken, dem hat es eben damit Adel und Vortrefflichkeit zuerkannt, den hat es aus der gemeinen Natur ausgewählt, um ihn vor allen zu ehren. Ihm geziemt es sein angefangenes Werk fortzusetzen, und ihn auch in jeder andern Hinsicht als seinen Liebling zu behandeln, damit es selbst inconsequent sey, noch das Vortreffliche entweiht werde. Es hat ihn auf eine Höhe gestellt, auf welcher er weit über das gewöhnliche Leben hinaus sieht. Es darf ihn nicht wieder in dieses herabfallen lassen, und noch weniger durch Flecken desselben die Klarheit trüben, deren er dort sich freut.

Nichts ist vortrefflicher als die Tugend. Sie entstehe, woher sie wolle: zu ihr darf sich nichts Unedles gesellen. Nur das Glück darf sie begleiten.

Wer Schlechtes wirkt, den hat das Schicksal selbst verworfen, zu einem Unwürdigen gemacht. Ihm fehlt das Höchste und Beste; darum kann ihm auch das minder Gute nicht zufallen. Mit dem größten Uebel be-

haftet, ſcheint er den andern Uebeln nicht entgehen zu können. Das Schickſal würde Widerſprechendes zuſammen reimen, wenn es den, welchen es einmal, dadurch, daß es ſich ſeiner zu den elendſten Verrichtungen bediente, zu einem Nichtswürdigen ſtempelte, doch wieder in einer andern Rückſicht durch Gunſtbezeugungen auszeichnete.

Wie verhält es ſich aber damit in der That? die Erfahrung kann uns hier allein Auskunft geben. Sie zeigt uns aber nicht allein Verdienſte, die vergebens auf Lohn warten, auch Verdienſte, welche verdunkelt, verkannt, mit Undank und Elend bezahlt werden, Tugendhafte, die in Armuth und Thränen vergehen, ehrenwehrte Edle, mit dem Staube der Niedrigkeit und dem Spotte der Menge bedeckt, Anſchläge voll Weisheit, Muth und Uneigennützigkeit, aus denen verderbliche Folgen entſtehen, blutige Opfer mit neuen Forderungen belohnt, Wohlthäter der Menſchheit geächtet, Retter des Vaterlandes im Kerker, Herolde der Wahrheit auf dem Blutgerüſte, Schandmäler auf den Gräbern der Weiſen, die ſtille Anſtrengung für Menſchenwohl vom Hunger verzehrt, die verborgene, geräuſchlos edle Wirkſamkeit von harten Verfolgern gedrängt und gemißhandelt, die in tauſend heißen Kämpfen bewahrte Unſchuld an elende Wüſtlinge verkauft; — auf der andern Seite triumphirende Verbrecher, Betrüger unter öffentlichem Schutze, Verräther des Vaterlandes vom Volke laut als höhere Weſen geprieſen, Feinde der Wahrheit und Tugend, die auf ihren Trümmern ein herrliches, unzerſtörbares Glück bauen, trotz Schmach

ger, die ſich mit Nichtsthun die Bewunderung und Verehrung aller erwerben, Günſtlinge der Groſſen und Kleinen, die in ihrer Geiſt- und Herzloſigkeit ihre Vergötterung feiern, groſſe Werke die aus den widerſinnigſten Maßregeln, vortreffliche Plane die aus leeren Köpfen hervor gehen, Ehrenſtellen mit unwiſſenden Taugenichtſen beſetzt, die ſich in dem Ruhme ſonnen, den ihnen der Schweiß ihrer Arbeiter erwarb, die ſchwarze Schuld von dem Glanze ihres Glükes überſtrahlt, wüthende Verfolger der Tugend als Heilige verehrt, Elende ohne Verdienſt und Wehrt, die den Ueberfluß des Landes mit dem letzten Scherflein des hungernden Armen verzehren, und ſich deß freuen, daß ihnen alles ſo wohl gelingt, unbarmherzige Dränger, die ungeſtraft ihre Grauſamkeit im Herzen der Wittwen und Waiſen wählen laſſen. Das iſt es, was uns die Erfahrung zeigt, das die Gerechtigkeit des Schikſales.

Wir meſſen alles nach unſern beſchränkten Begriffen und glauben darum, wo das Verdienſt iſt müſſe auch der Lohn ſeyn. Das Schikſal iſt höher und weiſer als wir; darum übt es auch eine erhabnere Gerechtigkeit aus. Wir ſind alle gleich vor ihm, dem Einen gibt es das Verdienſt, dem Andern den Lohn, dem Einen die Arbeit, dem Andern die Ehre, dem Einen die Würde, dem Andern das Glük, dem Einen Talente, dem Andern das Amt. So geht keiner leer aus.

Dreyzehntes Kapitel.

Veränderlichkeit und Unzuverläſſigkeit des Schickſales.

Daß das Schickſal einem beſtändigen Wechſel unterworfen ſey, folgt ſchon aus ſeinem Begriffe. Es iſt das nothwendige Zuſammenwirken und Wechſelbeſtimmen aller Kräfte des Univerſums, woraus immer andere Lagen, Zuſtände und Thätigkeiten für jedes Einzelne entſtehen müſſen. So unendlich die Zahl und Verſchiedenheit der Kräfte, ſo unendlich die Mannichfaltigkeit der Modificationen iſt, welche ſie durch einander erleiden können: ſo unendlich iſt auch die Menge immer auf einander folgenden Lagen, Zuſtände und Thätigkeiten. In jedem Augenblicke iſt und wird ein jedes ein andres. Nur das Ganze bleibt, auf ſich ruhend und allgenügend, ewig daſſelbe. Von ihm und zu ihm iſt alles. Aus ihm entſpringt alles, und in daſſelbe kehrt alles zurück. Selbſt unveränderlich, bringt das Schickſal alles allmächtig hervor, umfaßt, ordnet und regiert alles, und theilt jedem in jedem Momente zu, was ihm werden ſoll.

So erfährt es auch jeder in ſeinem Leben. Kein Ereigniß, welches ihn in demſelben trifft iſt darum dauernd; mit ihm geht ſein Werk vorüber, um neuen Ereigniſſen und Werken Platz zu machen. Nie hält er ſich unverrückt in demſelben Verhältniſſe zu den Ge-

ſtänden außer ihm. Der eine kommt ihm näher, der andre wird weiter in die Ferne gerückt, ein dritter verliert ſich ganz aus ſeinem Geſichtskreiſe, bis er vielleicht in der künftigen Zeit einmal, unter andern Verbindungen, wieder zum Vorſchein kommt. Auch der Menſch ſelbſt bleibt nicht auf ſeiner Stelle, nur daß er ſich nicht mit ſeinen Umgebungen in gleicher Richtung fortbewegt; mit manchen wohl eine Zeit lang, mit andern aber in abweichender, und mit noch andern in entgegengeſetzter. Auf dieſe Weiſe geht es dann hin und her, Gutes und Böſes, Frohes und Trauriges, Gemeines und Edles wechſele in ſeinem Herzen wie in ſeinem Thun und in ſeiner äußern Lage. Heitre und düſtre Tage, Regen und Sonnenſchein, Glück und Unglück, Gelingen und Fehlſchlagen, Lieben und Haſſen, wie geliebt und gehaßt werden — alles iſt im Gehen und Kommen.

Einiges ſcheint indeß doch mehr Feſtigkeit zu haben. Eine Stelle ſcheint jedem im Ganzen angewieſen zu ſeyn, von welcher er ſich nur in einer gewiſſen Weite entfernen darf, um wieder zu ihr zurück zu kehren. Freylich wird er dann vieles anders, aber auch vieles noch ſo finden, wie er es verlaſſen hat. Eben ſo liegt in der Beſchaffenheit des Körpers, in der Einrichtung und Miſchung der Geiſtesanlagen, im Temperament und im Charakter ein Prinzip der Gleichheit, ohne welches ihm die Identität ſeines Bewußtſeyns vergehen, und er nie derſelbe Menſch, oder, wenn man lieber will, daſſelbe Inſtrument des Schickſales ſeyn würde. Dieſes mit jenem zuſammen ge-

nennen iſt das Gerüſt, wovon ab- und welchem hin- zugethan wird ohne Aufhören, während es ſelbſt die Verbindung des Ganzen unveränderlich vermittelt.

Aber auch darin iſt näher angeſehen kein Beſtand. Auch hier herrſcht, freylich mit Unterſchied der Sub- jecte und der Zeiten, bey dem Einen mehr, bey dem Andern weniger, Wechſel. Die Lage des Menſchen dauert wohl länger als das Einwirken der einzelnen Dinge, welche zu ihr gehören; aber auch ſie bleibt nicht. Von allen verändert ſie ſich jeden Augenblick einiger Maße, und geht allmählig durch alle Geſtal- tungen hindurch. Ferner ſind alle, dem Geſetze des Fortſchreitens vom jugendlichen zum männlichen, und von dieſem zum Greiſenalter unterworfen, wie die Natur das ſinnliche Abbild davon in Morgen, Mittag und Abend, Frühling, Sommer und Herbſt darſtellt, und alles findet endlich ſeinen Tod, ſeine Nacht, und ſeinen Winter. Dann erfahren auch viele noch außer- ordentliche, gewaltſame, ſtürmiſche und unvorbereitete Veränderungen. Vereinigungen und Trennungen, die ihre Folgen bis ins innerſte Leben erweitern, Gewinn und Verluſt, Emporkommen und Herabſinken, Reich- werden und Verarmen, Beſitzen und Entbehren, Ge- achtet- und Verkanntſeyn, Wirken an dieſer oder jener Stelle, mit gutem oder ſchlechtem Fortgange: das alles ſind Dinge, wodurch die meiſten Ein Mal, viele zum öftern ihr Leben in eine andre Form gewerfen ſehen.

Nicht weniger offenbart ſich dieſer Wechſel in unſ- rer Empfindungsweiſe, die zwar, ihrem Prinzip nach

in der Urform des innern Lebens gegründet iſt, aber in ihren Erſcheinungen doch auch ſehr von den Veränderungen des Aeußern abhängt, und durch dieſe, wenn ſie groß und anhaltend ſind, oft eine ganz entgegengeſetzte Stimmung erhält. Wie oft wird nicht durch die Ereigniſſe, die mit einem Menſchen vorgehen, ſein Leichtſinn in Ernſt, ſein Frohſinn in Traurigkeit, ſeine Heiterkeit in Mißmuth, und, umgekehrt, die Diſpoſitionen zu ernſten und trüben Anſichten in die Geſtimmtheit, alles von der leichten und lachenden Seite zu nehmen verwandelt.

Auch die Bildung und Richtung des Geiſtes, die Beſchaffenheit ſeiner Einſichten, Ueberzeugungen und Grundſätze iſt, ob gleich weniger, dieſem Wechſel hingegeben. Nicht ſelten wird die Vernunft zur Schwärmerey, verliert ſich die Wahrheit in Irrthum, das ruhige Nachdenken in fanatiſchen Aberglauben, der Sinn für Aufklärung in Geiſtesträgheit und Obſcurantismus, der feine Geſchmack in einen verſchrobenen, die ſtille Harmonie der Seelenthätigkeiten in heftige Einſeitigkeit. Vielleicht noch häufiger, weil die unverdorbene Natur dahin treibt, zeigt ſich der entgegen geſetzte Wechſel.

Am feſteſten ſteht noch der Charakter ſo weit er im Temperamente gegründet iſt, und wenn er einmal eine ernſte Richtung auf das Gute genommen hat. Aber was die einzelnen Beſtimmungsgründe ſeiner Aeußerungen, die Maximen ſeiner Thätigkeit, und die Handlungen, in welchen er ſich zu offenbaren pflegt betrifft: ſo iſt nichts wandelbarer als das.

Nur ſo viel ſcheint, dieſem zufolge, am Menſchen und in ſeinen Schickſalen unbeweglich zu ſeyn, als erforderlich iſt, um ſich ſelbſt wieder zu finden und als dieſelbe Perſon anzuerkennen, den Ueberfluß der Mannichfaltigkeit ſeines Lebens in Einem zuſammen zu halten.

Die geſammten Offenbarungen und Veränderungen des Schickſales laſſen ſich, in ihrer Beziehung auf den Menſchen, unter zwey Klaſſen bringen; ſie ſind entweder Beförderungen oder Beraubungen in phyſiſcher, äſthetiſcher und moraliſcher Hinſicht, daher wir Güter und Uebel, ein glückliches und unglückliches Schickſal unterſcheiden, und jenes unſern guten, dieſes unſern böſen Genius nennen.

Auch in dieſer Rückſicht kann nach der Veränderlichkeit des Schickſales gefragt werden, und ſie zeigt ſich nicht minder, als in jeder andern. Zuvörderſt lebt kein Menſch auf Erden, der immer Gutes oder immer Böſes erführe. Bey der unendlichen Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, welche mit jedem in Verbindung kommen, und Thätigkeiten, welche jeder äußert, wäre es ein, an Unmöglichkeit gränzendes Wunder, wenn alle von Einer Art ſeyn ſollten. Jedes Einzelne hat vielmehr auch ſeine eigenthümlichen Wirkungen, von denen die Eine dem Guten, die Andre dem Böſen beyzuzählen iſt. Bald neigt ſich der freundliche Genius mit ſeinen Segnungen zu uns herab, bald ſteht der feindliche gegen uns auf, um uns zu nehmen oder das zu verderben, was jener gab.

Doch ſcheint es, als ob Einer von beyden eine gewiſſe Oberhand behaupte, ſo daß man von dem Leben eines Menſchen im Ganzen ſagen könne, es ſey ein leichtes, glückliches oder ein hartes, trauriges Leben. Aber auch das zeigt ſich nicht durchaus, ſondern nur in einzelnen, wechſelnden Perioden ſo. Die erfreulichen Begebenheiten ſammeln ſich zuweilen, wie die traurigen in gewiſſe Momente zuſammen. Nichts deſto weniger iſt auch hierin Veränderung, und das iſt es, was wir den Glückswechſel nennen, der ſo manchen hebt, und ſo manchen demüthigt, und ſeine tyranniſche Herrſchaft über die Menſchen, durch eben ſo große als plötzliche Umkehrungen offenbart.

Aus allem dem geht hervor, daß keiner ſich auf ſein Schickſal verlaſſen könne. Jeder neue Augenblick führt etwas neues herauf. Keiner bürgt für den künftigen. Begleitet es dich zuweilen mit freundlicher Huld über eine große Strecke deines Weges: ſo hüte dich, daß du ihm darum nicht vertraueſt. Wenigen blieb es treu, viele verließ es verrätheriſch im entſcheidenden Momente, viele führte es über Blumen bis an den Rand des Abgrundes, und ſtürzte ſie dann mit wilder Grauſamkeit hohnlachend hinab. Vielen warf es glänzende Freuden zu, damit es ſich an ihren Thränen weide, wenn ſie ihren Verluſt betrauern. Vielen reichte es ſchmeichelnd den Wonnebecher, damit die Größe ihres Elendes ſie vernichte, wenn ſie von ihrem Rauſche erwachen. Viele haben noch kurz vor dem Ende, bis wohin es ihnen wohl ging, ſeine Treuloſigkeit erfahren.

... Aber verzweifle auch nicht in deinem Jammer; ſchnell kann ſich alles wenden. Plötzlich that oft die Dunkelheit ſich auf, und zeigte in himmliſcher Klarheit die ſchöne Zukunft.

Vierzehntes Kapitel.

Zwecke des Schickſales.

Die beyden Bemerkungen, welche ſich uns zuletzt über das Schickſal dargebothen haben, daß es nähmlich unſern Begriffen von Gerechtigkeit nicht entſpreche, und in allen ſeinen Erweiſungen wandelbar und unzuverläſſig ſey, veranlaſſen die Frage: was es denn wohl eigentlich in ſeinem Verfahren mit dem Menſchen beabſichtigen, warum es wohl dieſen unüberſehbaren Wechſel der Dinge bey ihm her führen, ihn in alle dieſe Begebenheiten verwickeln möge.

Wir ſinnen ihm dabey ſtillſchweigend ein Geſetz unſrer Natur an. So oft wir nähmlich mit Beſonnenheit etwas unternehmen, ſchwebt uns ein Gedanke vor, mit dem Bewußtſeyn, daß wir ihn durch unſer Thun realiſiren wollen, wir lenken dieſes Thun auf ihn hin,

bestimmen durch dasselbe alle Aeußerungen desselben mit ihren Gegenständen, und es dehnt sich zu einer Reihe aus, welche sich mit der Darstellung jenes Gedankens endigt. Dies ist es, was unser Thun zu einem vernünftigen macht. Jener Gedanke ist unser Zweck, auf den wir hinterher alles beziehen, und aus welchem wir alles erklärbar finden. Einzelne Zwecke lassen sich wieder Einem einzigen höchsten Zwecke unterordnen, welcher der letzte Ziel- und Richtpunct unsers Lebens ist, in welchem sich alle seine Erscheinungen und Handlungen auflösen, und es selbst sich als ein Vereinigtes — ein vollendetes Ganzes darstellt.

Wir sind, wie wir gefunden haben, in jeder Hinsicht abhängig vom Schicksale, und tragen daher auf dasselbe unsre Idee eines Zweckes über. Wir suchen in seinen mannichfaltigen Entwickelungen Einen Punct der sie so vereinigte und zusammenhielte, daß sie alle nur um ihn zu erreichen da zu seyn scheinen.

Dieses Eine, nach welchem sich alles hindehnt, und bey welchem alles anzukommen strebt, muß zugleich ein solches seyn, das sich auf uns bezieht, irgend ein Interesse unsers Lebens befriedigt, einem wahren und dringenden Bedürfnisse in unserm Innern entspricht. Denn um uns selbst ist es doch hier allein zu thun. Nur uns wollen wir durch die Aussicht auf ein erfreuliches Ziel retten von dem Drucke, unter welchem uns die Gewalt und Veränderlichkeit des Schicksales gefangen hält. Mag es eine noch so erhabene Tendenz haben: so bald sie außer uns, oder zwar in uns, aber zuletzt wieder in

ſich ſelbſt zurück fällt, iſt ſie für uns nichts, kann ſie uns keine Beruhigung geben.

Noch muß erinnert werden, daß wir, bey dieſer Unterſuchung, nicht über das Sichtbare hinausgehen, und das Schickſal nicht anders betrachten können, als wie es ſich im irrdiſchen Leben vor uns entwickelt, als einen Zuſammenhang der Dinge, welcher ſich mit dem Tode für uns ſchließt. Mag es noch einen unſichtbaren Theil haben, noch über das Grab hinausgehen, ſich in einem höhern und freyern Leben fortſetzen: darauf deutet nichts an unſrer Schattenſeite hin. Alles liegt hier in der Dunkelheit der weltlichen Exiſtenz. Wir können uns deßwegen auch nicht von dorther orientiren, nicht dahin den Zweck verweiſen den wir hier vergebens ſuchten.

Wir ſehen das Schickſal mancherley bewirken. Eine Menge von Puncten leuchtet uns beym erſten Blicke entgegen, in welchen ſeine unendlich vielfachen Veranſtaltungen zuſammentreffen, und welche wir für eben ſo viele Zwecke deſſelben halten. Aber das genügt uns nicht. Sie ſtehen in keiner Beziehung auf uns. Wir können immer nach einem neuen Wozu fragen. Es fehlt überdem noch ein Band, das ſie unter ſich wieder zuſammen knüpft und Einem höchſten unterwirft. So lange ſich uns dieſes nicht in der Harmonie alles Einzelnen mit ihm offenbart, hindert uns nichts, jene für ſcheinbar, für zufällige Erfolge aus der mechaniſchen Weltordnung zu halten. Wir ſind deßwegen noch nicht berechtigt, auf einen ihm vorſchwebenden Gedanken zu

ſchließen, in welchem und zu welchem alles vereinigt ſeyn müßte.

Nur dann können wir Zweckmäßigkeit im Schickſale anerkennen, wenn ſich alles nach Einem hinlenkt, welches zugleich einem nothwendigen, unverletzbaren und heiligen Intereſſe unſrer Natur entſpricht. Hiernach alſo haben wir zu ſuchen.

Wir erleichtern uns dieſes am meiſten, wenn wir auf unſre Natur ſelbſt zuerſt reflectiren, ihre Bedürfniſſe ausmitteln, und dann darauf achten, ob und in wie fern ſich das Schickſal ihre Befriedigung zum Zwecke mache.

Wir haben körperliche, geiſtige und moraliſche Anlagen, und ihnen entſprechend drey Hauptbedürfniſſe. Soll das Schickſal einen vernünftigen Zweck haben: ſo muß es entweder unſre Glückſeligkeit, oder die Vollkommenheit unſrer Geiſteskräfte oder endlich unſre ſittliche Würde, oder die harmoniſche Vereinigung aller beabſichtigen. Keins von dem allem aber ſcheint ſich, ohne lauten Einſpruch der Erfahrung, behaupten zu laſſen.

Wäre Glückſeligkeit der Zweck des Schickſales mit dem Menſchen: ſo müßte es ihn ganz anders behandeln, als es ihn wirlich behandelt. Höhere Empfänglichkeit für Freude, weniger Reizbarkeit für Schmerzgefühle, eine reichere Ausſtattung ſeiner Natur, größere Harmonie ſeines innern Lebens, weniger Streit mit ſich ſelbſt, ein glücklicheres Verhältniß zur Welt und zu ſeines Gleichen, weniger Anfälle, Kränkungen und Störungen von beyden, mehr genußfähige Güter und frohe Verbindungen, und beyde reiner, dauerhaf-

ter, genügender, freyer von Gebrechen, erhabener über die Unvollkommenheiten, welche sie uns jetzt mehr zur Qual machen als uns in ihnen Erheiterung finden lassen, müßten ihn auszeichnen. Es dürfte uns nicht so oft berauben und mißhandeln, mit uns selbst, mit der Welt und mit andern entzweien, nicht so oft uns dasjenige versagen, ohne welches wir nicht zufrieden seyn können, uns von dem trennen, woran unsre ganze Ruhe hing, nicht so oft mit vergiftendem Kummer unser Herz durchwühlen, nicht so oft mit Armuth, Krankheit, Schmach, Verkennung, Mißtrauen und Selbstentehrung gegen uns wüthen. Es müßte diesen Zweck, wo nicht an allen, doch an den meisten erreichen. Ist aber nicht die Zahl der Glücklichen immer die kleinere gewesen? Müssen nicht die andern erst aufgeopfert werden, damit es einigen wohl gehe? Müssen nicht tausende im Schweiße ihres Angesichtes darben, damit Einer im Ueberflusse lebe — tausende ihr gemeines Daseyn im Staube der Niedrigkeit verzehren, damit Einer herrlich ausgestattet und hochgeehrt unter ihnen auftrete — tausende verunglücken, damit Einer beglückt sey — tausende umsonst arbeiten, damit Einer einer reichen Erndte sich freue — tausende unter dem Joche gehen, damit Einer frey dahin wandle? Wer kann bey den vielen Beyspielen der Härte, womit das Schicksal Menschen behandelt, noch glauben, daß es sie beglücken wolle? Auch davon abgesehen: ist der Mittelschlag, unläugbar der größte Theil, wohl so zufrieden, wie er seyn müßte, wenn ihn eine heilige und unwiderstehliche Gewalt in ihren Schutz genommen hätte? Erfreuen sich selbst sie

ne Günſtlinge wohl eines reinen, ungeſtörten und genügenden Wohles? Wo iſt der Sterbliche, der alle ſeine Wünſche erfüllt ſah, der nie noch nach etwas mit Sehnſucht verlangt, nie etwas mit Schmerz entbehrt, nie etwas mit Wehmuth betrauert, mit Angſt befürchtet, mit Schrecken erwartet, den es nie gedrückt, geklemmt, gepreßt und gebeugt hätte? In Einem hätte es doch wenigſtens, da es alles vermag, ſein Ideal ganz realiſiren ſollen. Die Seligkeit wird nur bey den Göttern gefunden.

Aber die Menſchen ſind auch zu ungenügſam. Sie können nicht zufrieden geſtellt werden, weil ſie immer von neuem begehren — nie zur Ruhe kommen, weil ſie ſich immer neue Unruhe ſchaffen. Ihre Verkehrtheit bringt ihnen überdem den meiſten Jammer. Ihre thörigten Anſchläge machen alle wohlwollende Anſchläge des Schickſales zu nichte. Eine eitle Beſchuldigung! Was vermag denn der Menſch? Iſt nicht alles an ihm Schickſal? Iſt es nicht die allgebiethende Macht, die ihn nie ruhen läßt, die an die Befriedigung den neuen Wunſch knüpft, die ihm jenes ungenügſame Herz gab, und ihn zu allem verleitet, was er Weiſes und Thörigtes beginnt? Führt ſie nicht das Eine Unglück durch das andre herauf? Gibt ſie nicht eben damit am deutlichſten zu erkennen, daß Beglückung nicht in ihren Plan gehöre, indem ſie ihm ſo gar den Genuß des Vorhandenen durch ſein eignes Gemüth verkümmert?

Vielleicht will uns das Schickſal erſt zur Glückſeligkeit erziehen, und iſt ſelbſt ſeine ſcheinbare Härte ein Mittel, uns ihrer in ihrer ganzen Reinheit, Größe und

Vollendung theilhaftig zu machen. Vielleicht fehlte uns ohne manche vorhergehende Prüfung die Empfänglichkeit für ihren ungestörten Genuß. Aber was gibt es davon Kunde? Welcher Sterbliche war denn ausgeprüft? Wann ist dieser Erziehungsstand zu Ende? Die Erfahrung sagt am Grabe. Wer öffnet den Vorhang dahinter? Ach wir schauen aus dem Schatten in die volle Dunkelheit? Konnte es uns überdem nicht reich machen, ohne uns vorher verarmen zu lassen.

Eben so wenig kann die Vervollkommnung unsers Geistes Zweck des Schicksales seyn. Auch mit dem, was es für diese thut ist es schlecht bestellt. Keinem fehlen wohl an perfectibeln Anlagen, keinem an Trieb, diesen Anlagen gemäß etwas aus sich zu machen. Aber in vielen sind doch jene Anlagen sehr kümmerlich, und oft schon in ihrem Keime zu einer verkrüppelten Entwikelung disponirt. In vielen ist dieser Trieb kaum merklich, und in andern durch die Stärke sinnlicher Begierden ganz überwältigt und erstickt. Ueberhaupt müßte unsre Natur reicher und kräftiger ausgestattet, weniger abhängig vom Irrdischen seyn, mehr Wekkungs- und Bildungsmittel vorfinden, wenn Geistesvollkommenheit der Zweck des Schicksales wäre.

Es müßte überdem, in seinen mannichfaltigen Erscheinungen, die Tendenz, uns wahre Einsichten mitzutheilen, unsre Fähigkeiten harmonisch zu entwikeln, uns zu einem schnellen und richtigen Gebrauche derselben zu verhelfen, deutlicher offenbaren; es müßte diesen Zweck, wo nicht in allen, doch in den meisten wirklich erreichen; die meisten müßten es wenigstens zu dem

Grade der Vollkommenheit bringen, welcher zufolge der ursprünglichen Einrichtung ihrer Natur, der höchste mögliche ist.

Wie verhält es sich aber damit in der Wirklichkeit? Zuvörderst, was thut das Schicksal für menschliche Vollkommenheit? Freylich es führt uns Gegenstände zu, aus denen wir mancherley Belehrungen schöpfen, es setzt jeden in Umstände die seinen Geist wecken und entwickeln. Dabey läßt es sich im Allgemeinen bewenden. Was ist aber damit ausgerichtet? Nehmen wirklich auch alle jene Belehrungen an, werden wirklich alle dadurch geweckt und entwickelt? Und wann nicht — wer anders als das Schicksal trägt die Schuld? Es muß uns ja zu allem verhelfen — und nicht bloß in der Nähe zeigen, sondern wirklich mittheilen, was wir erlangen sollen. Ferner kommt es auch darauf an, wie wir jene Gegenstände ansehen, und auf welche Art unser Geist durch die Umstände angeregt werde. Wir können ihre Belehrungen falsch verstehen; unsre Bildung kann in eine verkehrte Richtung gedrängt werden. Was hilft es uns, daß jene auch wahr, diese auch richtig seyn könnten, wenn sie es wirklich nicht sind? Und hängt es von uns ab, daß sie es seyen? Nur für wenige hat es dahin gesorgt, daß alles so auf sie, und sie auf alles so zurück wirken, daß durch diese Wechselthätigkeit wahre Vollkommenheit einiger Maßen bey ihnen gedeihen kann.

Doch dies ist nur Verwahrlosung. Es läßt es dabey noch nicht bewenden; sondern arbeitet, wenn wir das Geschlecht im Ganzen betrachten, unsrer Bildung mehr entgegen als es sie befördert. Hat es nicht lange

Jahrhunderte heraufgeführt, auf welchen, undurchdringlich für jeden Strahl des Lichtes, die Nacht des Aberglaubens und der Geistessclaverey ruhte, mit welcher das herrliche Talent vergebens rang, sich empor zu arbeiten? Bedeckt nicht diese Nacht noch immer den größten Theil der Erde, ihre blühendesten, mildesten gesegnetesten Gegenden? Und bleibt nicht selbst unter den kultivirten Völkern, bey den meisten der Geist, gedrückt von Sorgen, Bedürfnissen und physischem Elend, ewig an der Erde kleben, eingeengt in die Vorurtheile der öffentlichen Meynung, durch die Macht der Gewohnheit, die Heiligkeit des Alterthumes und der Authorität in unüberwindliche Schranken gezwungen, an religiösen Frohndienst und geweihte Formeln gefesselt, auf ewig seiner Freyheit beraubt? Vergeht nicht noch immer so manche glänzende Fähigkeit, einer schönen Entwickelung wehrt, in der Armuth an Bildungsmitteln, und im fruchtlosen Kämpfen mit unbesiegbaren Hindernissen? Wird nicht so manches andre irre geleitet, und gezwungen, statt der Wahrheit dem Irrthum zu dienen?

Darf es uns da befremden, wann die wenigsten zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, zu welcher sich ihre Natur unter günstigern Umständen hätte erheben können, wenn an dem meisten auch die guten Anlagen, die zu erfreulichen Hoffnungen berechtigten, nicht empor kommen, oder ganz und gar verwüstet werden?

Kann das aber Zweck des Schicksales seyn, dem es mehr widerstrebens als förderlich wirkt, worin es nur mit wenigen Auserwählten in etwas fort will, ohne daß auch diese darin eine bedeutende Höhe erreichten, mehr

als einzelne Züge des Ideales nur sehr mangelhaft darstellten?

Hätten wir vor dem Schicksale unsre Freyheit, wenn auch durch dasselbe mannichfaltig beschränkt, retten können: so ließe sich noch am ersten Sittlichkeit als letzter Zweck desselben rechtfertigen. Den Beweis dafür zu führen möchte freylich auch dann noch schwer fallen. Es würde dazu nichts Geringeres erfordert, als von jedem einzelnen Ereignisse die Tendenz zur Beförderung der tugendhaften Gesinnung aufzuweisen, welches aber eben durch die Behauptung der Freyheit, deren Verhältniß zu ihren Bestimmungsgründen unerforschlich ist, unmöglich gemacht wurde. Dagegen dürfte man, auf der andern Seite, von der Erfahrung auch keinen Widerspruch fürchten. Bey freyen Wesen kann das Schicksal seinen Zweck nicht immer erreichen, weil sie dazu mitwirken müssen, und es von ihrem Willen abhängt, wie dieses geschehen werde. Deßwegen kann auch daraus, daß er nur selten und von wenigen erreicht wird, nicht geschlossen werden, daß es diesen Zweck gar nicht habe. Die Schuld läßt sich immer auf die Freyheit wälzen, die von den zweckmäßigen Verfügungen des Schicksales entweder keinen, oder einen verkehrten Gebrauch machte, und so das Wohlthätige derselben vernichtete.

Ganz anders aber verhält es sich, wenn alles durch das Schicksal unveränderlich bestimmt ist. Dann darf nur das für erweislichen Zweck desselben gehalten werden, auf dessen Realisirung alles mit der erforderlichen

Tauglichkeit hinwirkt, und was wirklich auch allenthalben erreicht wird.

Dem zufolge kann Sittlichkeit unmöglich Zweck des Schicksales seyn. Das Meiste, was von ihm kommt ist mehr dazu geeignet, die Menschen schlecht als gut zu machen, ihren Charakter zu verderben, sie zu unmorali, schen Gesinnungen zu stimmen, unmoralische Neigungen zu wecken und zu starken, die ursprünglich guten dahin zu erweitern und zu erhitzen, wo sie fehlerhaft werden, in die Flamme der Leidenschaft aufschlagen, und pflichtwidrige Handlungen zu erzeugen. Daher herrscht denn auch das Böse über das Gute, gibt es mehr unwürdige und gemeine als edle und achtungswehrte Menschen. Dürfte das aber wohl seyn? — noch mehr: dürften, wenn man auch dieses übersehen und dem Guten ein weiteres Gebieth und ein gröseres Ansehen bey den Menschen zuschreiben wollte, als dem Bösen, dürften wohl so viele Abscheulichkeiten, Greuel, Verbrechen, selbst Verirrungen und Thorheiten unser Geschlecht schänden, als es, nach den unbezweifelten Zeugnissen der Geschichte, und den noch unbezweifeltern Zeugnissen der täglichen Erfahrung, wirklich entehren, wenn Sittlichkeit der Zweck des Schicksales wäre?

Vielleicht bleiben indeß Glückseligkeiten, Vollkommenheit und Sittlichkeit deßwegen so mangelhaft, weil das Schicksal nicht das Eine von ihnen, sondern die harmonische Vereinigung aller beabsichtigt, wo dann nothwendig das Eine durch das Andre beschränkt werden muß. Aber, ohne darauf zu bestehen, daß noch erst erwiesen werden soll, und aus der Erfahrung nie erwiesen werden kann,

daß das Schicksal diesen Zweck habe, streitet dagegen auch die Bemerkung, daß es viele Menschen gibt, die von allen dreyen in gleichem Maße entblößt sind, die mit absoluter Unwürde die größte geistige Armuth und Gebrechlichkeit und das höchste physische Elend vereinigen. Und in der That man darf nicht lange darnach suchen. Das ist doch wohl keine harmonische Vereinigung, wo alles sich gegen einander aufhebt?

Ferner fehlt es auch nicht an Beyspielen von solchen, die das Schicksal in gleichem Maße beglückt, gebildet und veredelt, denen es eine erfreuliche Lage neben einem vortreflichen Geiste und einem erhabenen Charakter zugetheilt hat, die also zum factischen Beweise dienen, daß Glückseligkeit, Vollkommenheit und Würde in einem sehr hohen Grade mit einander bestehen können. Warum müssen sie sich denn in den meisten so beschränken, daß daraus die körperlich, geistig und moralisch verarmten und verkrüppelten Wesen entstehen, die wir in zahlloser Menge unter uns wandeln sehen?

Der Mensch, dem das Schicksal nun einmal diese gebrechliche Natur gegeben hat, muß freylich oft, um seine Tugend zu behaupten sein Glück aufopfern und seine Vervollkommnung versäumen. Aber warum sollte das Schicksal, in dessen Händen alle Gewalt ist, nicht eine solche Einrichtung haben treffen können, vermittelst welcher der höchste Grad des Glücks, mit dem höchsten Grad der Vollkommenheit und Sittlichkeit füglich hätte zusammen bestehen mögen? Gewiß würde es dieses nicht unterlassen haben, wenn jener Zweck, den sich der Mensch wohl vorsetzt der seinige gewesen wäre.

Aber der Mensch gibt ihn sich doch auf, und durch ihn das Schicksal — wie kann dieses ihn denn abläugnen? Freylich — wenn es consequent ist. Aber das ist es eben, wornach wir fragen. Was folgt daher mehr, als daß es mit uns sein Spiel treibt.

Die Zwecke unsrer Natur sind erschöpft. Keinen erkennt das Schicksal für den seinigen. Hieraus geht unwidersprechlich hervor, daß es keinen, sich auf uns beziehenden Zweck habe, wenigstens keinen, welcher uns vernehmbar würde, was denn freylich nicht besser ist, als gar keinen.

Immer düstrer zieht sich die Schattenseite um uns zusammen, je näher wir sie betrachten. Wann wird es Licht werden?

Fünfzehntes Kapitel.

Ordnung des Schicksales.

Unser ganzes Interesse, in Ansehung des Schicksales, nachdem wir uns einmal in gänzlicher Abhängigkeit von demselben gefunden haben, geht dahin, daß es einem verständigen Prinzip unterworfen seyn möge: denn nur unter dieser Voraussetzung können wir seinen Entschei-

bungen mit Ruhe entgegen sehen. Sie scheint uns auf jeden Fall zu der Erwartung zu berechtigen, daß bey ihm noch etwas Erträgliches herauskommen werde.

Das Verständige ist entweder ein Zweckmäßiges oder ein Regelmäßiges. Das letztere, wenn es sich bloß als Darstellung eines Gedankes überhaupt in der Form und Verknüpfung der Dinge; das erstere aber, wenn es sich zugleich als reflectirte Tendenz zur Realisirung des Gedankens eines Guten offenbart. Das Regelmäßige ist Gleichförmigkeit des Mannichfaltigen, unter einer Regel, vermittelst welcher es sich zu Einem verbinden läßt, ohne daß eben jene Regel und diese Einheit einem andern Bedürfnisse als dem, welches der denkende Verstand daran nimmt entsprechen dürften. Es deutet nur an, daß etwas entweder selbst Geist besitze, oder von einem Geiste geformt sey und damit geistiges Leben empfangen habe. Das Zweckmäßige weiset auf ein Interesse des Herzens hin, zu dessen Befriedigung alles harmonisch zusammentrift. Alles ist zuletzt Einem Höchsten unterworfen und dient Einem Gesetze; während das Regelmäßige, das kein bestimmtes Ziel hat, so vieler Gestalten fähig ist, als es Arten gibt, nach denen sich der Verstand im Sinnlichen abspiegeln, und Einheiten, welche er in demselben auszeichnen kann.

Völlig genügt dem Menschen nur das Zweckmäßige: denn nur in ihm findet er dasjenige sicher gestellt, wofür er besorgt ist, in ihm eröffnet sich aus der dunkeln Gegenwart ein freudiger Blick in die Zukunft. Aber es hat sich im Vorhergehenden gezeigt, daß das Schicksal dieses; so weit unser Vermögen zu erforschen und be-

rechnen reicht, überall verleugne. Es bleibt uns nichts übrig, als in der Regelmäßigkeit eine verständige Ordnung des Schicksales zu retten, die uns in ihm das Wort eines Geistes verbürge.

Daß das Schicksal unter allgemeinen Gesetzen stehe, seine Hervorbringungen und Veränderungen nach unwandelbaren Regeln erfolgen, deutet schon der Charakter der Nothwendigkeit, mit welchem wir dasselbe denken müssen, an. Nichts ereignet sich ohne hinreichende Ursachen, und gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Von dem, was wir thun, wie von dem, was uns widerfährt, liegt der Grund in unsrer ursprünglichen körperlichen und geistigen Einrichtung, und in der Beschaffenheit der Dinge, die uns umgeben und auf uns wirken. Solche Einrichtungen und Verhältnisse ziehen aber überall dieselben Erscheinungen nach sich. Daß wir jene Einrichtung erhielten, und in diese Verhältnisse gesetzt würden, hat wieder in etwas anderm seinen zureichenden Grund. Die ewige und nothwendige Ordnung der Natur greift auch in unser Schicksal ein und bestimmt demselben Lauf und Richtung.

Das ist es indeß nicht, wornach wir hier fragen. Wir wollen vielmehr eben dieser Nothwendigkeit, die alle unsre Angelegenheiten, Wünsche und Aussichten vernichtet, entgehen. Wir wollen wissen, ob die mechanischen Wirkungsgesetze die einzigen sind, denen alles gehorcht, oder ob sie nicht selbst wieder unter höhern stehen, in welchen ein Verstand das regelt und ordnet, was aus ihnen verwirrt und ordnungslos hervorgeht.

Der mechaniſche Lauf der Natur kann nur durch Zufall das Gleiche zu Gleichem geſellen, das Mannichfaltige an vereinigende Puncte anlegen, und dadurch den Schein der Harmonie erzeugen. In ſeinem Weſen liegt davon nichts. Ein jedes entſteht und wirkt mit dem Vermögen, in den Formen und Richtungen, die ihm durch ſeine Lage und die Kraft, welche es hervorbrachte angewieſen ſind. Das natürliche Prinzip der Dinge iſt ein ganz andres als das verſtändige. Was jenem zufolge geſchieht, bleibt eben um ſeiner, auf ſich ſelbſt ruhenden Nothwendigkeit willen, in Beziehung auf dieſes, bleibendes Ohngefähr: Laßt ſich ja dem Nothwendigen irgend ein Zweck andichten: ſo konnte es kein andrer ſeyn, als der, die größte Summe des Verſchiedenen darzuſtellen. Dem iſt der Gedanke entgegen: denn er fordert Einheit. In den Naturgeſetzen iſt nichts, was dieſe begünſtigte.

Ein jeder iſt um das Künftige beſorgt, und wünſcht wenigſtens ſo viel von ſeinem Schickſale vorher zu wiſſen, als zu ſeiner Ruhe erforderlich iſt. Die allgemeinen Geſetze der Natur geben uns davon nur einen äußerſt ſchwachen Umriß, nur allgemeine Züge zu erkennen. Freylich ließe ſich aus ihnen auch das Einzelne mit der größten Evidenz und Zuverſicht erſchließen, wenn wir alle Kräfte, welche im Univerſum wirkſam ſind, nach ihrer Verbindung, ihrem mannichfaltigen Conflict, und ihren Verhältniſſen zu jenen Geſetzen kännten. Bis dahin aber dringt kein Sterblicher. Es iſt ein unendlich kleiner Theil in Beziehung auf das unermeßliche Ganze, was zu des Weiſeſten Kunde kommt. Darum muß uns

unſer künftiges Schickſal ewig in unruhevoller Beſorgniß laſſen: ſo lange uns nicht eine geiſtige Ordnung bekannt wird, nach deren Geſetzen, wir nicht bloß im Allgemeinen Harmoniſches und Weisheitsvolles, ſondern auch insbeſondre dasjenige zuverſichtlich erwarten können, was den ſpeciellen Regeln der Harmonie und Weisheit, die zu unſrer Kenntniß gekommen ſind, angemeſſen iſt.

Damit eröffnet ſich eine neue erfreuliche Ausſicht. Iſt nähmlich verſtändige Ordnung im Schickſale: dann iſt es auch ein allmächtiger und guter Geiſt, von dem es regirt wird; dann dürfen wir ſeine Anfälle nicht mehr fürchten, vor ſeinen Schrecknissen nicht mehr zittern. Wir können nicht anders als vertrauen, daß das Regelmäßige, nur von uns unerkannt, auch zweckmäßig ſey, daß jener Geiſt, der in allem Ordnung ſchafft, auch ein erhabenes Ziel im Auge habe, welches nur wir in unſrer Beſchränktheit nicht zu erreichen und zu ergründen vermögen, welches ſich uns aber, je näher wir ihm kommen, je mehr ſich unſer Leben erweitert, auch immer mehr enthüllen wird.

Ob nun wirklich eine ſolche Ordnung im Schickſale ſey, darüber kann uns allein die Erfahrung belehren. Aber dieſe zeigt keine Spur davon. Im Leben der Menſchen iſt überall Verwickelung ohne Auflöſung. Oft vereinigen ſich verwandte Ereigniſſe, ſcheinen von Einem Puncte aus das Ganze anordnen und in Harmonie bringen zu wollen. Aber in demſelben Augenblicke, wo wir uns jenes Punctes zu bemächtigen, und auf ihm uns in unſerm verwirrenen Daſeyn zu orientiren

Univ. Bibl. München

ſuchen, fliehen ſie wieder feindlich aus einander, um ſich nie wieder zu begegnen, und regelloſer, diſharmoniſcher liegt alles vor uns. Oft treten Begebenheiten, Empfindungen und Handlungen in das Licht eines ſchönen Gedankes, und aus ihm ſcheint ſich eine groſſe Bedeutung entwickeln zu wollen. Aber es iſt nur eine flüchtige Beleuchtung, und alles tritt wieder in die alte Nacht zurück. Wir glauben oft eine Anſicht gewonnen zu haben, welche einen durchgeführten Plan des Ganzen bemerklich mache, aber es rücken immer neue Geſtalten ein, und weichen andre aus ihrer Stelle, ſo daß ſich zuletzt alles in einem unbeſtimmten Nebel verliert, aus dem nur einzelne Gegenſtücke ohne Verbindung und Beziehung hervor dämmern.

Aus der ſichtbaren Natur entſteht uns der Begriff einer verſtändigen Ordnung. Stille Einigkeit ſchwebt über ihren Formen; das Mannichfaltige fügt ſich zum Einen; das Widerſtreitende löſt ſich im Verſöhnenden auf, die Theile flieſſen im Ganzen zuſammen; überall kommt uns der lebendige Ausdruck des Gedankens entgegen; darum können wir ſie verſtehen und dringen deſto tiefer in ſie ein, je weiter wir dieſem Gedanken nachſpüren. In ihr ſpricht ein denkender Geiſt uns an, und ihre Bedeutung wird uns vernehmbar. Wir ahnden eine groſſe Harmonie, die das ganze Univerſum bewegt, und immer mehr Züge von ihr enthüllen ſich dem betrachtenden Verſtande.

So hoffen wir auch unſer Schickſal zu finden. Aber die mühſamen Anſtrengungen, zu denen wir uns hier entſchlieſſen müſſen, die vielfachen Verſuche, das Sinnen

hin und her, ehe wir nur etwas entdecken, während uns in der Natur die hellen Puncte gleich entgegen schimmern, die Formen, in welche alles harmonisch zerfließt sich von selbst enthüllen, muß schon am Anfange Zweifel erwecken, ob es uns damit je gelingen werde. Der Erfolg ist nicht besser. Nichts kommt uns von selbst. Nur durch langes Wählen und Verwerfen gelangen wir zuweilen zu etwas, an welches sich das Uebrige anzuschließen scheint. Aber es zeigt sich bald, daß es nur Täuschung war. Wir müssen uns nach etwas anderm umsehen, und erfahren dasselbe Schicksal. Unser Denken verwirrt uns; je weiter wir es fortsetzen, desto dunkler wird alles um uns her; je näher wir dem Ziele zu seyn scheinen, desto weiter entfernt es sich von uns, desto ordnungsloser bewegt sich alles durch einander.

Der tröstliche Glaube des Herzens verläßt uns auch dann noch nicht, wenn sich der Verstand schon tief in das Gebieth der Speculation gewagt hat. Und das ist unser Glück. Sonst würde das vergebliche Streben dem Schicksale Bedeutung abzugewinnen, die trostlosen Zweifel, und die gränzenlose Verwirrung des Gemüthes, welche daher entstehen unser Leben noch elender machen, als die traurigsten Unfälle, womit sein Zorn gegen uns wüthen kann. Mit jenem Glauben helfen wir uns denn noch einiger Maßen zurecht. Durch ihn verbessern wir die Mängel, verbergen wir uns die Einsprüche, und schlichten wir den Widerstreit der Erfahrung. Durch das stille und heilige Interesse, womit er uns fesselt stimmt er uns unvermerkt, unsrer Speculation eine an-

ihre Richtung zu geben, manches gar nicht, und manches anders zu sehen als es wirklich ist, und so dem Leben durch Selbsttäuschung die Einheit und den hohen Sinn zu bewahren, den er in demselben anerkannt, wenn nicht ihm angedichtet hat. Unglücklich aber ist der Mensch, der sich ganz von ihm losriß, und nun, bloß vom Verstande geleitet, der Bedeutung des Lebens nachforscht. Ihm wird sich zuletzt jede Spur derselben verlieren; er wird in demselben nichts als das blinde Spiel physischer Kräfte finden. Wie wäre es auch möglich, in dieser unendlichen Mannichfaltigkeit, ins unendliche von einander abweichender und mit einander streitender Thätigkeiten und Erscheinungen, welche sich, je weiter wir ins Leben hinein kommen, noch immer mehr hervorthut, die zarten Fäden, woran alles zusammen hängt zu entdecken, wenn wirklich ein ordnendes Princip es zusammengeknüpft hätte.

Das Resultat aller Erfahrungen, aller Betrachtungen und alles Nachdenkens ist für den Speculationsmenschen, wenn er sie am Ende seines Lebens überrechnet und zusammenzieht, kein andres, als daß ihm das Leben selbst das verwickeltste Räthsel geblieben sey. Nur ein höherer Standpunct, der ihm, wie jener Glaube, aber fester und gegründeter, aus dem Herzen den Plan des Ahens offenbarte, nach welchem er dann seine Speculation zu lenken und zu ordnen vermöchte — oder ein Licht, das über dem Grabe her in dasselbe freundlich hereinleuchtete, um an den Wesen und Erscheinungen neue Formen zu entwickeln, könnte ihn hier retten. Viel-

leicht gewinnen wir auch das, wenn sich uns einst die umgekehrte Seite darstelle.

Sechzehntes Kapitel.

Gleichförmigkeit des Schicksales.

So wenig sich auch durchgängige verständige Ordnung im Schicksale antreffen läßt: so ist doch ein schwacher Schein derselben, in einer gewissen Gleichförmigkeit seines Ganges, seiner Anordnungen, Verkettungen, Mittel, Zwecke und Wirkungen unverkennbar, welche sich indeß mehr negativ und einschränkend, als positiv und erweiternd, mehr in der Ausschließung gewisser Formen des Hervorbringens, Umgestaltens, Verbindens, Trennens und Zerstörens, als in vollen Tendenzen zu gewissen geistigen Darstellungen, mehr in der Befolgung seinem Wesen eingepflanzter Gesetze, als in der Richtung nach verständigen Prinzipien offenbart.

Es ist derselbe Geist, der in allen Werken des Schicksales lebt, und sich der gemeinen Betrachtung als Mischung von Freyheit und Nothwendigkeit, der

gemeinen Speculation als unabänderliche Bestimmtheit, beyden aber zugleich und überhaupt als Endliches und Unendliches, Objectives und Subjectives, Materielles und Formelles in unermeßlicher Mannichfaltigkeit gegenseitiger Beschränkungen und Modificationen zu erkennen gibt. Ein gemeinschaftliches Band hält alles zusammen; eine gemeinschaftliche Schranke umfaßt alles, und nichts dringt über sie hinaus; eine gemeinschaftliche Grund-Norm schwebt allen Bildungen und Umbildungen vor, mit einem gemeinschaftlichen Stempel ist alles geprägt, was vom Schicksale geboren, gepflegt, in die Ordnung der Dinge eingeführt und wieder aus derselben herausgerissen wird.

Es sind dieselben Revolutionen, denen alles Irrdische, das Einzelne und das Ganze unterworfen ist, derselbe Fortgang und dasselbe Zurücksinken, dieselben Stufen der Entwickelung und der Einwickelung derselbe Kreis, aus welchem alles ausströmt, um welchen sich alles bewegt, und in welchen alles wiedereinkehrt, wenn es seine Bahn vollendet hat. Blüthe, Frucht und Tod, aus dem wieder neues Leben reift. Jugendfeuer, Mannesstärke, Greisensschwäche, das Grab auf dem die junge Generation, in der sich das erloschene Leben erneuert hat, wandelt, um endlich auch von ihm verschlungen zu werden; Emporkommen, Wohlstand und Untergang einer Nation. Morgendämmerung, Mittagslicht und endlich dicke Finsterniß auf Erden — ewiges Loos, das von Geschlecht zu Geschlecht geht.

Gewöhnlich werden durch dieselben Kräfte auch dieselben Erfolge bewirkt, entstehen aus demselben Zusam-

mentreffen der Umstände auch dieselben Wirkungen. Dies ist mehr als Resultat der mechanischen Naturordnung. Denn dieser sind solche Verkettungen ungleicher Erscheinungen, wodurch gleiche Werke erzeugt werden gewöhnlicher. Das Gleiche gehört gar nicht in ihren Plan, und wo es darin sichtbar wird ist es aus zufälliger Vereinigung des Verschiedenen entsprungen. In dem wirklichen Laufe des Schicksales gehen aus Verstand, Kraft und Muth öfter herrliche Erscheinungen hervor als nach blinden Bewegungsgesetzen, die überall Hindernisse, Störungen und Ueberwältigungen herbey führen, geschehen müßte. Die Regellosigkeit scheint von gewissen ordnenden Prinzipien bezwungen zu seyn. Im wirklichen Laufe des Schicksales sehen wir seltener Weises aus Thörigtem, geringe Wirkungen aus großen Zurüstungen und erhabene Erfolge aus gemeinen Ursachen werden, als es in einer bloß mechanischen Natur, wo alles so wild durch einander geht, und sich so wunderbar in dem vielverschlungenen Mechanismus bestimmt zu vermuthen wäre.

Nicht weniger scheint auch, zwischen den Dingen und ihren Umgebungen, wenn nicht Aehnlichkeit, doch einige Analogie sich zu zeigen, welche ebenfalls nicht immer aus Naturgesetzen erklärt werden kann. Talente und Wirkungskreis stehen in keiner unmittelbaren Wechselbestimmung. Wenn man die vielen unbestimmten, schwankenden, wandelbaren und unzuverlässigen Mittelglieder, als Volksmeynung, Gunst der Großen, zufällige gute und schlechte Eindrücke, Ränke, Kabalen u. s. w. in Erwägung zieht: so erwartet

man weit seltneres und mangelhafteres Zusammentreffen beyder in ihrem Gewichte, in ihrem Mehrte und in ihrer Größe, als man noch Gelegenheit hat, wirklich zu bemerken.

Ferner ist auch eine gewisse Gleichheit in dem gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Menschen nicht zu verkennen. Die Verschiedenheit führt sich an jedem auf eigne Weise durch. Vergleicht man die Arten dieses Durchführens bey mehrern unter sich: so zeigt sich auch darin eine bewundernswürdige Correspondenz. Das Eine verhält sich zum Vielen nicht bloß auf gleiche Art; sondern das Viele steht auch unter sich in größerer oder geringerer Annäherung, wie es die einzelnen Bestandtheile desselben mit sich bringen.

Wenn sich auch die Lebensereignisse des individuellen Menschen unter keinen festen Plan bringen, und einer, sich bestimmt und deutlich aussprechenden Ordnung unterwerfen lassen: so ist doch nicht zu laugnen, daß sich eine gewisse Gleichförmigkeit, die aus der ursprünglichen Einrichtung seines Wesens nicht ganz begriffen wird, und sich auch über dasjenige erstreckt, was in Ansehung dieser ganz zufällig ist, durch das Ganze hindurchzieht, es zusammenhält und zu einem für sich bestehenden Individuellen macht. Das ist es, was der Mensch dichterisch seinen Genius nennt, und womit er mehr als das natürliche Prinzip seiner Lebenseinheit bezeichnet. Dieser ist nicht nur ein weiser oder thorichter, guter oder böser; sondern er offenbart sich auch bey jedem in einer ihm ausschließend eigenthümlichen Art der Weisheit und Thorheit, des Glückes und Unglückes. Hierhin gehört

auch die Erscheinung, welche aus natürlichen Ursachen zu erklären, die größten Anstrengungen des Scharfsinnes bisher vergebens waren, daß es nähmlich viele Menschen gibt, die auch in zufälligen Dingen, in solchen, welche mit Verstand, Klugheit und den übrigen Eigenschaften ihres Wesens in keiner Verbindung stehen, wie z. B. im Spiele, in gewissen Unternehmungen, deren Erfolg größten Theils vom ohngefähren Zusammentreffen der Umstände abhängt, fast immer glücklich sind, und andre, die darin fast immer Unglück haben. Es gibt es auch solche, bey welchen Glück und Unglück und der Wechsel von beyden eine einmal angenommene Weise nie zu verlassen scheint.

Endlich gehört auch noch der Geist des Zeitalters hierhin, der, außer einer gemeinsamen Denk- und Handlungsweise, auch noch einen gemeinsamen Gang der wenigen nothwendigen Ereignisse enthält, welcher freylich durchgängig aus jener erklärbar, vielleicht aber auch oft nach einem Prinzip der Harmonie und des Schicklichen ihr beygeordnet ist.

So zeigt sich denn im Schicksale zwar nicht dasjenige, was wir Verstand nennen, der sich durch vollkommenes Zusammenstimmen alles Einzelnen und Verschiedenen zu Einem oder mehrern Ganzen offenbart, aber doch ein schwacher Widerschein von Verstand, in welchem zarte, kaum bemerkbare Fäden sich durch das verschlungene Gewebe hindurchziehen, ohne es fest zusammen zu halten, und zu einem in sich Bestehenden und Vollendeten zu bilden.

Siebenzehntes Kapitel.

Launen und Paradoxien des Schickſales.

Die Gleichförmigkeit in den Ereigniſſen des Schickſales, von welcher im vorhergehenden Kapitel die Rede war, kann dem, welcher nur einiger Maßen beobachtet und denkt, nicht lange unbemerkt bleiben. Sie wird faſt allgemein anerkannt, und auf ſie die Meynung von einem regelmäßigen Gange menſchlicher Dinge gegründet. Daher erwartet jeder, daß, unter gewiſſen Umſtänden, gewiſſe Erfolge, wenn ſie auch durch keine mechaniſche Naturgeſetze an ſie geknüpft ſind, unvermeidlich eintreten werden. Ob wir gleich einſehen, daß manche Wirkungen mit ihren Urſachen nur in zufälliger Verbindung ſtehen, und nur unter beſondern Combinationen aus ihnen hervor gehen: ſo halten wir uns doch für berechtigt, den letztern auf die erſtern zu ſchließen, und ihnen überall, wo jene ſich zeigen, mit Zuverſicht entgegen zu ſehen, weil es uns einer verſtändigen Ordnung alſo angemeſſer zu ſeyn dünkt.

Nichts iſt natürlicher, als daß wir uns in dieſen Erwartungen oft getäuſcht, und den Erfolg ganz anders finden, als ihn das Vorhergehende zu verſprechen ſchien. Denn jene Gleichförmigkeit iſt durchaus kein beſtimmtes Prinzip, eher noch ſelbſt durch den Naturlauf

bestimmt, auf jeden Fall aber durch denselben mannichfaltig beschränkt. Sie offenbart sich nur in einigen allgemeinen Grundzügen, von denen vielfache und sehr verschieden divergirende Abschweifungen dem Aufmerksamen gleich in die Augen fallen. Die Phantasie, in Verbindung mit dunkeln Gefühlen, liegt indeß von ihrem Bestreben, alles über seine natürliche Gränze zu erweitern, und was sie in vielen Fällen aufgedrückt fand als dann anders anzuordnen wie noch, und es befremdet uns, wenn sich einmal etwas anders ereignet, als es sich nach der gewöhnlichen Verbindungsart ereignen sollte. Unter solchen Vorstellungen werfen wir dem Schicksale Launen und Paradoxieen vor.

Als Launen des Schicksales betrachten wir das Daseyn und Entstehen solcher Erscheinungen, welche in den Kreis irrdischer Dinge gar nicht zu gehören, den Gehalt und das Gepräge der sichtbaren Ordnung zu verläugnen scheinen, ungewöhnliche Vorzüge und Gebrechen, Talente, die über das gewöhnliche Maß der menschlichen Endlichkeit weit hinausreichen und Verkrüppelungen, die tief unter dasselbe hinabsinken, das Hervortreten großer Geister und Zeitalter, wo alles am Gemeinen klebt, der Glanz herrlicher Einsichten im düstern Gebiete des Despotismus, der Unwissenheit und des Aberglaubens, reiche genialische Bildung unter allgemeiner Armuth, Kleinheit und Verschrobenheit, ehrwürdige Tugenden, wo alle nur in der Entehrung des Lasters sich groß dünken, tiefe einsichtsvolle Weisheit unter Idioten und Nazarenern, feiner Geschmacke im Staube scholastischer Gelehrsamkeit, gesunder Menschenverstand

unter geweihten Dogmen und heiligen Formeln, freyer Sinnes unter Hoflingen, vernünftige, anſtändige Sitten und eine edle Denkungsart unter Kleinſtädtern, ein reines und zartes Kunſtgefühl und ein reifes Urtheil bey den ſo genannten gebildeten Leſern.

Ferner nennen wir es Paraderie des Schickſals, wenn es irgend etwas Vorzügliches oder Gemeines, Gutes oder Schlechtes von dem gewöhnlichen Loose irrdiſcher Dinge ausnimmt, Kreislauf deſſelben zurückhält oder beſchleunigt, ſeine Perioden länger oder kürzer abſetzt, in den Bereicherungen derſelben verſchwenderiſcher oder karger, in den Beraubungen härter oder ſchonender ſich zeigt, als im Allgemeinen zu geſchehen pflegt.

Das Schickſal ſcheint uns parader und nach Launen zu handeln; wenn aus kleinen Kräften große, und aus großen Kräfte kleine Wirkungen hervorgehen; wenn in thörigten Köpfen weiſe Anſchläge entſpringen, und die Weisheit der Verſtändigen ſich in ungereimten Planen zu Schanden macht; wenn reife, überdachte, kräftige und muthvolle Unternehmungen an Widerſtand und Hinderniſſen ſcheitern, und das unbeſonnene Werk der Einfalt trefflich gedeiht; wenn aus dem Schlechten Gutes, aus dem Nichtswürdigen Vortreffliches wird, viel umfaſſende, lange getroffene Vorkehrungen ſich in unbedeutenden Erfolgen endigen, und, wie durch einen Zauberſchlag, ohne alle Veranſtaltung, und wider alles Erwarten, das allgemein Bewunderte zu Stande kommt; wenn Narren befehlen und die Erleuchteten gehorchen; wenn das herrliche Talent, der hohe Muth und der feurige Drang Gutes zu wirken ſich in einem kleinen Wir-

kungskreise verstehen, dessen Beschaffenheit überdem noch mit der Natur ihrer Anlagen im auffallendsten Widerspruche steht, während Unwissenheit, Geist- und Herzlosigkeit auf den höchsten Ehrenstellen glänzen, ihr verderbliches Thun über ein weites Feld verbreiten, wichtige und umfassende Geschäfte versäumen, oder in Verwirrung bringen.

Wir beschuldigen das Schicksal der Laune und Paradoxie; wenn es das Leben des Einzelnen in einer ganz andern Ordnung und in ganz andern Richtungen entwickelt, als das Leben der übrigen; wenn es den, welchen es bisher mit seinen Gunstbezeugungen überhäufte, plötzlich mit Härte von sich stößt, seinen glücklichen Liebling nicht mehr kennen will, und den, welchem bisher alles zuwider war, der immer nur seine Mißhandlungen erfuhr, mit Wohlwollen behandelt, ihm unerwartete Schätze darbietet, seine Plane zu einem erwünschten Gelingen führt, und ihm die ehemalige Grausamkeit durch überschwengliches Wohlwollen vergütet; wenn es in dem Gemälde einer Zeit die widersprechendsten Bestandtheile, wie Bigotterey und frivolen Unglauben, Aberglauben und grenzenlosen Scepticismus zusammen knüpft.

Aber mit welchem Rechte klagen wir denn doch hier das Schicksal eines launenhaften, paradoxen Betragens an? Wo hat es sich verbindlich gemacht, sich überall den Forderungen unsers Verstandes angemessen darzustellen? wo hat es die Gleichförmigkeit, die uns zuweilen überraschend an ihm auffällt, für ein Gesetz erklärt, an welches es in allen seinen Verfügungen gebunden wäre?

Kann da von Paradorie die Rede ſeyn, wo es gar keine Norm gibt, wenn wir ſie nicht erdichten? Und vollends, welche Kühnheit der Phantaſie, da Launen zu erträumen, wo eine nothwendig beſtimmte Ordnung der Dinge ſich nur zufällig nach Verſtandesgeſetzen richtet.

Noch eitler und unüberlegter iſt das Betragen derer, die, in gerechtem Mißmuthe über ſo viele traurige Erfahrungen von der Inconſequenz des Schickſals, ihm wohl gar mit Bitterkeit vorwerfen, es handle mehr nach Launen und Einfällen als vernünftig und planmäßig. Hätten ſie nicht ihre thörigten Erwartungen mitgebracht: ſo würden ſie ihm ſo etwas gar nicht anſinnen; ſie würden die grotesken Geſtalten, die wilden Ausſchweifungen, die ungeheuern Combinationen, die wunderbaren Erzeugungen, die regelloſen Veränderungen, die gewaltſamen Revolutionen, in denen es ſich nun einmal zugefallen ſcheint, ganz in der Ordnung finden, und damit zufrieden ſeyn, daß in der bunten Miſchung und dem verwirrten Spiele menſchlicher Dinge noch ſo viel Einheit und Haltung iſt.

Laßt es uns daher nur geſtehen, daß es bloße Nachgiebigkeit ſey, wenn ſich das Schickſal in ſo vielen Fällen den ausſchweifenden Forderungen unſers beſchränkten Verſtandes anbequemt, und nun auch an die Freyheit, die es ſich vorbehalten hat, nach Belieben davon abzuweichen weiter keine Anſprüche machen. Freylich thut es dem Herzen wehe, dieſe Anſprüche aufzugeben. Unſer höchſtes Intereſſe wird dabey gefährdet; es iſt ein zarter heiliger Sinn, der ſich überall nach Einheit und Ordnung ſehnt. Aber es iſt ein-

mal auf unſerm gegenwärtigen Standpuncte nicht zu ändern; — und dann beſſer, einmal für immer zu reſigniren, als in jedem Augenblicke den Schmerz betrogener Hoffnungen von neuem zu erfahren. Vielleicht ſammelt ſich in der Stille der Reſignation jener Sinn, um ſich ſelbſt beſſere Befriedigung zu ſchaffen, ermannt ſich jenes Intereſſe in ſich ſelbſt, um ſich mit uns zu einer Höhe aufzuſchwingen, von welcher uns die irrdiſche Verwirrung in der Klarheit einer himmliſchen Harmonie erſcheint.

Achtzehntes Kapitel.

Ungewißheit des Schickſales.

Aus allem, was bisher über das Schickſal bemerkt wurde leuchtet klar hervor, daß kein Menſch die künftigen Zufälle und Ereigniſſe ſeines Leben vorher wiſſen könne.

Bey den Ausſchweifungen, welche es ſich, ſo wohl in ſeinen Gunſtbezeugungen, als in ſeinen Mißhandlungen, erlaube, können wir mit größerer Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß es mit uns auf der Mittel-

ſtraſe bleiben, aber nichts bürgt uns dafür, daß es uns nicht von Einem Extreme zum andern werfen werde.

Bey der Veränderlichkeit, die ſich in allen ſeinen Ereigniſſen zeigt, und welcher nichts Irrdiſches entgehen kann, ſpricht kein Augenblick für den andern gut. Unter den Blumen, über die wir jetzt fröhlich dahin wandeln lauert vielleicht ſchon die Schlange, welche uns tödtlich verwunden wird. Hinter dem Horizonte, an dem jetzt lachend die Morgenſonne herauf wandelt, ſammeln ſich vielleicht ſchon die Dünſte zu dem Gewitter, das über uns ausbrechen, und alle unſre Hoffnungen auf immer vernichten wird. Alles, worüber das Schickſal Gewalt hat erfährt auch ſeinen verrätheriſchen Wechſel. Auf nichts kann ſich der Sterbliche verlaſſen.

Die Gerechtigkeit iſt auch kein Prinzip, wodurch wir die Zukunft erforſchen könnten. Das Schickſal entſcheidet dabey noch gar keinen, oder doch nach ganz andern Grundſätzen, als wornach wir urtheilen. Der Tugendhafte darf eben ſo wenig auf gewiſſen Lohn rechnen, als den Laſterhaften das verdiente Elend trifft. Keiner kann ſagen, er habe nun ſein Glück gegründet, und keiner, er habe es für immer zerſtört.

Hätte das Schickſal in unſerm Glücke, in unſrer Bildung oder in unſrer Veredlung einen uns vernehmbaren Zweck: ſo ließe ſich aus der Natur deſſelben und den Mitteln, die dazu erforderlich ſind vielleicht manches erſchließen. Befolgte es durchgängig eine verständige Ordnung, oder behauptete es nur immer eine gu-

gewisse Gleichförmigkeit in seinen Hervorbringungen und Veränderungen: so könnten vielleicht durch lange Beobachtungen die Regeln derselben erlernt werden, woraus sich dann unsre künftigen Lebensentwickelungen, wenigstens im Allgemeinen, berechnen ließen. Aber nach Zweck und Ordnung haben wir bisher vergebens gesucht, und von jener Gleichförmigkeit nichts weiter gefunden, als einen schwachen Widerschein von Verstand, welchen uns mancherley dazwischen tretende Abschweifungen und Paradoxien oft ganz unsichtbar machen.

Es ist uns denn nichts übrig, womit wir in die Geheimnisse der Zukunft dringen könnten, als jene ewige und nothwendige Ordnung der Dinge, die wir Natur nennen. Freylich möchte uns diese, durch ihre unabänderliche Bestimmtheit, noch wohl am Besten forthelfen, wenn sie weniger verwickelt wäre, und von uns im Zusammenhange aller ihrer wirksamen Kräfte übersehen werden könnte. Aber da unser beschränkter Blick so weit nicht reicht; da wir kaum die stets wiederkehrenden, und uns gleichgültigen Erscheinungen nach ihren Gesetzen kennen: so werden auch hier die Fragen, die wir am angelegentlichsten an die Zukunft richten abgewiesen; auch durch dieses Organ antwortet sie uns nur über wenige und unbedeutende Dinge.

Es bleibt also dabey: tiefes Dunkel ruht auf dem künftigen Schicksale der Sterblichen; keine Stimme weissagt uns von dort her Glück oder Unglück; kein Tag leuchtet aus dieser Nacht herauf, als der, welcher

die Wirklichkeit bringt; kein Bothe verkündigt uns den Wechsel, ehe er selbst uns trifft.

Und das ist noch die einzige Gunst, die das Schicksal allen Menschen ohne Ausnahme erweist. Wir wünschen wohl oft die Nebel verscheuchen zu können, die unser fernes Leben umhüllen, aber wir wünschen damit unser Unglück. Die Freude hätte den größten Theil ihres Reizes schon verloren, wenn wir sie erreichen; der Genuß der Phantasie hätte schon das Beste davon abgenommen; und das Uebrige würde uns vollends durch die neuen auf sie folgenden Leiden verkümmert, die wir dann doch auch vorher wüßten. Es wäre nicht möglich, irgend eines Gutes wahrhaft froh zu werden; der Gedanke an den nahen Verlust würde uns allenthalben verfolgen, und seine Bitterkeit in jede schöne Bewegung unsers Gemüthes mischen. Wie unglücklich müßte es uns machen, jeden Unfall, der uns im Leben treffen wird, jede Demüthigung, jeden Schmerz, jede langwierige Krankheit, jeden häuslichen Verdruß, jede öffentliche Erniedrigung, jedes harte Entbehren, jeden schleunigen Glückswechsel, der uns vielleicht vom höchsten Gipfel der Ehre und des Wohlseyns ins tiefste Elend stürzt, jede stille und laute Klage, jede bittre Trennung und selbst unsern Tod auf Tag und Stunde voraussehen! Wie peinigend würde uns diese Erinnerung begleiten, wie martervoll unsre Stunden ausfüllen, wie beunruhigend sich zwischen alle unsre Genüsse, Geschäfte und Betrachtungen drängen, wie schwer der Gedanke der Unvermeidlichkeit uns niederdrücken? Wie würde der Unglückliche sein Daseyn

verfluchen, der mit dem schneidenden Gefühle seines gegenwärtigen Jammers, einer eben so leidenvollen Zukunft entgegen sähe, welcher zu entgehen gar keine Möglichkeit wäre. Tausendfach würde das frühe Vorgefühl das Elend der Erde vergrößern.

Ein guter Genius verbreitete jenen dichten Wolkenschleier um die Ereignisse der Zukunft. So geht ihr der Mensch muthig entgegen, genießt die Freude rein und ganz, und tröstet sich in Bedrängnissen mit dem Tage der Erlösung, hofft von einem Tage zum andern, und schafft sich immer neue Hoffnungen, wenn ihm die alten zerstört worden, traut immer dem aufblammernden Lichte, so oft es sich auch wieder in die Schatten verlor. Dieses herrliche Spiel der Phantasie erhält uns in freundlichem Einverständnisse mit dem Leben, lehrt uns auch dem Widrigen lachende Ansichten abgewinnen, erzeugt, auch unter den traurigsten Umständen, in den Hütten des Elendes, in dumpfen Krankenzimmern und finstern Kerkern süße Liebe zum Daseyn. Nur Ein Leitstern leuchtet dem Menschen auf seiner nächtlichen Wanderung, in den verschlungenen Labyrinthen seines räthselhaften Schicksales vor — Hoffnung besserer Zeit, gegründet auf glückliche Unwissenheit.

Wäre das Schicksal in unsrer Gewalt, dann könnte es uns nützen das Künftige vorher zu wissen. Es hinge nur von unserm Willen ab, dieses Wissen erfreulich zu machen; und es bedürfte nur des Muthes weise zu seyn, um in ihm eine unübersehbare Reihe der fröhlichsten Entwickelungen zu erblicken. Aber so war es besser, daß es uns verborgen blieb.

Neunzehntes Kapitel.

Unerforschlicher Plan des Schicksales.

Wenn wir gleich nicht im Stande waren, einen bestimmten Plan zu entdecken, welcher sich den Verfügungen des Schicksales unterlegen, und aus welchem sich diese erklären ließen: so berechtigt uns das doch noch nicht, ihm überhaupt allen Plan abzustreiten, und in ihm nichts als blinde, durch das Wesen und ohngefähre Zusammentreffen der Naturkräfte entstandene Nothwendigkeit anzuerkennen.

Mehreres deutet darauf hin, daß es allerdings einen Plan habe, in welchem auch vorzüglich auf den Menschen Rücksicht genommen ist. Dafür spricht außer der wahrgenommenen Gleichförmigkeit seiner Anordnungen, die für kein anders Wesen mehr Interesse hat, als für den Menschen, die reiche Ausstattung, welche es seiner Natur ließ zu Theil werden, die herrlichen Anlagen, welche es in ihm niederlegte, und die großen Anstalten, die für die Entwickelung derselben im Ganzen, so wenig es sich auch diese im Einzelnen durchgängig angelegen seyn läßt, getroffen sind. Davon zeugt alles Herrliche, was unter der Leitung des Schicksales aus den Menschen geworden, und durch sie zum Daseyn gekommen ist; davon der unaufhaltsame Fortschritt unsers Geschlechts, so mächtig auch die Hindernisse waren, die es in dem, selben bekämpfen mußte, das muthige Emporarbeiten

des Geistes, so fest auch die Fesseln waren, in die man ihn geschlagen hatte; davon endlich die unzählbaren Spuren von Verstand und Ordnung, welche über das ganze Universum verbreitet sind.

Gehen wir aber daran, diesem Plane weiter nachzuforschen, seine höchste Tendenz und sein zielendes Streben zu ergründen: so sehen wir uns überall unberathen. Daß wir, wenn wir bloß bey den gegebenen Thatsachen stehen bleiben, in uns selbst vergebens nach einem Guten und Erwünschten suchen, dessen Realisirung und Vollendung sich das Schicksal vorgesetzt habe, ist im Vorhergehenden dargethan. Wie mehr Erscheinungen streiten dagegen, als dafür zeugen. Nur eine, von der Erfahrung unabhängige Gewißheit, welche der Bestätigung durch sie eben so wenig bedürfte, als sie ihren Widerspruch zu befürchten brauchte und überhaupt von ihr angefeindet werden könnte, wäre im Stande dieses zu bewähren. Aber eine solche kennen wir bis jetzt noch nicht. Wir sind freylich darum nicht befugt, dem Schicksale die Absicht, jedem vernünftigen Individuum die höchste für dasselbe mögliche Vollkommenheit zu geben, gänzlich abzusprechen. Wie leicht könnten uns geheime, aber kräftige und entscheidende Beziehungen in unsrer Beschränktheit entgehen? Wie leicht wäre es möglich, daß dasjenige, was uns diesem Zwecke entgegenzuarbeiten scheint ihn in der That, auf eine uns unbegreifliche Art, entwickelte? Welche Aussicht würde sich dafür in dem Gedanken, daß das irrdische Leben nur der Anfang unsrer Existenz, die Vorbereitung auf einen höhern Zustand sey, dessen Ungereimtheit noch niemand

gezeigt hat und niemand zeigen kann, eröffnen? Aber eben so wenig sind wir auch bis jetzt berechtigt, dieses als Zweck des Schicksales anzuerkennen, und darauf seinen Plan zu gründen.

Eher noch ließe sich behaupten, daß es das Schicksal auf das unendliche Fortschreiten des Ganzen zu immer höhern Entwickelungen angelegt habe, und deßwegen das Einzelne oft verſäumen müſſe. Wenigſtens ſcheint damit das wirkliche Weiterkommen des menſchlichen Geſchlechtes mehr zuſammen zu ſtimmen. Aber dies iſt noch nicht hinlänglich, jene Behauptung zu begründen. Dazu müßte dargethan werden, daß dieſes Weiterkommen von ihm intendiert, und nicht bloß zufälliger Erfolg des Weſens und der Verknüpfung der Individuen nach Naturgeſetzen ſey, daß die Verſäumung der Individuen und das periodiſche Zurückſinken des Ganzen nothwendig war, wenn dieſes zu einer glänzvollen Höhe emporſteigen ſollte, was ſich aber nie erweiſen läßt.

Das Ziel des Schickſales liegt in einer Ferne oder Höhe, welche unſer Blick nie erreicht. Wohin wir es immer ſetzen mögen: wir ſtoßen auf Widerſprüche, die wir nicht zu löſen im Stande ſind. Darum muß uns auch ſein Streben ewig unerforſchlich bleiben. Einzelne helle Puncte ſehen wir wohl; aber ſie dienen nur dazu, die Dunkelheit des Uebrigen auffallender zu machen. Kein gemeinſchaftliches Licht erleuchtet das Ganze. Daß das Schickſal einen Plan befolge, bleibt unendlich wahrſcheinlich, aber welcher dieſer Plan ſey, wohin er ziele, wie er fortſchreite, durch welche Mittel er ſich ausführe, wie er ſich auf uns beziehe, welche Rückſicht er auf

unſre höchſten Angelegenheiten nehme, in wie fern unſer Intereſſe dadurch beeinträchtigt oder gefördert werde, iſt uns verborgen.

Es iſt leicht zu ermeſſen, daß mit jener Einſicht da ſie ſich nicht einmal bis auf die wichtigſten Momente erſtreckt, wenig gewonnen ſey, daß es dabey um unſre Ruhe nicht immer gefährlich ſtehe, als wenn eine blinde Nothwendigkeit alles regiert. Der Verſtand will in alles eindringen, alles Dunkle erhellen, alle Geheimniſſe erforſchen, alles Verwickelte auflöſen, in alles Widerſtrebende Einheit bringen. Das Herz will Befriedigung haben für ſeine Wünſche und Hoffnungen, Befriedigung für ſeine Bedürfniſſe. Beydes iſt dem Sterblichen verſagt. Denn in die Nacht eines ewigen Geheimniſſes hat das Schickſal ſeine Rathſchlüſſe eingehüllt, und in den Tiefen einer unergründlichen Verborgenheit führt es ſie aus. Dieſe Ausführung wird in einer Reihe widriger und froher Ereigniſſe offenbar, aber keinem ward noch der Schleier aufgedeckt der ihren Urſprung und ihre Verkettung umgibt.

Vielleicht iſt es gar ein, dem Weſen nach, ganz andrer Verſtand, als der unſrige, der jenen Plan entworfen hat; vielleicht iſt es eine ganz andre Art des Verknüpfens, Beziehens und Trennens als die unſrige, welche ihm zum Grunde liegt. Vielleicht iſt es abſolute Entgegenſetzung, etwa die des Unendlichen und Endlichen, durch alle Momente durchgeführt, welche uns jenen Plan unbegreiflich mache, und uns in dem, was dort höchſte vollendete und ſeligſte Harmonie iſt, überall Widerſtrebendes entdecken laßt.

Was bleibt uns übrig, als zu ſchweigen und ehrfurchtsvoll niederzufallen vor dem heiligen, allgenugſamen, unnennbaren und unbegreiflichen Weſen, das als Schickſal über alles herrſcht, und ſelbſt alles in allem iſt!

Zwanzigſtes Kapitel.

Reſultat.

So, ſind wir denn allmählig bey einem Reſultate angekommen, welches nicht ſchrecklicher erdacht werden kann; wir haben uns in einem Zuſtande gefunden, den die ausſchweifendſte Phantaſie kaum hoffnungloſer zu dichten vermochte.

Unſer erſter und feurigſter Wunſch geht nach Freyheit. Aber wir ſind unter fremden Dienſt verkauft, und bleiben Sclaven des Schickſales ſo lange wir leben. Selbſt auf unſer Inneres können wir nur wirken, in wie fern jenes es uns geſtattet, und nie anders, als wie es über uns beſchloſſen iſt. Träume, Kinder einer überſchwenglichen, ungezügelten Einbildungskraft ſind jene herrlichen Entwürfe, in denen der Menſch ſein ſelbſtſtändiges Weſen zu verewigen, und ein Bild ſeiner Geiſter-

würde auſser ſich darzuſtellen trachtet. In der Knechtſchaft geboren, vermag er nichts, als ſein aufgegebenes Tagewerk zu vollbringen. Er muß tragen, was über ihn verhängt iſt. Er wird nicht weiſer, nicht glücklicher und nicht beſſer, als es das Schickſal will.

Und was iſt es für eine Gewalt, die ihn bezwingt? Eine finſtre, freudenloſe, oft unerbittlich grauſame, die für ſein Glück und ſein Elend gleich gefühllos, unbekümmert um ſeine Thränen und ſeinen Dank, ohne erkennbaren Plan und Zweck, ohne Gerechtigkeit und Ordnung, nur zuweilen mit einem Scheine von Verſtand, ihn bald mit ihren Segnungen überſchüttet, bald ihm alles nimmt, was ſeinem Herzen theuer iſt, dem Einen in Ueberfluß gibt, und den Andern in Jammer und Dürftigkeit vergehen läßt, den Einen zum Verbrecher ſtempelt, im Andern den reinſten Adel der Seele bildet, den Einen zur tiefſten Niedrigkeit hinabſtößt und den Andern zum höchſten Gipfel der Bildung und Auszeichnung erhebt.

Aus Freuden und Leiden, Gemeinheit und Größe, Gebrechlichkeit und Würde, Tugend und Laſter bildet ſich, in tauſendfachen Miſchungen, des Menſchen Leben. Das Woher und Wozu bleibt ewig unbeantwortet. Er bringt es damit hin, wenn es ihm wohl wird, daß er ſeiner Einheit, Wahrheit und Bedeutung nachforſcht. Und am Ende muß er doch geſtehen, daß er nichts erforſcht habe. Wie wäre es auch möglich, ſich aus einem Traume herauszuträumen.

Aus Einem Labyrinthe geräth er in das Andre; das folgende immer verworrener als das Vorhergehende.

Jeder Morgen bringt Neues herauf; aber nur um ihn noch fester zu verwickeln. Aengstlich sieht er sich nach einem Führer um. Zuweilen scheinen von Ferne tröstende und rettende Stimmen her zu tönen. Die Täuschung verschwindet, und er geräth nur noch tiefer in die Irre. Am besten fährt noch der, welcher ohne zu grübeln, sich blindlings dem Zufalle hingibt, und alles nimmt, wie es kommt, weil er doch nichts ändern kann.

Keiner kann darüber weg, keiner die Fesseln zerbrechen, keiner sich in dem allgemeinen Wechsel behaupten, keiner das Künftige erforschen, keiner auf die Erfüllung seiner Wünsche und auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse rechnen. Mag immerhin ein großer Plan über dem allem walten, und dieser Plan auch auf uns sich beziehen: es gibt doch für uns keinen Namen, jene Gewalt zu benennen, als ewige, unbedingte Nothwendigkeit, sey es der Natur, oder eines uns unerreichbaren Verstandes. Wolken umhüllen den Thron der unbekannten Gottheit, die mit allmächtigem Willen die Angelegenheiten der Sterblichen lenkt. Sie neigt sich auch nicht zu ihm herab, und läßt sich mit ihm in keine Befreundung ein. Sie führt ihre Gerichte aus, ohne auf seine Einreden, Bitten und Verantwortungen zu hören. Was sie beschlossen hat vollbringt sie mit unnachläßlicher Strenge, und keiner mag ihr wehren.

Gegen dieses Resultat empört sich unser ganzes Wesen. Nein — so ist es nicht, so kann es nicht seyen Das Leben wäre ein Fluch, wenn es so wäre; und verzweifeln müßten alle, die in dieses elende Leben gebern.

ſind. Glücklich zu preiſen wären nur die, welche nie zum Daſeyn erwachten, ſich nie aus dem kalten, freudenloſen Schoße des Nichts empor rangen, und die ſchon wieder in den kalten freudenloſen Schoß des Nichts zurückſanken.

Und jene ewige, unbedingte Nothwendigkeit, die auf nichts ruht und zu nichts hinſtrebt, ſelbſt jener unbegreifliche Verſtand, der einen, von keinem als von ihm ſelbſt, und vielleicht auch das nicht einmal, verſtandenen Plan hegt und ausführt — wer faßt dieſen ungeheuern Gedanken? welche Form iſt in unſerm Geiſte, der er nur entfernt zuſagte? Wer kann, wenn er auch alle Bedürfniſſe ſeines Herzens vergäße, ſich alles Gefühles entäußerte, ſich damit theoretiſch beruhigen? welche Speculation dabey als ihrem Höchſten ſtehen bleiben? Das Verſtändige wird nicht aus Vernunftloſem geboren. Das Verſchiedene iſt nicht außer dem Einen, — und dieſes Eine ein Geiſtiges. Nur in einer geiſtigen Idee, nur in einem intellectuellen Prinzip findet das denkende Weſen Befriedigung. Eben darin offenbart ſich die Gewalt des Geiſtigen, und daher entſpringt die Weiſung für die Betrachtung, ſich auf einen höhern Standpunct zu erheben.

Könnte ſich die Speculation auch damit ausſöhnen; das Herz könnte es doch nimmer. In ihm liegt ein unvertilgbares Streben nach etwas Herrlichem, welches, über jede Gewalt hinausgerückt, dieſes Streben mit befreyet. Dieſes iſt mächtiger denn alles. Keiner, der ſich auf ſich ſelbſt verſteht, kann ſich davon losreißen. Die ein-

leuchtendſten Schlüſſe raiſonniren es nicht hinweg. Es gibt dem Menſchen Muth, mit hoher Zuverſicht die Wahrheit ſelbſt Lügen zu ſtrafen. Darum kann er ſich auch nie jenes hohen Vertrauens entſchlagen, welches ihn, bey dem lauteſten Widerſpruche der Theorie, darauf beſtehen lehrt, daß ſein Leben mit Weisheit entworfen, von einer, zwar unbegreiflichen, aber nichts deſto weniger, im menſchlichen Sinne, verſtändigen Macht einem göttlichen Ziele entgegen geführt werde, und daß es bey ihm ſtehe, dieſes Ziel zu erreichen oder zu verfehlen. Ein heiliger Glaube an Tugend, die er mit Freyheit üben, an Würde, die er ſelbſt erringen, an Seligkeit, der er durch ſich ſelbſt theilhaftig werden kann, an eine Gottheit, die in allem waltet, an eine Vorſehung, die ihn zu immer höherer Vollkommenheit erzieht, wohnt im Gemüthe eines jeden Menſchen. Nur auf Augenblicke kann ihn die Speculation daraus verdrängen. Früh oder ſpät kehrt er ſiegreich zurück: denn er iſt eins mit ſeinem Leben und Bewußtſeyn. Was dieſem Glauben entgegen iſt, iſt darum ewig unwahr.

Wir haben uns durch die Speculation von ihm verloren. Er iſt uns in unſerm Raiſonnement untergegangen. Durch Speculation müſſen wir ihn wiederfinden, wenn er ſich vor dem Verſtande behaupten ſoll. Wir müſſen uns zu einer andern Anſicht erheben, in welcher uns die bisherige zur abſoluten Falſchheit, und zugleich klar werde, wie ſie ſich jenes täuſchenden Scheines bemächtigen konnte.

Zweyter Theil.

Lichtseite der Philosophie.

Dreizehn Thesen.

Einleitung zur Philosophie.

Erſtes Kapitel.

Moraliſche Freyheit.

Wir gelangten zu dem Reſultate unſrer vorhergehenden Betrachtungen dadurch, daß wir von dem Irrdiſchen und Sichtbaren, welches ſich durch den Sinn in der Erfahrung zu erkennen gibt; und darum ein Sinnliches heißt, ausgingen, und durch fortgeſetzte Reflexion auf daſſelbe ſein Weſen und ſeine Geſetze zu beſtimmen ſuchten. So erſchien uns alles der phyſiſchen Naturnothwendigkeit unterworfen, und wenn auch der Geiſt ſein Leben nicht ganz und gar verlor: ſo war ihm doch jedes Gebieth verſchloſſen, auf welchem er dieſes rein und ſelbſtſtändig hätte erweiſen können. Er fiel unter dieſelbe Gewalt wie alles andre, und konnte ſich nur in ſo fern behaupten, als er dieſer unbedingt gehorcht. Der Strom der Dinge riß auch ihn mit fort, und ihm blieb nichts, wodon er ſich hätte halten und retten können. Das Höchſte was wir hier zu erreichen vermochten war ein abſolutes, allmächtiges und unergründliches

Schicksal. Anders konnte es auch nicht seyn. Denn auf diesem Standpuncte offenbart sich uns überall nichts als Materielles und was durch dasselbe vermittelt ist.

Gelänge es uns ein Geistiges als Ursprüngliches, Erstes und Selbstständiges, welches, von allem Sinnlichen befreyt, durch keine Erfahrung zu uns käme, weil es über alle Erfahrung hinaus ginge, darum ein eignes, freyes und göttliches Leben lebte, und gleichsam aus sich selbst eine unsichtbare, übersinnliche Welt bildete, als deren Beschränkung und Widerschein das Irrdische betrachtet werden könnte, unmittelbar zu erreichen: so würde uns das vielleicht nicht bloß zu einem entgegengesetzten Resultate führen, sondern uns auch zugleich darüber aufklären, warum wir unser Schicksal bisher nicht anders finden konnten, als wir es wirklich gefunden haben. Wir würden ganz inne werden, daß wir bisher nur die Schattenseite sahen, die nothwendig das Entgegengesetzte der Lichtseite ist, und uns das im Dunkeln zeigt, was uns diese in schöner Klarheit offenbart, sich zu dieser verhält wie das Falsche zum Wahren.

Es war etwas in uns selbst, welches uns verhinderte, uns bey jenem ersten Resultate zu beruhigen. Eine geheime Gewalt unsers Gemüthes, mächtiger als alle Speculation, nöthigte uns, uns gegen diese aufzulehnen, und in ihr, wo sie mit jenem Interesse streitet, nichts als absolute Falschheit anzuerkennen, selbst wenn wir den Beweis davon zu führen nicht im Stande seyn sollten. Dies deutet darauf hin, wo wir ein solches Geistiges, wenn es überhaupt irgendwo anzutreffen, und jener Glaube mehr als bloßer Wahn ist, zu suchen

haben. Aus uns selbst kommt uns die Kunde von ihm, auf uns selbst müssen wir daher reflectiren, in unserm Ich ihm nachspüren, wenn wir zur Ruhe kommen wollen, wenn jener Glaube sich auch vor dem Verstande bewähren soll.

Aber wir sind unsrer selbst, wie es scheint, nicht mehr mächtig. Wir haben uns überall von einem Andern bestimmt gefunden. Alles was sich von uns in äußerer und innerer Erfahrung kund thut ist ein Zeitliches, als solches in jener allgemeinen Wechselwirkung der Dinge mit begriffen und dem Schicksale unterworfen. Wie können wir es aus dieser Knechtschaft erlösen, und als ein Unabhängiges, Selbstständiges und Erstes darstellen? Selbst Denken und Wollen, worin wir uns noch am meisten frey dünken, stehen nicht in unserer Gewalt, erfolgen nach zufälligen Eindrücken und den Gesetzen der verknüpfenden Einbildungskraft.

Damit ist indeß, wie jeden sein Bewußtseyn lehrt, wenn er aufmerksam auf sich achtet, unser Ich noch nicht erschöpft. Dieses zeigt sich nämlich als ein doppeltes. Einmal als ein solches, das sich auf etwas Aeußeres bezieht, mit diesem in Verbindung steht, von ihm Modificationen annimmt, und nie etwas seyn kann als in Gemäßheit dieses Aeußern. Es ist das Wandelbare und Zufällige an unserm Wesen, dasjenige, vermittelst welches die Welt in uns eindringt, und ihr Bild in uns zurück läßt, das eben darum der Zeit unterworfen, in immer andern Formen erscheint. In ihm ist daher auch nur die Spur von der Einheit und Selbstständigkeit, welche dem Bewußtseyn zum Grunde liegt. Es gehört

kein Schicksale an, und selbst seine edelsten Thätigkeiten äußern sich nur von demselben geleitet und beschränkt. Sein Denken ist ein sinnliches, mithin motivirtes; sein Wollen wird durch Triebfedern bestimmt. Alles in ihm läßt sich aus etwas Vorhergehendem erklären. Dieses erblicken wir allein auf dem Standpuncte der Erfahrung, und die meisten Menschen lernen nie ein anderes kennen, darum müßte ihnen, wenn sie sich recht darauf besinnen wollten, ihr ganzes Leben nur Schicksal seyn. In der Praxis ereignet es sich nicht anders.

Gleichwohl ist in allen etwas Höheres rege. Ein Ich das keine Zeit anerkennt, unter nichts anderm steht, von nichts anderm afficirt wird, und daher keinen Wechsel erfährt; sich als ein Uebersinnliches ankündigt, und als ein Vernünftiges selbst bestimme. Dieses ist es, welches unser Bewußtseyn, unter dem beständigen Wechsel seiner Bestimmungen, zusammenhält, und uns unser Leben, so vielfach auch dasselbe von außen her gestaltet wird, als ewig dasselbe hingibt. Wäre der Mensch allein jenes sinnliche mannichfaltige Ich: so würde er sich in jedem Augenblicke als etwas anders finden, alles an ihm wäre zeitlich, und mitgetheilt — und auch das zeitlich und wandelbar was das Viele und Verschiedene seines Lebens zu einem Ganzen vereinigt; jeder Zustand existirte als etwas Isolirtes; keiner könnte den vergangenen zurückholen, um sich mit ihm in der Einheit desselben Subjectes darzustellen. Mit jedem besondern Zustande ginge auch ein besonderes Wesen unter; mit jedem neuen erwachte ein neues ins Leben.

Nur unter der Bedingung können die vorübergehenden Erscheinungen, aus welchen unser sinnliches Ich besteht, sich zur Darstellung in Einem, sich durch alle fortsetzenden, Bewußtseyn sammeln, daß über ihm noch ein anders schwebe, welches, von allen Zeitbedingungen befreyt, keinem Naturgesetze unterworfen, über alle Erfahrung, die immer nur Sinnliches und Bedingtes gewährt, hinausgerückt, sich allein in jenem Bewußtseyn abspiegle, und überall als dasselbe behaupte.

Dieses Ich ist es, von dem unser Leben mit allen seinen Bestimmungen getragen wird. Nur an diesen Bestimmungen offenbart sich das Schicksal, an jenem vermag es nichts. In seinem heiligen Gebiethe ist vollkommne Freyheit. Darum, so sehr sich auch alles an uns ändern mag, fühlen wir uns doch als immer dieselben, die Einheit unsers Wesens ist das einzig Ewige und Unzerstörbare. So bald es in das Gebieth der Erfahrung tritt, fällt es dem Schicksale anheim. Aber es behauptet sich über der Erfahrung; darum hat das Nothwendige keine Gewalt an ihm.

Es ist vollkommne Selbstständigkeit und Harmonie, was wir in jenem Ich denken. Aber nur ihr Widerschein fällt in das Bewußtseyn, und kündigt sich in demselben als Aufgabe an. Sie selbst ist noch nicht realisirt. Aus ihr geht dem Menschen die Idee seiner Bestimmung und ein idealisches Gesetz seines Lebens hervor: strebe nach immer größerer Einigkeit mit dir selbst und suche in allem deinem Thun so viel als möglich das Ideal reiner Harmonie auszudrücken, alles, was du er-

reichen kannſt zur vollkommnen Gleichheit deines höhern Daſeyns zu verklären.

So ſtellt ſich jenes reine, freye, überſinnliche Ich als Vernunft dar. Die Vernunft iſt höchſte Geſetzgeberinn des Menſchen, und trägt denſelben Charakter der Ueberſinnlichkeit. Frey und überſinnlich iſt alles, was von der Vernunft kommt; frey und überſinnlich die Form, die ſie allem aufzuprägen ſucht; frey und überſinnlich das Geſetz, welches der Menſch in ihr ſich ſelbſt gibt; frey und überſinnlich der Plan, den ſie für ſein Leben entwirft, frey und überſinnlich, was und wo durch ſie wirkt. An dem allem hat das Schickſal keine Gewalt: denn in ihm ſpricht ſich dasjenige aus, was nur als ein Unzeitliches exiſtiren kann.

Von der Vernunft rühren die moraliſchen Anlagen im Menſchen her. — Was zu ihnen gehört ſteht dem Irrdiſchen ſchlechthin entgegen, iſt ein Göttliches, kommt nicht vom Schickſale, und kann nicht vom Schickſale beeinträchtigt werden. Unter allem Wechſel der Dinge, unter allen Zerſtörungen und Erneuerungen der Zeit bleibt Eines von der Nothwendigkeit ewig unerreicht, unwandelbar feſt, der wahre Charakter der Menſchheit, die ſittliche Natur.

So bald der Menſch ſeiner moraliſchen Natur inne wird, geht er vom Irrdiſchen aus, ſchreitet er muthig in die höhere Gegend, wo das Schickſal unter ihm iſt, und er beginnt den erſten Akt der Freyheit, indem er ſich ſelbſt die Regel ſeines Thuns vorſchreibt.

Geht die moraliſche Natur, die höchſte Regel ſeines Thuns, aus dem Menſchen ſelbſt rein hervor, ohne daß

irgend etwas Aeußeres darauf Einfluß haben könnte: ſo wird auch nichts Aeußeres auf die thätige Erweiſung deſſelben Einfluß haben; ſo wird es auch von ihm abhangen, ob und in wie fern er dieſelbe bey ſich geltend machen will. Das Vermögen, ſich ſelbſt ein Geſetz vorzuſchreiben ſchließt zugleich das Vermögen, dieſes Geſetz ganz in ſich aufzunehmen und ſich von demſelben regieren zu laſſen mit in ſich. Das letztere iſt nur Fortſetzung des erſtern. Beydes geſchieht mit gleicher Freyheit. Was der Menſch als moraliſches Weſen thut entſpringt allein aus ihm ſelbſt. Nichts kann ihn nöthigen vernünftig oder unvernünftig zu handeln: denn nur in ſo fern iſt etwas vernünftig oder unvernünftig, als es aus ihm ſelbſt hervortritt. Keiner wird zum Verbrecher geboren: denn was angeboren wird iſt bloß ſinnlich, das moraliſche aber überſinnlich und frey, und nur in ſo fern moraliſch als es frey iſt.

So gibt es denn allerdings in unſerm Ich ein urſprüngliches und ſelbſtſtändiges Geiſtige, welches nicht allein von allem Sinnlichen frey, ſondern auch über daſſelbe erhaben iſt. Es iſt der überſinnliche Charakter der Menſchheit, welcher ſich in der Analyſe als ein heiliges Geſetz, nebſt dem Vermögen, ihm zu folgen oder auch ihm abzuſagen offenbart. Mag alles Uebrige unter dem Schickſal ſtehen. Jede That, die mit Rückſicht auf dieſes Geſetz vollbracht wird, iſt durch uns ſelbſt vollbracht. Herrliche und ſchlechte Werke kann das Schickſal hervorbringen, aber Gutes und Böſes entſteht nur durch uns. An jenem offenbart ſich die Einheit unſers Weſens, an dieſem geben wir ſie der Disharmonie

hin. Alles was der Mensch wirkt, wirkt er als Sinnenwesen, und in so fern als Werkzeug des Schicksales, aber was daran Achtung oder Verachtung verdient ist aus ihm selbst entsprungen, das hat er, als sein eigner Gebiether, beschlossen und ausgeführt, daran hat nichts ihn hindern oder unterstützen können.

In der Erscheinung kündigt sich die Vernunft als moralisches Gefühl an, und dieses ist allerdings in gewisser Hinsicht vom Schicksale abhängig. Mit welchem Grade der Klarheit und Lebhaftigkeit sich dieses in uns regen wird, ist durch die ursprüngliche Einrichtung unsrer Natur, die Stärke und Beschaffenheit der sinnlichen Neigungen, durch die Umstände, Erziehung und Lebensweise bestimmt. Es ist selbst in so fern ein Zeitliches. Doch ist auch nicht zu verkennen, daß in ihm etwas sey, welches, mit dem Charakter des Ewigen gezeichnet, auf einen Ursprung aus demselben hinweist, und so sich selbst und dem Menschen Freyheit verbürgt.

Das moralische Gefühl spricht sich aus in einem unbedingten Sollen. Sein Befehl ergeht schlechthin, und durch nichts vermittelt. Bedingt und vermittelt aber ist alles Zeitliche. Wer seine Stimme rein vernimmt, kann nicht umhin, in ihm eine übersinnliche Gewalt anzuerkennen. Darum ist auch das Gefühl, in welchem es sich ankündigt so einzig. Achtung, wie wir sie gegen das hägen, was von ihm kommt hägen wir gegen nichts Irrdisches. Mag sich alles an uns ändern: unveränderlich, wie unser Ich, denn es ist nur die Erscheinung dieses Ichs, bleibt die Nöthigung zu gewissen in sich guten Handlungsweisen.

Klären wir uns über die Forderungen auf, welche das ſittliche Gefühl an uns richtet: ſo gelangen wir wieder zu der durchgängigen Harmonie, welche die Form der Vernunft iſt, und die überſinnliche Einheit des Bewußtſeyns zur Quelle hat. Daher kommt es, daß keiner, wenn er dieſe Forderungen auch in Anſehung ſeiner ſelbſt abweiſet, je aufhören kann, nach ihnen alles zu beurtheilen, und nach der Angemeſſenheit zu ihnen allem ſeinen Werth zu beſtimmen.

Wir werden dieſes Gefühles gewöhnlich nur da inne, wo es ſchon in das ſinnliche Ich getreten, etwas Erfahrbares und Bedingtes geworden iſt. Darum finden wir es auch unter der allgemeinen Nothwendigkeit befangen. Dies berechtige uns aber nicht, die Verwahrloſung deſſelben dem Schickſale allein Schuld zu geben. Denn auch hier ſchon zeigen ſich die Spuren ſeines überſinnlichen Urſprungs in der Heiligkeit ſeines Machtgebothes. Dadurch iſt es auch hier eine freye Gewalt, und vermögend, ſich gegen alle äußere Beeinträchtigungen zu behaupten. Der Menſch darf nur auf ſeine Stimme hören, in derſelben ſein wahres, ſelbſtſtändiges Leben erkennen und ergreifen, ſich mit ihm in ſtäter Befreundung halten: und kein Schickſal wird es bey ihm ſchwächen oder verdunkeln; eben ſo wenig, wie es ſein Bewußtſeyn zerſtören kann. Unverkennbar aber wird die Unabhängigkeit des ſittlichen Gefühles, wenn wir es bis zu ſeinem Entſtehen verfolgen — und zugleich offenbar, daß allein in der Erſcheinung, wo es ſchon vollkommen durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, und nur zufällige

Modificationen hinzu treten, das Schickſal ſich ſeiner bemächtige.

Iſt aber das moraliſche Gefühl ſelbſt frey: ſo wird auch das Vermögen, ſeine Ausſprüche zu befolgen gleicher Freyheit theilhaftig ſeyn. Es gehört mit zu demſelben überſinnlichen Charakter, und kann nur darum, weil es zu ihm gehört, mithin frey iſt die Pflicht als etwas Ueberſinnliches darſtellen. Man darf den Menſchen nur auf die ihm einwohnende ewige Regel des Rechtes aufmerkſam machen, um ihn ſogleich in ſeinem ſinnlichen Leben die Kraft ergreifen, einen Willen zu überwinden, und ihn, wo immer dieſes Leben reicht, der Gewalt, welche alles Sichtbare unterworfen iſt zu entrücken, und aus der Knechtſchaft des Schickſales zu befreyen.

Moraliſche Freyheit iſt mit der Vernunft und dem ſittlichen Gefühle einerley. Sie gehört zu dem, was allem Sinnlichen zum Grunde liegt, und darum ſelbſt nicht ſinnlich ſeyn, von den Geſetzen des Sinnlichen keine Beſtimmungen annehmen kann. Ihr Urſprung iſt da, wo die Zeit aufhört. Darum fällt hier auch die Einwendung weg, die es uns unmöglich machte, auf dem Felde der Erfahrung Freyheit des Denkens zu behaupten, daß nähmlich dann der Mensch denken müßte, ehe er denkt. Dies gilt nur im Gebiethe der Zeit, wo das Spätere ſich vom Frühern losreißt. Im Ueberſinnlichen iſt nichts bedingt, derſelbe Act erzeugt und realiſirt die Regel, und es geſchieht damit nichts, als daß die lebendige Vernunft ſich, nach ihrem ewigen Charakter, ſelbſt durchſetzt.

Zweytes Kapitel.

Wahrheit und Würde.

Die Vernunft ist das Höchste im Menschen, das allein in Ihr Ewige und Ewigt. Aus ihr entspringt alles Große, was der Mensch kennt, alles Herrliche, was er liebt, alles Göttliche, was er verehrt und alles Theure, was er besitzt — und ist daher mit ihr gleicher Freyheit und Ewigkeit theilhaftig, in gleichem Maße über die Gewalt des Schicksals hinaus gerückt.

Die Wurzel der Vernunft ist, wie wir gesehen haben, die Einheit des Bewußtseyns in einem mannichfaltigen Leben; daher sich Einheit und Harmonie als ihre unveränderliche Form, und an jedem Dinge als das Gepräge der Vernünftigkeit offenbart. Jene Einheit kündigt sich aber als eine doppelte an; einmal als eine solche, die schon im Wissenscheine da ist; dann auch als eine solche, die sich durch unendliches Handeln erst zu vollenden strebt. Durch jene vermittelst, welcher der Mensch sich als denselben erkennt, ist er Intelligenz, denkendes Wesen. Sie bezieht sich auf den Verstand, als ideale Thätigkeit, gibt diesem, wo sie zum Wirken kommt, eine fortdauernde Richtung auf Uebereinstimmung mit sich selbst, und erzeugt Wahrheit. Durch diese, von welcher die im Bewußtseyn eigentlich nur das Abbild ist, welches sich der Mensch in der Erscheinung aber zum Urbilde macht, ist er ein moralisches Wesen,

sie bezieht sich auf den Willen, als reale Thätigkeit, strebt diesen mit sich selbst in allen Vernünftigen in Harmonie zu bringen und erzeugt Würde.

Wahrheit und Würde sind die ersten und herrlichsten Werke der Vernunft. Alles was sonst noch Vortreffliches aus ihr entspringt kommt nur durch diese ins Leben, ist nur in so fern ein Vortreffliches als [illegible] ihm ein Wahres oder ein Würdiges hervor strahlt, oder sich beydes in ihm vereinigt. Sie tragen beyde Eine Form und sind [illegible] derselbe, nur in der Menschlichen Endlichkeit getrennt und auseinander geworfen, daß die Freyheit ihre Vereinigung sich als höchste Bestimmung aufgebe, und dadurch die Unendlichkeit an sich reiße.

Der Mensch findet sich als ein Mannichfaltiges und Sinnlichbestimmtes, aber auch zugleich im Streben nach Einheit begriffen. Dieses Streben begründet zunächst im Willen die moralische Natur; wirft dann sein Bild in sich selbst zurück, und aus ihm entspringt ein sich immer gleiches Bewußtseyn und der Gedanke. Der Gedanke soll seinem Wesen nach die Einheit des Bewußtseyns, und, was ihr zum Grunde liegt, das moralische Streben darstellen. Das ist die Tendenz der speculativen Vernunft, in welcher sich die praktische reflectirt. Alle Wahrheit ist nichts anders als die treue Abbildung der sittlichen Natur, dargestellte Würde. Umgekehrt liegt auch in der Wahrheit schon das Ideal, das, der Wille realisiren soll, der Ausdruck der Harmonie, auf welche unser höchstes Streben gerichtet ist. Von dieser Seite angesehen ist die Würde nichts anders als

lebendig gewordene Wahrheit, Wahrheit im realen Handeln — und Tugend das Bestreben, die Wahrheit wirklich zu machen. Die höchste Würde ist zugleich die höchste Wahrheit; und die Bestimmung des Menschen vollendet sich da, wo beyde schlechthin Eins sind, das ideale Bewußtseyn sich in ein reales verwandelt, und als selbstständige Harmonie behauptet.

So lange es dahin noch nicht gekommen ist, bleibt es nothwendig, beyde von einander abzusondern, und, je nachdem man dann seinen Standpunct nimmt, die Wahrheit als Abbildung der im ursprünglichen Streben sich offenbarenden Bestimmung des Menschen, oder als Vorbild dieses Strebens im Leben zu betrachten. Der erste dieser Standpuncte gilt in der Speculation, der andre im Handeln in der Erscheinungswelt.

Wahrheit und Würde zielen beyde dahin, den Menschen mit sich selbst gleichförmig zu machen, in der Vernunft, das Thätigbestehende und Ewige auszudrücken. Sie sind die heiligsten Güter des Menschen, in ihnen ist die Grundform seiner Menschheit ausgedrückt; darum sind sie auch die Bedingung aller andern. Alles andre ist nur in so fern mit Recht gut zu nennen, als in ihm Wahrheit und Würde lebt, und durch diese der irrdische Charakter, in dem sie höchstens relative Güter seyn können, vertilgt ist; aber um dieses irrdischen Charakters willen allein in einer gewissen Hinsicht gut, und kann in einer andern, und unter gewissen Verkettungen der Umstände, ein großes Uebel werden. Nur Wahrheit und Würde sind letzter, absoluter Zweck, Zweck an sich, durch sich selbst begründet, geheiligt und verherrlicht.

Alles andre muß auf Zwecke außer ihm bezogen werden, um seine Güte zu schätzen. Diese Zwecke sind entweder selbst wieder zufällig, und bedürfen einer neuen Schätzung durch Beziehung auf ein noch Höheres; oder sie sind nothwendig, und alsdann nichts anders als Wahrheit und Würde selbst. Es kommt aber noch darauf an, in welchem Maße und mit welcher Zuversichtlichkeit jenes Höhere durch sie erreicht wird.

In Wahrheit und Würde lebt der Mensch sein besseres Leben, umschließt er sich, worin sich sein ganzes Wesen auflöst, über welches er nichts Vortrefflicheres denken kann, worin alles enthalten ist, und woraus alles hervorspringt, wodurch sein Daseyn veredelt wird, und die Welt die unsterbliche Liebe seines Herzens gewinnt. Wahrheit und Würde sind das Einzige, worin Dauer, Bestand und Unveränderlichkeit ist, das durch nichts gestört und beeinträchtigt wird, das Einzige, was im Wechsel der Zeit unwandelbar fest steht, woraus nie Schlechtes werden oder Verderbliches hervorgehen kann.

Wer sich auf sie; und auf sich selbst recht versteht, der hat an ihnen genug, entbehrt auch des Glückes gerne, gibt es gerne ihm, wenn er es nur mit ihrer Aufopferung erhalten könnte: denn er hat in ihnen mehr als Glück, er hat vollendete Harmonie und Seligkeit außer aller Zeit.

Wahrheit und Würde sind das Einzige Allgemeingültige, das herrliche Vereinigungsband der Menschheit. In ihnen ist die Vernunft nicht mehr Ich sondern Einigkeit Aller, und das Ich nur der Spiegel dieser Ein-

ſtigkeit. In ihnen erweitert ſich die Einigkeit mit ſich ſelbſt zur Einigkeit mit dem Reiche der Vernünftigen. Und dieſe Einigkeit im Denken und Wollen iſt es, welche ihr Geſetz ausſpricht.

Wahrheit und Würde zu retten aus der Gewalt des Schickſales daran muß alſo dem Menſchen alles gelegen ſeyn. Mit ihnen wird die Menſchheit in ihm und allen frey. Mag dann über das andre fremde Macht entſcheiden: es iſt ohnehin nur ein Zeitliches, Vergängliches, Beſchränktes, Unvollkommnes für Einzelne Gültiges; ihm geſchieht damit was recht und ſeiner Natur gemäß iſt. Sein Heiligſtes und Beſtes gehört ihm ſelbſt an.

Eben damit, daß ſich in ihnen das Geiſtige, die Vernunft offenbart, hat er ſie in ſeine Gewalt bekommen, ſind ſie über alles Irrdiſche und Zeitliche hinausgerückt, etwas Unſichtbares, ſchlechthin Beſtehendes, an dem weder Natur noch Schickſal etwas vermögen, das, ganz und allein ſeiner Freyheit übergeben, nur durch ſeinen abſoluten Willen werden und vergehen kann.

So lange wir uns in unſerm Denken von den Aſſociationen der Einbildungskraft, herrſchenden Neigungen, anregten Empfindungen und dem natürlichen Gange unſers Verſtandes überlaſſen, iſt freylich in dieſem Denken keine Freyheit; es zeigt ſich vielmehr durchgängig beſtimmt, ohne daß wir ihm dieſe Beſtimmtheit gegeben hätten, es iſt, unabhängig von uns, in einer nothwendigen Richtung, und gelangt zu nichts anderm, als wohin dieſe Richtung führt, und

und bleibt von allem, was nicht in ihr liegt ausgeschlossen. Wie möchte aber auch das, was auf diese Weise entsteht, den Namen Wahrheit verdienen? Es sind Bruchstücke, die sich nur scheinbar zu einem erkünstelten Ganzen vereinigen, das aber sofort seine Eitelkeit und Trüglichkeit offenbart, als zu ihm noch ein Neues hinzugethan werden soll, wo alles wieder auseinander geht. Zufällig ereignet es sich dann wohl, daß in dem Einen oder andern Theile Wahrheit ist. Dies ist aber doch keine nothwendige, allgemein gültige und zuverlässige, keine solche, in welcher Urform des Geistes, die absolute, ewige Einheit anerkennt werden, und von welcher man daher ganz gewiß seyn kann.

Die meisten Menschen bleiben hierbey stehen. Sie kennen nur dasjenige Denken, worin sich das Schicksal äußert, das selbst nichts als Schicksal ist und sich daher so mannichfaltig als dieses gestaltet. Deßwegen ist auch des Streitens unter ihnen kein Aufhören, geht die Verschiedenheit der Meynungen ins Unendliche. Keiner kann den andern überzeugen, weil keiner dem andern seine Natur mittheilen kann. Die Ueberzeugung eines jeden ist der Widerschein seines nothwendig bestimmten Lebens; jedes Leben ist aber auf eine eigenthümliche Weise nothwendig bestimmt, hat also auch seinen eigenthümlichen Widerschein. Jeder will nur unter dem Vorwande seinen Egoismus behaupten, und jedem andern anfreuten; die Wahrheit hat und kennt keiner, weil auf diesem Felde, das Eine so wahr und so falsch als das Andre ist; weil es hier nur Hypo-

thesen gibt, und der Begriff der Wahrheit alle Bedeutung verliert.

So wie der Mensch die Idee der Wahrheit nur aus sich selbst heraus nimmt: so kann er sie auch nur durch sich selbst und in sich selbst finden. Es ist nicht möglich, anders zu ihr zu gelangen, als durch Freyheit; indem man sich selbst los macht von den Fesseln der Empfindung, der Phantasie und des Interesse, die Vernunft in Thätigkeit setzt, welche sich nur durch Freyheit äußern kann, und auf der absolute Einheit nur sich selbst richtet, diese immerfort im Auge behält, nach ihr würdigt, verbindet und trennt, und alles in der Beziehung auf das Erste und Höchste betrachtet.

Wie es ohne Freyheit keine Wahrheit gibt: so gibt es auch ohne sie keine Falschheit. Auf dem Gebiethe des Schicksales herrscht absoluter Indifferentismus. Falschheit entsteht aus dem Entschlusse, gar nicht auf die Einheit und das Vernünftigen zu reflectiren, den Verstand nicht aus der Vernunft zu orientiren, und Statt dieser die Einbildungskraft, Parteysucht und das eigennützige Interesse in sich wirken zu lassen. Ohne diesen Entschluß weiß der Mensch noch nicht was Wahrheit ist, kann ihn also auch nicht der Vorwurf der Falschheit treffen.

Die Wahrheit ist ihrem Wesen nach nur im Uebersinnlichen: denn sie ist dieses Uebersinnliche selbst, in wie fern es sich als theoretische Vernunft ausdrückt, — und im Sinnlichen nur in so fern, als dieses durch das Uebersinnliche bestimmt ist. Das Sinnliche, blos an sich betrachtet, gibt nur eine Scheinwahrheit, die

in ihren Resultaten der Sache gerade zu widerſpricht, und, wie in unſerm Falle, den Menſchen auch in ſeinen moraliſchen Angelegenheiten zum Sclaven des Schickſales macht. Das Ueberſinnliche aber iſt ſchlechthin in der Freyheit gegründet. Das Wahre iſt hier mit dem Sittlichen, das Falſche mit dem Unſittlichen identiſch.

Daher rührt es, daß wir jedem, der nach Wahrheit zu forſchen vorgibt, Wahrheitsliebe anſinnen. Wir fordern damit, es ſoll ſich die Richtung auf das Ueberſinnliche geben, die reine Vernunft in ſich wecken. Ihr entgegen ſteht der Wahrheitshaß, dem im moraliſchen der böſe Wille entſpricht, und der zur Falſchheit wie dieſer zur Unſittlichkeit führt. Der bloße Mangel der Wahrheitsliebe aber gewährt keines von beyden, er hält in einem Scheine gefangen, von welchem man weder ſagen kann, daß er wahr, noch daß er falſch ſey. Das Höchſte deſſen er ſich rühmen kann iſt Conſequenz. Damit iſt aber die große Angelegenheit des Menſchen noch ſchlecht beſorgt. In der That iſt hier nur Schickſal; wo aber Schickſal iſt keine Vernunft, und wo keine Vernunft iſt, keine Wahrheit, keine Unvernunft und keine Falſchheit. Die Wahrheit exiſtirt nur als der Preis eines mühſamen Strebens.

Nicht anders verhält es ſich mit der Würde. Sie iſt Wahrheit der Geſinnung und des Lebens, realiſirte Vernunft, die Einheit des Bewußtſeyns, zur Harmonie mit allen Vernünftigen erweitert, und als ſolche in einem ſelbſtſtändigen Charakter ausgedrückt.

Sie iſt über aller Zeit, das Fundament, worauf alles Zeitliche ruht, das Band von dem es in ſeiner Mannichfaltigkeit zuſammengehalten wird, und, als Schönheit und Güte, die Offenbarung des Ewigen gewährt — mithin das Ueberſinnliche, zu dem alles Sinnliche verädelt werden ſoll. So wie ihre Idee nur im Freyen exiſtirt, vom Freyen erzeugt wird, und das Freye ſelbſt ſeinen Werken darſtellt: ſo kann ſie ſelbſt auch nur durch Freyheit wirklich werden, ſich nur als Product eines abſoluten Willens behaupten. Was auf eine andre Weiſe entſteht, mag ihr übrigens noch ſo ähnlich ſeyn: es iſt doch bloße Scheinwürde, welches ſich auch darin zeigt, daß ihm das allein zuverläſſige Zeichen wahrer Würde, die reine Selbſtachtung abgeht.

Es gibt freylich gewiſſe Lagen und Umſtände, die dem Herzen unwillkührlich einzelne moraliſche Züge anbilden. Aber es iſt damit eben ſo, wie mit dem, was der Verſtand unter der Leitung der Einbildungskraft findet. Auch hierin iſt oft zufällig Uebereinſtimmung mit dem Wahren. Aber ſo wie dieſes, weil es nicht unter dem Prinzip des Wahren ſteht, nicht durch daſſelbe zu einem geſchloſſenen Ganzen beſtimmt iſt, kein Wahres ſeyn kann: ſo kann auch in den Erzeugniſſen des Temperamentes, der Gewohnheit und angeborner gutartiger Neigungen keine Würde ſeyn; weil ſie nicht aus der Vernunft, dem Prinzip aller Würde, gefloſſen, und durch ſie zu einem vollkommen übereinſtimmenden Charakter zuſammen gefügt ſind.

Eben ſo gibt es auch auf der andern Seite Lagen und Umſtände, die das Herz mit der Vernunft in Wi-

verbrochen bringen, in denen das Schicksal den Menschen zu verderben, gefühllos, hart, ausschweifend und ungerecht zu machen scheinen. Aber, wie oft hat die Idee der Wahrheit keine Zuflucht, so kann auch ohne die freye Verzichtleistung auf Würde seine Unwürde ſeyn. Nur dann entsteht Unwürde, wenn der Mensch in dieſes Schicksal willigt, ſich den Verderbniſſen, die von außen her auf ihn eindringen hingibt. So lange dies noch nicht geſchah, ſo lange er alſo noch nicht frey iſt, iſt er auch noch nicht [illegible] mittels ſeiner Schätzung die Würde [illegible] kann. Er klagt ſich auch um ſeiner Unwürdigkeit willen nicht an, wird ihrer nicht als Verletzung inne.

Selten ſind die Fälle, wo es das Schicksal mit dem Menſchen, ohne ſein Zuthun, zu einer durchgängigen Gleichförmigkeit der Geſinnung und des Lebens bringt. Aber auch dieſe Gleichförmigkeit iſt noch keine ſittliche Würde: denn ſie iſt lediglich durch ſich ſelbſt beſtimmte Sinnlichkeit. Das Sinnliche iſt aber nur in ſo fern der Würde empfänglich, als ſie ihm vom Uebersinnlichen mitgetheilt wird. Daher darf auch nur Ein neues Vorſtandtheil hinzugefügt werden: ſo geht dieſe Gleichförmigkeit aus einander und verwandelt ſich in auffallenden Widerſpruch.

Man kann auch nicht ſagen, daß dem Einen, durch günſtige Anlagen der Natur, ſittliche Würde erleichtert, während ſie dem andern durch ſein Schicksal erſchwert ſey. Denn ſie iſt etwas Inneres, und als ſolches aller Begünſtigung und Störung von außen unzugänglich. Zu allem Aeußern verhält ſie ſich wie das Unendliche

zum Endlichen. Dieſes mag ſich verändern, wie es immer will; ſo kommt es doch darum jenem nicht näher. Nicht durch allmächtige Vereinigung, ſondern durch abſoluten Uebergang gelangt man vom Einen zum Andern. Wenn das Aeußere auch noch ſo täuſchend die Geſtalt des Innern nachgemacht hat: ſo iſt dieſes ſo unbedeutend, daß darum der Abſtand von ihm nicht geringer wird, ſondern nur Entgegenſetzung bleibt.

Ob jemand von der Natur eine glückliche Miſchung der Kräfte und Neigungen empfangen habe, durch eine weiſe Erziehung vorzüglich gebildet, durch die folgenden Ereigniſſe ſeines Lebens zu einer ruhigen, gleichgeſtimmten und wohlwollenden Denk- und Handlungsweiſe ſo geleitet worden oder nicht, macht in Beziehung auf die durch ihn zu erlangende Würde wenig Unterſchied. Er muß deſſen ungeachtet, von dem, worin er bisher befangen war auf- und zu dem Entgegengeſetzten übergehen; er muß auf etwas ganz anders reflectiren, als worauf er bisher ſchaute und allein achtete; er muß durch freyen Entſchluß vom Sinnlichen wegſehen, um ſich eine unveränderliche Richtung auf das Ueberſinnliche zu geben.

Nur da, wo er die innere Würde thätig erweiſen, das Ueberſinnliche im Sinnlichen darſtellen ſoll kann ihm ein freundliches Schickſal zu Statten kommen, und ein ungünſtiges hinderlich ſeyn. Aber davon hängt das Hauptſächliche nicht ab. Ob ihm gleich daran gelegen ſeyn muß, die beſſere Form ſeines Innern auch äußerlich zu offenbaren: ſo beſteht doch ſeine Würde, und

mit ihr sein heiligstes Interesse, wenn er sie auch oft mittheilen könnte.

Drittes Kapitel.

Der Mensch ringt sich los vom Schicksale.

Durch Wahrheit und Würde gewinnt der Mensch sein Innres frey. Die Stimmung seines Kopfes und seines Herzens erledigt sich aller fremden Gewalt, und alles fremden Einflusses. Sein höheres Leben ist ihm allein unterworfen; er kann es dem Ideale des Vortrefflichen so nahe bringen als er will. Wenn auch sein Handeln in der Sinnenwelt nothwendig bestimmt ist: so geht doch sein Handeln auf sich selbst aus ihm selbst hervor: denn es ist ein Uebersinnliches.

Durch das Uebersinnliche ist aber auch das Sinnliche bestimmt, weil dieses die Beschränkung von jenem ist. Was der Wille beschließt, kommt, wenn es ihm damit Ernst ist, auch zur Wirklichkeit. Das innere Thun wird ein Prinzip des äußern, und macht dieses, so weit seine Macht an demselben reicht, mit frey. Es ist nicht

möglich, daß einer ſich innerlich der Wahrheit bemächtigt habe, ohne daß die Spuren davon in ſein ſinnliches Denken übergehen. Wo Vernunft herrſcht, der Geiſt beſtändig auf ſie gerichtet iſt, da wird er ſie auch mit in das Gebieth der Erfahrung nehmen, den Verſtand nach ihr reguliren, und ihn überall zur Erzeugung wahrer Erkenntniſſe und [illegible] nöthigen. Wo Würde im Herzen ſey, [illegible] der Tugend den Willen beſeelt, da wird und muß, ſich auch Tugend im Leben offenbaren, da werden und müſſen auch alle Handlungen pflichtmäßig geformt ſeyn, da wird der Menſch allem eine vernünftige Geſtalt geben, alles zu ſich in ein würdevolles Verhältniß bringen.

Wahrheit und Würde ſind überſinnliche Mächte; das Schickſal iſt nur ſinnliche, bedingte und beſchränkte Kraft. Wie ſollten jene denn von dieſem aufgehalten oder gar beſiegt werden können!

Alles, was der Menſch behandelt, behandelt er entweder für gewiſſe Zwecke, oder nach gewiſſen Idealen. So lange er in der ſinnlichen Sphäre bleibt, werden ihm Zwecke aufgedrungen, nimmt er jene von ſeinem phyſiſchen Bedürfniſſen her, und bildet dieſe aus ſinnlichem Stoffe und in ſinnlicher Form, wie es das Schickſal fügt. Iſt er aber zur moraliſchen Selbſtbeſinnung erwacht, hat er angefangen ſich auf die Form ſeines Bewußtſeyns, und den ihm darin vorgehaltenen höchſten Zweck zu verſtehen: ſo wird er ſich zwar mit ſeinem äußern Thun noch immer in der Sinnenwelt halten müſſen; aber es ſteht nun bey ihm, ſie ſo weit gelten zu laſſen, als es ihm gefällt. Er hat etwas aus

sich selbst in ihr zu realisiren, und kann, indem er auf dasselbe reflectirt, sein Gemüth von ihr abziehen, sich über sie erheben, und mit etwas Besserm zu ihr zurückkehren, ein freyes Idealisches in die Wirklichkeit hineinbringen.

Was an den Gedanken und Handlungen der Menschen wahr und gut ist, darin spricht sich sein höherer Charakter aus; es ist frey, und konnte nur durch ihn entstehen. Alle seine Gedanken aber sind der Wahrheit, so wie alle seine Handlungen der Würde empfänglich: darum offenbaren sich in allen [illegible]

Nicht zu haben ist indeß das höhere Bewußtseyn lediglich. Nicht jeder kennt in der Vernunft die höchste Norm des Wahren und Guten. So lange dieses der Fall ist, bleibt die Macht des Schicksales ungeschwächt, kommen wohl zufällig wahre Gedanken und gute Handlungen zum Vorscheine, aber der Mensch wird dadurch nicht frey. Indeß steht es doch bey jedem, sich seiner selbst zu ermächtigen, und wo er dieses unterließ ist er selbst dafür verantwortlich, daß er nicht frey geworden ist. Sein Leben ist wohl ganz Schicksal, aber nicht ohne seine Schuld.

Auch der Beste hat Augenblicke, in denen er seiner nicht ganz Herr ist, wo ihm die Forderung der Vernunft nicht deutlich vorschwebt. Da tritt denn auch bey ihm das Schicksal wieder ein. Aber es kann ihn doch zu nichts nöthigen, was nicht seiner Natur angemessen ist; und diese Natur hat er sich, durch die vorhergehenden Handlungen seiner Freyheit, selbst gebildet. Daher wird dieß auch hier nicht ganz verlangnet.

So bald alſo der Menſch zum Gefühle ſeiner vernünftigen Exiſtenz gekommen iſt, wozu es nichts weiter, als der Entwickelung des moraliſchen Gefühles bedarf, hängt ſein Thun allein von ihm, wenn nicht immer unmittelbar, doch gewiß mittelbar, ab. Nichts kann ihm wehren, wahr zu denken und ſeine Würde zu behaupten: wenn er unwahr wird und ſeine Würde verläugnet: ſo iſt er ſelbſt dafür verantwortlich, er hat es entweder unterlaſſen, ſich eine feſte Richtung auf die Harmonie ſeines höhern Lebens zu geben, oder hat wohl gar vorſätzlich ſich zu dem Entgegengeſetzten beſtimmt.

So weit das Wahre und Falſche am Denken, die Würde und Unwürde im Thun geht: ſo weit iſt das Schickſal vertilgt. Alles, was der Menſch dadurch an ſeinem Leben beſtimmen kann, und was als Folge daraus hervorgeht, iſt rein ſein eignes Werk, ſey es ein gutes oder ein ſchlechtes. Handelt er tadelnswürdig: ſo thut er doppelt Unrecht, wenn er darüber etwas anders als ſich ſelbſt anklagt. Handelt er weiſe und edel: ſo darf er darum ſich ſelbſt ehren. Denkt er falſch: ſo iſt es eigne Schuld; kein Irrthum wird ihm aufgedrungen, wenn er ihn nicht annehmen will. Sind ſeine Einſichten erleuchtet und richtig: ſo kann dieſes nur daher kommen, weil er ernſtlich nach Wahrheit geſtrebt hat.

Durch den moraliſchen Zuſtand des Menſchen iſt ein großer Theil des phyſiſchen und äſthetiſchen beſtimmt, und daher mit jenem der Freyheit unterworfen.

Es iſt unläugbar, daß durch wahres Denken und pflichtmäßiges Handeln auch die äußere Lage und die

natürlichen Ereigniſſe des Lebens eine andre Geſtalt erlangen, als diejenige iſt, welche ihnen das Schickſal, wenn es unumſchränkt darüber hätte verfügen können, würde gegeben haben. Wo vernünftig gewirkt wird, muß etwas Beſſeres werden, als wo mechaniſche Kräfte ihr Spiel haben. Ein würdevolles Benehmen muß unſre äußern Verhältniſſe, wenn auch nicht in jeder Hinſicht erfreulicher, doch nothwendig ſchöner, harmoniſcher und zweckmäßiger machen, wenn auch nicht mehr Glück, doch mehr Ordnung in unſre Umgebungen bringen. Und dies kann nicht anders als ſehr wohlthätig auf unſre Stimmung zurück wirken. Unſern ſinnlichen Bedürfniſſen wird dadurch vielleicht nicht ſo abgeholfen, wie wir es wünſchen; aber dafür hält die genußvolle Befriedigung eines ſehr zarten und edeln Sinnes einigermaßen ſchadlos. Wir bezwingen das Schickſal nicht; aber wir machen es uns doch erträglich. Unſre ganze Ruhe und unſre ganze Zufriedenheit mit dem, was um uns her iſt, ſteht nicht in ſeiner Macht.

Wenn das tugendhafte Beſtreben auch große Opfer bringen muß, und Anfangs nichts weniger als freudenvoll iſt: ſo wird mit der Zeit doch durch daſſelbe äußerlich und innerlich alles beſſer, die entferntern und mittelbaren Folgen bringen auch dem phyſiſchen Leben Gewinn.

Noch mehr aber trägt wahres Denken und pflichtmäßiges Handeln zur Vervollkommnung des äſthetiſchen Zuſtandes bey. Wem ſeine Würde heilig iſt, den regiert auch das Beſtreben, ſie überall zu verherrlichen, allen ſeinen Fähigkeiten und Kräften eine ihr angemeſſene

Bildung zu geben. In allem, was er für die Entwickelung, Erhöhung, Erweiterung und weise Anwendung seiner Anlagen thut, folgt er den Befehlen der Vernunft, handelt er seiner moralischen Denkungsart gemäß, mithin frey. Mag dann die Natur ihn kärglich ausgestattet haben: er ersetzt diesen Mangel aus eignem Reichthume. Mag es ihm an manchen Bildungsmitteln fehlen: dafür sind seine Bemühungen desto unverdrossener. Mögen Erziehung, Leidenschaften und öffentliche Meynungen es versuchen, ihn irre zu leiten: der gute Geist, welcher sich in ihm regt, bewahrt ihn vor allen Verderbnissen. Wer der Wahrheit einmal gehuldigt hat, ist vor Verbildung sicher; er wird nie dem Falschen, Widersprechenden, Disharmonischen, Einseitigen, Ekzentrischen, Verzerrten und Uebelgeordneten Geschmack abgewinnen, ihre Spur wird sich an allem, was in ihm ist, und aus ihm hervorgeht, offenbaren. Fehler der Bildung haben immer in Fehlern der Freyheit ihren Grund, und eine ganz freudenlose Lage drückt keinen ohne eigne Schuld.

Viertes Kapitel.

Die Welt des Scheines, das Gebieth des Schickſales.

Reflectiren wir auf die Welt, wie ſie ſich uns in der Erfahrung zu erkennen gibt: ſo finden wir in ihr alles nothwendig beſtimmt, das Eine enthält die Bedingung des Andern, und iſt wieder durch etwas Vorhergehendes bedingt. Alles was geſchieht, gehört in den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge; ſo auch unſer Denken und Handeln. Alle Spur der Freyheit verſchwindet. Wir mögen unſre Betrachtung fortſetzen, ſo lange wir wollen; wenn wir mit ihr auf dem Gebiethe der Natur bleiben, und kein andres Organ als den Verſtand beſitzen, ſind auch unſre Gedanken und Thätigkeiten in dem groſſen Contexte befangen. Jede Wirkung des Geiſtes, auch die, in welcher wir ſo eben das Werk der freyen Vernunft erkannt haben, hat ihren Grund, warum ſie unvermeidlich ſo und nicht anders erfolgte. Daher wir auch faſt immer im Stande ſind, dasjenige anzugeben, was uns vermochte, auf dieſe Art zu denken und uns zu benehmen, und es uns ſehr befremdet, wenn wir nach einem ſolchen Warum lange vergebens ſuchen; wobey wir aber nicht im mindeſten zweifeln, daß es ſich uns offenbaren würde, wenn wir ſcharfſichtiger wären.

Es läßt ſich indeß leicht einſehen, daß es nicht anders ſeyn könne. Die Welt, die ſich uns in der Erfahrung zu erkennen gibt, iſt eine Welt des Scheines. Sie muß durch unſer Erkenntnißvermögen gehen, wenn ſie zu unſerm Bewußtſeyn kommen will. Sie kann ſich uns nicht mittheilen, wie ſie an ſich — ſondern nur ſo, wie es der Beſchaffenheit jenes Erkenntnißvermögens angemeſſen iſt. Dieſes hat ſeine eigenthümlichen Formen, nach denen ſich alles modificirt, was durch daſſelbe uns kund wird. Unſer Sinn faßt die Dinge auf, und geſtaltet ſie zu einem Mannichfaltigen, außer einander und nach einander; ſie werden durch ihn ein Räumliches und Zeitliches. Der Verſtand ordnet dieſes Mannichfaltige, und bereitet es dadurch zur Aufnahme in das Bewußtſeyn vor, daß er gewiſſe Einheiten in das Räumliche und Zeitliche einträgt, und damit jenes zu einem nothwendig neben einander, und dieſes zu einem nothwendig nach einander Beſtimmten macht. Jenes iſt das Weſen des Körperlichen, dieſes des Geiſtigen und Körperlichen zugleich. Alles was daher auf dieſem Wege zur Kunde des Menſchen kommt, wird ſich unvermeidlich darnach fügen, ſich in einer nothwendigen Ordnung der Aufeinanderfolge darſtellen müſſen, und nur in ſo fern in das Syſtem der Erfahrung gehören, ein geſetzmäßig Erkanntes ſeyn, als es ſich in dieſer Ordnung darſtellt.

Dieſe Ordnung iſt aber keine andre als die, nach welcher wir in allem, was iſt und geſchieht, das Product einer vorhergehenden Urſache anerkennen. Darum muß uns alles Zeitliche als ein nothwendig bewirktes, mithin als Schickſal erſcheinen. Nicht aber deßwegen, weil

dieß etwa im Wesen der Dinge selbst läge, sondern weil der Sinn aus ihnen ein Zeitliches gemacht und der Verstand diesem, um es zur Erkenntniß für eine Intelligenz zu eignen, seine Gesetze angebildet hat.

Durch diese Thätigkeit des Verstandes wird uns das Erkannte zu einem in der Zeit Bestehenden und nach gewissen unwandelbaren Regeln sich Verändernden, zu dem, was wir Natur nennen. Alles Erkannte ist daher nothwendig durch uns Natur, und kann nur als ein solches, das in der Natur, mit ihr und durch sie existirt, erkannt werden.

In dem Gebiethe der Natur kann gar keine Freyheit seyn. Ein Freyes kann nicht als solches erkannt werden; es verwandelt sich, eben damit, daß es erkannt wird, in ein Nothwendiges, und muß in so fern aus Naturgesetzen erklärt, als die unvermeidliche und unabänderliche Wirkung von etwas anderm, und zuletzt des gegenwärtigen Zustandes aller Naturkräfte betrachtet werden. Es steht unter dem Schicksale, und ihm ist bestimmt, so wohl was ihm werden, als auch was aus ihm entstehen soll. Dieß hindert aber nicht, daß es an sich ein Freyes sey, und auch als ein solches gefunden werden könnte, wenn es sich durch ein andres Organ, als durch Sinne und Verstand mitzutheilen vermöchte.

Dasselbe gilt vom Denken und Handeln des Menschen. An und für sich ewig frey, wird es gleichfalls zur Natur, so bald es durch (innern) Sinn und Verstand erkannt wird. Es nimmt in diesem Erkanntwerden die Form beyder an, und zeigt sich in der Gestalt, die es von ihnen empfangen hat, als etwas das zu

allen ſeinen Productionen in der Zeit nothwendig beſtimmt iſt.

Aber hier tritt der Unterſchied ein, daß wir uns unſers Denkens und Handelns noch auf eine andre Art, als durch das Erkenntnißvermögen verſichern können, wo es uns dann in ſeiner ganzen Freyheit offenbar wird.

Das Prinzip des Denkens und Handelns iſt auch das Prinzip des Bewußtſeyns. Dieſes aber vergeht keinem Menſchen, es ſey denn, daß ſein Leben aufgehoben werde. Wenn er daher auch auf das Weſen dieſes Bewußtſeyns noch nicht reflectirt, jene Thätigkeiten nach ihrer Freyheit in ihm noch nicht deutlich erkannt hat: ſo offenbaren ſie ſich ihm doch in einem ahndenden Glauben, und durch dieſen iſt es jedem gewiß, daß er frey ſey, und das Gefühl davon ſo unvertilgbar, daß es die hartnäckigſte und evidenteſte Speculation wohl für Augenblicke verdunkeln, aber nie auslöſchen kann. Es behauptet ſich gegen alle Beweiſe; denn es iſt einerley mit dem Gefühle ſeines Lebens.

Noch vernehmbarer wird dieſe Freyheit im ſittlichen Gefühle, und den darin enthaltenen Vorſchriften. Dieſe ſind ſo heilig und unvertilgbar, kündigen ſich ſo nachdrücklich an, daß keinem ein Zweifel bewegt, ob er das, was ihm damit angeſonnen wird, auch werde erfüllen können.

In vollem Lichte aber erkennt nur der das Weſen und die Wirklichkeit der Freyheit, der ſich denkend zur Einheit des Bewußtſeyns erhoben, darin ein von aller Zeit Unabhängiges, die Quelle ewiger Wahrheit und Würde, und zugleich in dem, was durch Erfahrung zu

unſrer Kunde kömmt, die Welt des Scheines erkannt hat. Ihm iſt es auch kein Geheimniß mehr, wie und warum ihm das Freye in der Erkenntniß zum Schickſale werde. Darum macht ihn das auch nicht irre; er kennt und verehrt zugleich eine Welt der Wahrheit in ſeinem Herzen, worin nur Freyheit gebiethet und handelt. Er weiß, daß ihm ſein Thun zum Schickſale werde, wenn er die Geſetze ſeines Erkennens darauf anwendet; er weiß aber auch, daß es, unabhängig von dieſen Geſetzen, aus ihm hervorgehe und ſelbſtſtändiges Leben habe. Er darf nur ſeinen Blick in ſich ſelbſt kehren, um ſich frey zu finden.

Dieſe Welt des Scheines iſt es nun auch, in welcher der Menſch befangen bleibt, wenn er ſich in ſeinem Denken dem natürlichen Gange der Einbildungskraft überläßt. Und es wird hier noch einleuchtender, daß, und warum er hier keine Wahrheit finden könne, ſondern zu Reſultaten gelangen müſſe, die ihr abſolut widerſprechen, daß die reale Wahrheit im Ueberſinnlichen liege und im Sinnlichen nur in ſo fern angetroffen werde, als man ſich dabey aus jenem orientirt. Der gemeine Verſtand thut dieſes mittelſt des moraliſchen Gefühles und des Glaubens. Die philoſophirende Vernunft aber, indem ſie ſich über ihr höchſtes Intereſſe aufklärt.

Fünftes Kapitel.
Schranken der Freyheit.

Nicht allein in der Welt des Scheines behauptet ſich das Schickſal. Ihr liegt etwas zum Grunde, über welches wir nicht weg können. Mag immerhin die Nothwendigkeit, mit welcher ſich uns ihre Ereigniſſe ankündigen, von uns ſelbſt erdacht ſeyn. Hinter ſie verbirgt ſich eine andre, die ſo gewiß nicht erdacht iſt, als wir überzeugt ſind, daß wir nicht alles, was da iſt, ſelbſt gewirkt haben, als wir fühlen, daß uns oft, indem wir etwas ausführen wollen, von ſolchen Kräften entgegen gewirkt wird, denen wir unterliegen müſſen.

Unſer Denken und Thun dringt nicht überall hin, füllt nicht unſre ganze Welt, iſt nicht das Einzige, was ſich in der Erfahrung als Natur offenbart. Es iſt auch etwas da, woran es ſich erweiſet, ein Mannichfaltiges, auf welches es ſeine Einheit anwendet, und durch welches es ſie zu etwas Gehaltvollem und Lebendigem macht. Es ſteht uns etwas gegenüber, an dem wir nicht alle Gewalt haben, und welches uns oft feindſelig behandelt, ohne daß wir es ihm wehren könnten. So gewiß als wir thätig ſind: ſo gewiß müſſen wir auch leiden, und können es nicht ändern. Die äußere Form, die dieſes Leiden in der Erfahrung annimmt, rührt von uns her, aber das Leiden ſelbſt kann keiner ohne Ungereimtheit,

ohne ein lebendiges Gefühl abzuläugnen, für Schein erklären.

Damit daß wir das Schickſal in die Welt des Scheines verwieſen haben, iſt es für die Welt der Wahrheit noch nicht ganz vertilgt. Nur für denjenigen Theil der erſtern, der ſich als Thätigkeit zeigt, konnten wir in der letztern Freyheit finden. Dafür wird denn aber auch der andre, welcher der Thätigkeit entgegengeſetzt iſt, unter eine härtere Nothwendigkeit fallen, als die zeitliche iſt, welche uns die Erfahrung kennen lehrt. Das Schickſal zieht ſich ſelbſt in die Gegend des Ueberſinnlichen hinein, und bedroht uns da deſto ſchrecklicher, wenn ſeine Herrſchaft ſich auch nicht mehr über alles erſtreckt. Denn es iſt gar nicht einzuſehen, wie wir davon frey werden.

Ueber das Wahre und Falſche in unſerm Denken, das Sittliche und Unſittliche in unſerm Thun gebiethen wir freylich unumſchränkt. Aber unſer Denken iſt noch mehr als das, was daran wahr oder falſch — unſer Handeln mehr als was daran würdig oder unwürdig iſt. Beyde ſind Wirkungen einer Kraft, und, als ſolche, von dem Maße, der Beſchaffenheit, den Verhältniſſen und dem Organ dieſer Kraft, ſo wie von den Umſtänden, unter welchen ſie wirkt abhängig. Wir können davon freylich durch Uebung und Vernachläſſigung viel abändern. Aber es iſt darin auch etwas Urſprüngliches, das wir ſo nehmen müſſen, wie es iſt.

Mit unſerm Denken und Thun können wir nicht alles erreichen. Vieles intereſſirt uns, das wir doch nicht nach unſerm Gefallen zu beſtimmen vermögen.

Vieles, aus welchem uns Widriges und Erfreuliches kommt, liegt ganz außer unsrer Sphäre, zu hoch über uns, zu tief unter uns, oder zu weit von uns. Vieles tritt mit uns in gar keine Gemeinschaft, und wirkt doch mittelbar zu unserm Wohl oder Wehe. Wie mancher Gegenstand des Wissens bleibt uns unbekannt, wie mancher bildungsfähige Stoff von unsrer Bearbeitung ausgeschlossen? Es sind außer uns Menschen da, die mit uns dieselben Ansprüche auf Freyheit machen, wodurch die unsrige nothwendig beschränkt wird. Was durch sie entsteht, kann nicht durch uns entstehen, wohin sie sich erstreckt, können unsre Wünsche nicht erfüllt werden, wo ihre Thätigkeit bildet, muß die unsrige zurück treten. Obgleich die nothwendig scheinende Thätigkeit in der That Freyheit ist: so bleibt doch alles, was nicht in das Gebieth dieser Thätigkeit fällt, Schicksal.

Wir finden uns in gewissen Verbindungen der Welt, die wir nicht gewählt haben. Wir möchten wohl manches werden, und manches ändern, aber können nicht, es geht über unser Vermögen. Unser Verlangen ist auf manche Dinge gerichtet, aber alle Anstrengung, zu ihrem Besitze zu gelangen, bleibt vergebens. Manches ist uns zuwider, aber es ist unmöglich es wegzuschaffen; weil entweder die Natur oder andre freye Wesen darauf bestehen, daß es so seyn soll. Wir müssen uns dem Schicksale fügen.

Wahrheit und Würde genügen freylich in sich selbst, wenn sie auch nie aus dem Verstande und Herzen heraustreten sollten. Aber wir sind doch dabey interessirt, nach ihren Idealen auch außer uns zu bilden,

was wir wahr gedacht und schön empfunden haben, ins Leben hinzustellen, und dieses dadurch zu veredeln, die Natur zu uns hinaufzuziehen, in unsre bessere Existenz zu gestalten. Wir setzen uns gewisse Zwecke, an deren Vollendung wir mit aller der Liebe und Begeisterung arbeiten, die uns eine erhabene Denkungsart einflößt. Und auch damit gelingt es uns nicht immer. Das ernstliche Wollen, das uns vor uns selbst rechtfertigt, wird zwar durch nichts beeinträchtigt; aber die Ausführung scheitert oft; mächtigere Kräfte, unbildsame Stoffe, unbesiegbare Hindernisse widerstreben uns allenthalben. Wir müssen unsre Absichten aufgeben, und unser Inneres fühlt sich tief gekränkt, daß wir das Gute, welches wir so heilig verehren, nicht wirklich machen können.

Eine nothwendige Folge von dem allem ist, daß nun auch unser Glück nicht in unsrer Gewalt steht. Freylich die Selbstzufriedenheit, und das selige Gefühl der innern Harmonie, die aus dem Bewußtseyn innrer Wahrheit und Würde entspringen, werden dadurch nicht geschwächt; aber stören muß es sie doch einiger Maßen, daß sie sich im Aeußern nur schlecht behaupten, und so wenig bewirken können. Ueberdem ist mit jener Selbstzufriedenheit auch das ganze Wohl des Menschen noch nicht begründet, so lange er noch unter dem Drucke physischer Leiden seufzt, so lange ihm noch so vieles entgegen ist, so manches heftige Bedürfniß unbefriedigt bleibt, so mancher wüthende Schmerz ihn anfällt. Entweder muß auch das Verlangen seiner irrdischen Natur gestillt werden, muß auch im physischen Leben alles seinen Wünschen genügen, alles in die Ordnung kommen,

bey welcher er sich glücklich fühlen kann; oder er muß diese Natur ganz ausziehen, von diesem Leben sich ganz befreyen, wenn Wahrheit und Würde auch Seligkeit für ihn werden sollen; und daß sie dies werden sollen, ist unvertilgbare Forderung seines Herzens, ein Anspruch, welchen er nie aufgeben kann.

Daß dies alles wohl anders seyn könnte, wird niemand läugnen. Es wäre nicht unmöglich, daß Wahrheit und Würde ihren Einfluß über alles verbreiteten, was da ist, daß nichts existirte, was nicht durch uns oder ein andres vernünftiges Wesen in ein Wahrheits- und Würdevolles gestaltet wäre, oder noch gestaltet werden könnte, was nicht durchaus als Product vernunftmäßiger Thätigkeit bestände, daß dem ernstlichen Willen alles sich fügte, jeder seiner Zwecke erreicht, jede seiner Formen ausgeführt würde und jeder mit so viel Kraft wirkte als in ihm Stärke der guten Gesinnung ist, daß moralische Freyheit alles beherrschte, alle Hindernisse besiegte, und mit ihr die äußere Freyheit vollkommen übereinstimmte.

Wir haben oben gesehen, daß sich dasjenige, was unsrer Thätigkeit als Leiden gegenüber steht, und was sich uns als Gebieth des Schicksales noch ankündigt, nachdem wir einen Theil von uns ihm durch moralische Freyheit entrissen haben, als den Widerschein unsers eignen Wesens, als bloße entfernte Beziehung unsrer Geistigkeit, als etwas, das vielleicht nicht seyn würde, wenn wir nicht wären, in Ansehung dessen wir nie gewiß seyn können, daß es von uns durchaus verschieden, und ein für sich Bestehendes sey, betrachten lasse: aber

es hängt uns doch nothwendig an, Freyheit und abso-lute Thätigkeit, die Macht der Wahrheit und Würde sind in uns durch dasselbe beschränkt. Und nur in so fern, nur als ein Beschränkendes, hat es für uns Interesse, nur in so fern wird es uns zum Schicksale, und von uns mit Gewißheit erkannt. Es käme also darauf an, unsere Schranken zu erweitern, das, was uns in ihnen entgegen steht, wenigstens als ein solches, zu vernichten, oder uns so zu unterwerfen, daß es nur für unsre Freyheit existirte, nach Gefallen von uns behandelt werden könnte, jede Form annehmen müßte, die wir ihm mittheilen wollten: so wäre auch hier das Schicksal vertilgt; jeder Zweck, den wir uns vorsetzen, wäre erreicht; Wahrheit und Würde beständen nicht bloß neben der Befriedigung unsrer Wünsche, unser Glück wäre nicht bloß ihre unvermeidliche Folge; sondern sie wären selbst mit unsrer Seligkeit schlechthin identisch. Das Maß unsrer Uebereinstimmung mit der Vernunft wäre nicht bloß das Maß unsrer Selbstzufriedenheit, sondern auch zugleich das Maß, in welchem alles, was uns physche Schmerzen bringt, aufhörte, und die Bedürfnisse, auf welche sich alles Elend bezieht, entweder ganz vernichtet, oder ganz befriedigt würden. Hat die Tugend die Welt überwunden, dann ist diese ihr dienstbar, und es steht bey ihr, sie entweder, in Beziehung auf sich, zu zerstören, oder sie zu zwingen, daß sie ihr nur ihr Bestes darreiche.

Dies kann nicht bloß, es soll auch so seyn; so gewiß wir vernünftige Wesen sind; so gewiß Einheit in unserm Bewußtseyn ist, und diese Einheit die Form

enthält, welche durch uns realisirt werden soll. Wahrheit und Würde sollen über alles siegen, heißt nicht mehr als: Wahrheit und Würde sollen überhaupt seyn. Beyde können sich nur behaupten als vollendete Darstellung der Vernunftform, als absolute Einigkeit des vernünftigen Wesens mit sich selbst. Diese besteht aber nur in so fern, als ihr nichts mehr entgegen steht, als alle Disharmonie, alles Beschränkende und Verschiedene als solches aufgehoben wird.

Es ist die Bestimmung des Menschen, wie sie aus seinem Ich hervorgeht, oder vielmehr dieses Ich selbst, und also mit ihm gleicher Wahrheit und Wesenheit theilhaftig ist, daß er ganz und durchaus frey werde, daß in ihm und an ihm nichts mehr widerstrebe, daß, wenn ja noch ein Aeußeres bleibt, an diesem alles, was nicht Freyheit und Harmonie ist, vertilgt sey. Diese Bestimmung kann er so wenig verläugnen als Leben; ihre Befehle müssen ihm über alles heilig seyn. Er kann sie aber nur in so fern ehren und heilig halten, als er sich durch sie gedrungen fühlt, sich von dem Zwange des Irrdischen immer mehr zu befreyen, die Schranken, in denen er befangen ist, immer mehr zu erweitern, und Wahrheit und Würde dadurch an sich zu vollenden, daß er ihnen alles unterwirft.

Treue gegen unsre Bestimmung, Wahrheit und Würde der Gesinnung sind nur in so fern möglich, als sie sich in der Tendenz, sich im Leben zu bewähren, aussprechen, als sich in ihnen das Bestreben offenbart, das freye Thun über alles zu verbreiten, in allem ihr Wesen auszudrücken, alles in ihr Licht zu verklären.

So lange die Beschränktheit der moralischen Freyheit fortdauert, wird der Mensch nicht was er werden soll, erreicht er das Vorbild nicht, das in seinem Bewußtseyn enthalten ist. Diese Beschränktheit zu vernichten muß ihm mehr denn alles wichtig, darauf muß alle seine Anstrengung gerichtet seyn.

Es ist aber nicht allein unsre eigne Beschränktheit, die uns als Welt der Sinne erscheint, was uns entgegen steht, und worin sich, neben unsrer Freyheit, noch das Schicksal behauptet. Es sind auch freye Wesen außer uns da, die ihren eignen Willen haben, welcher nicht bloß von dem unsrigen verschieden ist, sondern ihm auch oft widerstrebt. So weit also dieser reicht, fällt unsre Freyheit weg; was durch sie bestimmt wird, daran können wir nichts ändern, darin bleibt für uns Schicksal, und nur durch Zufall kann es mit unsern Wünschen und Zwecken übereinstimmen. Diesem ist nicht so wie unsrer Beschränktheit abzuhelfen. Der Wille vernünftiger Wesen kann nicht aufgehoben werden. Er soll bestehen, wie der unsrige. Fremde Freyheit ist heilig wie die eigne: denn sie offenbart sich wie diese in einem eignen Bewußtseyn. Nur dadurch, daß sie mit der unsrigen zur Einstimmung kommt, denselben Gesetzen gehorcht, auf dieselben Zwecke gerichtet ist, werden wir des Schicksales ganz mächtig.

Auch dieses ist nicht bloß möglich, sondern soll auch nothwendig wirklich werden. Es gehört mit zu unsrer Bestimmung. Diese deutet auf absolute Einigkeit aller Vernünftigen hin. Nicht bloß mit uns selbst, sondern mit allen freyen Wesen sollen wir harmoniren. Unser

Streben soll ein Streben in der Liebe seyn, worin alle von Einem Geiste beseelt werden, nur Ein Ziel vor Augen haben, nur Ein geistiges Universum darstellen.

Die Vernunft befaßt alles. Nur das Allgemeingültige ist wahr; nur das, was Gegenstand eines allgemeinen Willens seyn, einer allgemeinen Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden kann, gut. Wer wahr und gut seyn will, kann dieses nur dadurch, daß er seinen Willen auf alle richtet, mit seinen Entschließungen alle befaßt, Wahrheit und Würde als Gemeingut aller betrachtet, nach Vereinigung mit allen zur absoluten Selbstständigkeit strebt.

Der Mensch darf also auch nur hier seiner Bestimmung folgen, um alles von seinem Willen abhängig und sich sein Schicksal unterthan zu machen. Er darf nur im Geiste reiner Wahrheit und Würde still fortarbeiten, und immer mehr fällt alles in seine Gewalt, fügt sich alles seinen Wünschen, vor dem er sonst, als vor einem Unbesiegbaren, zitterte.

So ringt sich denn der Mensch ganz vom Schicksale los. Zunächst und unmittelbar zwar nur die moralische Freyheit; vieles bleibt noch, was ihm entgegen ist. Aber hat er sich in dieser der reinen Wahrheit und Würde bemächtigt: so strebt er auch unaufhaltsam über jede Schranke weg, und dringt immer weiter mit seiner Freyheit vor. Das Schicksal ist zwar für ihn noch da, er kann es nicht auf einmal vernichten; aber er arbeitet daran, daß es immer kraftloser werde, sich ihm immer mehr unterwerfe. Durch ihn soll es einst aufhören. In welchem Maße, und wie bald dieses geschehen werde,

hängt von ihm ab. So iſt es ſeine Beſtimmung. Er ward unter fremde Gewalt gethan, daß er ſich ſelbſt von ihr befreye. Durch Wahrheit und Würde gewinnt er alſo nicht bloß ſein wahres Denken und ſein würdevolles Thun, ſondern nach und nach ſeine ganze Menſchheit und ſeine Seligkeit.

Sechſtes Kapitel.

Moraliſche Weltordnung.

Der Menſch ſoll ſtreben, über ſein Schickſal ganz Herr zu werden. Zur Zeit noch vermag er nicht alles, was ſeinem Herzen theuer iſt, vor demſelben zu retten, und ſich ſeinen Zuſtand ſelbſt zu beſtimmen; aber es ſoll durch eigne Bemühungen, dadurch, daß er die Wahrheit ſeines Denkens und die Würde ſeines Thuns immer weiter in das Nothwendige hineinbildet, immer mehr in ſeine Gewalt kommen. Es entſteht indeß die Frage: ob er das auch könne. Das Einzige, was ihm dazu verliehen iſt, iſt ſeine moraliſche Freyheit; und dieſe eben haben wir beſchränkt gefunden. Sie müßte aber ſchon unbeſchränkt ſeyn, wenn ſie dieſe Beſchränktheit vertilgen

ſollte. Wie mag ſie Wahrheit und Würde in das Nothwendige hinein bilden; da eben dieſes Nothwendige es iſt, was ihr im Wege ſteht, was ihre Bildung allenthalben verſchmäht? Wie mag ſie es bekämpfen; da ihr eben von ihm die Kräfte genommen ſind.

Die moraliſche Freyheit kann ſich, als ſolche, abſolut und nach ihrem ganzen Vermögen nur an unſerm Innern zeigen: ſo bald ſie ſich an das Aeußere wagt, dem eine beſſere Geſtalt zu ertheilen, in ihm ſich Zwecke zu ſetzen und auszuführen, iſt ſie allenthalben gebunden, liegt ihr manches in zu großer Weite, als daß ſie es erreichen, zeigt mancher Stoff eine zu träge, harte und unbildſame Natur, als daß ſie an ihm etwas ausrichten — ſtreiten Kräfte gegen ſie, die zu mächtig ſind, als daß ſie dieſelben überwinden könnte. Wenn ſich denn nun in dem allem das Schickſal behauptet: geht man nicht im Zirkel herum, wenn man ſagt, man müſſe dadurch vom Schickſale frey werden, daß man die Schranken der Freyheit durchbreche. Eben das iſt es ja, was wir nicht vermögen, worin das Schickſal ſeine Ueberlegenheit zeigt — die Aufgabe deren Löſung wir ſuchen und nicht finden können, indem ſie uns ſchlechthin unmöglich ſcheint.

Eben ſo unmöglich iſt es uns auf der andern Seite, dieſe Aufgabe ſchlechthin abzuweiſen. Sie ergeht nach jedem vergeblichen Verſuche mit derſelben Forderung wieder. Sie würde wiederkehren, und auf ihrer Löſung beſtehen, zu neuen Verſuchen antreiben, wenn auch einleuchtend dargethan wäre, daß alles vergebens ſey. Sie iſt unſre Beſtimmung, der Gegenſtand unſers heiligſten

und feurigſten Intereſſes, das einzige, woran der Werth unſers Lebens hängt, und wird ſich uns ſo lange aufdringen, als uns unſer Selbſtbewußtſeyn bleibt. Es iſt mir anbefohlen von dem, was ich ewig für mein Höchſtes werde erkennen müſſen; ich ſoll ſchlechthin eins mit mir ſelbſt, ich ſoll frey ſeyn, mich ſelbſt frey machen; darum muß ich es auch können, muß es meinem redlichen Beſtreben, meiner ausdauernden Anſtrengung gelingen; oder ich werde an allem irre, mir ſelbſt zur Lüge, ich weiß nicht mehr, worauf ich mich verlaſſen ſoll.

Doch es gibt noch eine Art, das möglich zu machen; wenn nähmlich das Schickſal ſelbſt mit mir eins wäre, ſelbſt mich begünſtigte, und an meiner Befreyung, wenn ich ſie mir anders ernſtlich zum Zwecke mache, mit arbeitete; wenn es die Dinge und Veränderungen, die ihm unterworfen ſind, ſo lenkte, beſtimmte und ordnete, daß ſie der Ausführung meiner Plane entgegen kämen, daß in eben dem Maße als in mir Wahrheit und Würde lebt, auch alles, was außer mir iſt, und woran ich ſelbſt nichts vermag, ſich in Wahrheit und Würde verklärte, und mir dadurch, in dem Verhältniſſe meines moraliſchen Werthes, Seligkeit zu Theil würde.

Aber das Schickſal an ſich, ſo weit wir es können, iſt blinde Naturkraft, nicht nach mechaniſchen Geſetzen, weiß nichts von Zweck und Plan, wenigſtens von keinen ſolchen, die unſer Verſtand zu faſſen vermögte. Um uns aber zu unſrer Befreyung behülflich zu ſeyn, müßten ſeine Erſcheinungen unter intellectuellen und moraliſchen Geſetzen ſtehen, von einem geiſtigen Prinzip

geleitet werden. Es iſt überdem auch gegen uns, auf unſre Unterjochung bedacht: wie läßt ſich erwarten, daß es ſich mit uns verbände, um ſich ſelbſt zu bekämpfen? Es würde ja eben damit aufhören, Schickſal zu ſeyn und mit der Vernunft und moraliſchen Freyheit in uns ganz eins werden.

Es bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß das Schickſal zwar an ſich, und ſo weit es uns ſichtbar wird, rohe Gewalt der Natur, aber einer höhern, unſichtbaren und ewigen, die mit demjenigen, was ſich in uns als Wahrheit und Würde offenbart, dieſelbe Tendenz habe, nähmlich unſre Befreyung, welche ſelbſt nichts anders iſt als Wahrheit und Würde, in ihrer Verherrlichung, Vollendung und Unendlichkeit, wo ihnen nichts mehr entgegen ſteht, alles ſich in ſie auflöſt, unterworfen ſey, daß es nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern einem andern dienen müſſe, das nur den Zweck hat, den auch wir als unſern höchſten ehren.

So gewiß wir eine große Beſtimmung haben; ſo gewiß dieſe Beſtimmung keine andre iſt als abſolute Selbſtſtändigkeit, Freyheit und Harmonie mit uns ſelbſt; ſo gewiß dieſe Beſtimmung von uns erreicht werden ſoll: ſo gewiß iſt es auch, daß moraliſche Ordnung, deren Prinzip wieder nur Wahrheit und Würde, vollendete Einheit des Denkens und Thuns ſeyn kann, in der Welt, über dem Sichtbaren unſichtbar waltet, daß in ihr nichts geſchieht, als dieſer Ordnung gemäß, und daß das, was uns als Schickſal und Naturnothwendigkeit erſcheint, in der That Offenbarung dieſer Ordnung ſey, die nur durch die Form unſers Erkenntnißvermö-

graß, und in der Betrachtung des endlichen Verſtandes, der ſich nicht bis zu der reinen und ewigen Wahrheit erhebt, zu einem mechaniſch Zuſammengeketteten wird.

Mag alſo der Welt des Scheines noch etwas anders als unſre Freyheit, mag ihr etwas, das dieſer Freyheit entgegengeſetzt, und darum für uns überſinnliches Schickſal iſt, zum Grunde liegen. Es gibt ein noch Höheres, eine abſolute Freyheit, in welcher die menſchliche Freyheit und Nothwendigkeit zu Einem verbunden ſind, die letztere der erſtern unterworfen, zur Beförderung ihrer Zwecke gezwungen wird, und nur darum beſteht, daß jene ſich durch ſich ſelbſt empor ringe, aus der Endlichkeit das Unendliche anſtrebe, und ſo ſein herrliches Ziel erreiche.

Noch einmal beſtätigt es ſich hier, daß nur der Wahrheit erlange, der von der Wahrheit des Ueberſinnlichen ausgeht, und dieſe allem ſeinem Denken an die Spitze ſtellt, und unverrückt im Auge hält. Mag er hinter den Schein ins Ueberſinnliche dringen; auch dieſes bleibt ihm ein Nothwendiges, wenn er es nicht da ſucht, wo es in ſeiner höchſten Majeſtät wohnt, im Herzen des Menſchen.

Auf dieſe Art allein läßt ſich noch eine andre Schwierigkeit heben, welche der Möglichkeit, unſer Ziel, abſolute Freyheit, zu erreichen, in den Weg tritt. Es iſt dazu nähmlich, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, nicht genug, daß unſre Beſchränktheit aufgehoben, unſre Thätigkeit über alles verbreitet, und die Nothwendigkeit des Aeußern bezwungen werde. Die Freyheit andrer Vernunftweſen, die eben ſo wenig als die

ünfrige zerſtört werden darf, kann neben dirſer nicht beſtehen, wenn ſie nicht mit ihr in jeder Hinſicht eins wird. Die Einheit aller Vernünftigen iſt überdem in dem Geſetze der Wahrheit und Würde, worin ſich unſer Bewußtſeyn ausſpricht, ausdrücklich enthalten. Dieſe ſteht aber durch uns nicht zu erreichen. Das Erſte, was uns in dieſer Hinſicht obliegt, iſt, ſtäts nach ſolchen Maximen zu handeln, die von allen gebilligt werden, in denen ſich alle vereinigen können, nie etwas zu denken oder zu thun, was nicht ſo angeſehen werden kann, als ob es von allen, oder im Namen aller und für alle gedacht und gethan werde. Weiter vermag aber auch der Einzelne nichts. Was iſt damit nun geſchehen? Nicht mehr als, daß er ſich zur Harmonie mit allen Vernünftigen qualificirt hat, daß dieſe Harmonie wirklich werden wird, wenn alle, nicht bloß in der Idee, ſondern im Leben ſo denken und thun. Wenn ich immer nach ſolchen Maximen handle, die als Grundlage einer Geſetzgebung für alle gelten können: ſo ſind ſie darum doch dieſe Grundlage nicht; ſo haben ſie darum, wenn auch Geſetzesanſehen, doch noch nicht Geſetzeskraft. Und ohne das wird auch meine Beſtimmung nicht erreicht, bleibt nicht allein die Vereinigung, die in meinem Bewußtſeyn abgebildet iſt, ein bloßes Ideal, nur Regulativ für mein Leben, ohne ſelbſt lebendig zu werden; ſondern ich gelange auch nicht zu der Seligkeit, in die ſich die Wahrheit meines Verſtandes und die Würde meines Herzens verwandeln ſoll. Die Diſharmonie, worin ich mit andern, durch ihren verkehrten Willen, ihre Unwahrheit und Unwürde, bin, wird mir eine un

so reichhaltigere Quelle des Elendes, je zarter und heiliger mein Sinn für das Gute ist.

Aber auch diese Schwierigkeit verschwindet in dem Glauben an jene unsichtbare Ordnung, in der alles zum Besten sich fügt, jeder, der ernstlich dahin strebt, seinen Zweck in seiner ganzen Fülle, Grösse und Herrlichkeit erreicht; wenn sich auch alles dagegen empörte; wenn die Freyheit andrer sich auch mit der Nothwendigkeit des Schicksales vereinigte, ihn zu zerstören. Wie dieses möglich sey, begreifen wir freylich nicht: denn es gehört zu den Geheimnissen der übersinnlichen Welt, und wir begreifen nur das Sinnliche mit sinnlicher Klarheit. Daß es aber so sey, und einst sich so entwickeln werde, ist uns durch das Höchste verbürgt, wodurch uns etwas versichert werden kann.

Hieraus ergiebt sich denn auch, wie wir uns jene übersinnliche Gewalt, die das Schicksal zur moralischen Ordnung zwingt, zu denken haben. Daß sie auf dasselbe gehe, wohin in uns die Vernunft strebt, daß sie mithin höchste Vernunft, die ewige Quelle und der letzte Ursprung aller Wahrheit und Würde, absolute Vollkommenheit des intelligenten und moralischen Wesens sey, ist schon im Vorhergehenden bemerkt. Sie ist überdem zu denken als Allmacht, denn alle Kräfte des Universums sind ihr dienstbar, alle Gesetze der Natur ist ihr unterthan — als höchste Weisheit, denn sie entwirft den Plan für das Leben aller Vernünftigen, realisirt ihre Zwecke, weiß alles und ordnet alles — als allgegenwärtig, denn sie ist der Geist, der das Weltall durchdringt und

beſeelt, das Reich der Materie erfüllt, das Reich der Geiſter zuſammen hält und beyde zu Einem vereingt, in welchem und durch welchen die Menſchheit ein Ganzes iſt und nach abſoluter Harmonie und Freyheit ringt, der ſich in unſerm Bewußtſeyn abſpiegelt, und uns dadurch das Prinzip der Geiſtigkeit und Unendlichkeit mittheilt — als reinſte Güte, denn unſre Seligkeit iſt es, zu der alle Wahrheit und alle Würde führt und die durch alles, was uns Frohes und Trauriges begegnet, ſelbſt durch unſre Thränen und durch unſre Opfer befördert wird — endlich als unbegreiflich, unerforſchlich und unerreichbar, denn ſie iſt in der überſinnlichen Welt; nur einzelne Strahlen ihres Lichtes erleuchten die Dunkelheit der ſinnlichen.

Ich erkenne dich, und falle freudig anbethend vor dir nieder, ewige Vorſehung. Es iſt kein Schickſal waar; nur du, die das thränenvolle Auge des Leidenden ſucht, zu welcher der ſtumme Schmerz mit kindlicher Ergebung betet, auf die der fromme Dulder gläubig hofft, von der heilender Balſam in tauſend wunde Herzen fließt, an welcher der Müde ſich aufrichtet, die wankende Tugend ſich hält, der ſchwache Muth ſich ſtärkt, die bange Sorge ſich erheitert, die Verzweiflung mit dem Leben ſich ausſöhnt, du, der geplagten Menſchheit einziger Troſt, du biſt, und lebſt, und waltеſt über allem und in allem. Wenn die mühſame Betrachtung in der Natur vergebens nach dir ſpäht, und nichts als ein freudenloſes Schickſal findet: dann vernimmt der Freund der Wahrheit und

Tugend deine Offenbarung im Herzen. Dieſes Gefühl, das ihn für Wahrheit und Tugend begeiſtert ſtammt von dir, und enthält die herrliche Verheißung, daß du alles zu unſerm Beſten lenkſt. Die Entdeckung, daß manches nicht in unſrer Gewalt ſey, iſt uns nicht mehr fürchterlich — ſie iſt uns über alles erfreulich: denn unendlich beſſer wird das, was wir nicht vermögen, von dir beſorgt, als wir es beſorgen könnten. Wenn jetzt uns vieles drückt, kümmert und ängſtigt, wir verzagen nicht, denn es wird einſt alles herrlich ſeyn.

Siebentes Kapitel.

Das Schickſal als Vorſehung.

Immer ſchöner enthüllt ſich uns die Lichtſeite des Schickſales; je tiefer wir in die Anſicht eingehen, die uns unſre moraliſche Natur gewährt. Sie entrückt uns, im Gefühle unſrer Freyheit, in die überſinnliche Welt, und in ihrer Beleuchtung wird uns das, was uns in den Nebeln der ſinnlichen als harte und unbeugſame Nothwendigkeit erſchien, zu einer intellectuellen

und moraliſchen Gewalt, die mit unſerm höchſten Intereſſe eins, ſich die Verherrlichung dieſes Intereſſes, die Erhebung unſrer Freyheit allein angelegen ſeyn läßt.

Selbſt dasjenige, was die Ausſichten, welche ſich uns in dem überſinnlichen Charakter des Denkens und Wollens eröffneten, wieder ganz zu verdunkeln, und die Errichtung des uns damit aufgegebenen Zweckes unmöglich zu machen ſchien, die unverrückbaren Schranken unſers Lebens, in denen ſich das Schickſal unerſchütterlich behauptete, dienten bey näherer Würdigung dazu, uns in die Geheimniſſe der Geiſterwelt tiefer einzuführen, und uns ſolche Verhältniſſe derſelben zu uns zu offenbaren, welche die Nebel vollends zerſtreuen, die auf unſerm Leben ruhen, alles Gefürchtete, Demüthigende und Traurige, was aus der gemeinen Betrachtung unſers Zuſtandes entſpringt, zu entfernen und uns in demſelben überall das Erfreuliche, Erhebende und Hoffnungsvolle zu zeigen.

Ein befriedigenderes, ſchöneres und größeres Reſultat konnte uns nicht werden: als das, wobey wir angekommen ſind. Es iſt ein höchſter Geiſt, der in allem lebt, über allem waltet, alles zum Beſſern führt, aus allem Schlechten, Mangelhaften und Gemeinen Heiliges, Vortreffliches, Vollendetes entwickelt. Nur in dieſem Glauben findet die Menſchheit und der einzelne Menſch Ruhe, verſchwinden alle Beſorgniſſe, mit denen die Ungewißheit des Künftigen, die Veränderlichkeit des Gegenwärtigen, der Unverſtand und die Eitelkeit alles Menſchlichen, die ſcheinbaren Ungereimtheiten und Ausſchweifungen im Gange irrdiſcher Dinge uns äng-

ſtigen, alle Räthſel und Unbegreiflichkeiten, die unſre Leben umgeben, alle Unregelmäßigkeiten, die uns in ihm beleidigen, alle Widerſprüche, die es uns unmöglich machten, Plan und Ordnung in ihm anzuerkennen, alle Gewaltthätigkeiten, die wir beklagen, und alle Schreckniſſe, mit denen es uns bedroht. In großer, herrlicher Harmonie liegt es mit allen ſeinen Erſcheinungen und Umgeſtaltungen, in allem ſeinem Schaffen und Zerſtören, und allen ſeinen Verwickelungen und Auflöſungen, in allen ſeinen Verderbniſſen und Verbeſſerungen, in allen ſeinen frohen und traurigen Begebenheiten vor uns. Ein erhabener Plan ſchwebt über allem, und verklärt alles zur Darſtellung Eines Gedankens. Aus Einem geht alles hervor; in Eins kehrt alles zurück; und auf Eins bezieht ſich fortdauernd alles.

Zwar ſind wir nicht im Stande, dieſen großen Zuſammenhang nach ſeiner Einheit, Totalität und Vollendung in der Erfahrung ſelbſt zu erkennen. Aber er iſt uns, durch das Höchſte und Wahrſte, als ewige Wahrheit verſiegelt. Der Glaube daran iſt mit unſerm Selbſtbewußtſeyn, mit der Einheit unſers Lebens identiſch, und wenn wir mit dieſem Glauben, in der Welt um uns her forſchen: ſo finden wir Spuren genug, die uns freylich ohne ihn nichts gelehrt haben würden, aber ihn nun auffallend beſtätigen, und uns auch da Uebereinſtimmung ahnden laſſen, bis wohin unſer forſchender Blick nicht zu dringen vermag. Vollſtändige Bewährung in der wirklichen Welt iſt in unſerer Beſchränktheit unmöglich; aber je weiter wir unſre Betrachtung fortſetzen, je mehr wir mit ihren Erſcheinungen bekannt

werden, je mehr wir auf dieſem Geſichtspuncte über ſie denken; deſto mehr klärt ſich uns die große Tendenz der Natur auf, die jener Glaube umfaßt, deſto vernehmlicher ſpricht aus ihr der erhabene Geiſt uns an, der in allem denkt und ſchafft, deſto überwiegender zeigt ſich die Gewalt des Gedankens über die rohe Materie.

Das Schickſal iſt uns Vorſehung geworden, und mit unſerm Herzen innig befreundet. Es dient nun demſelben Zwecke, auf den unſer ganzes Leben gerichtet iſt. Von der Liebe für dieſen Zweck, von unſerm Sinne für Wahrheit und Würde hängt es allein ab, daſſelbe in allen ſeinen Erweiſungen wohlthätig und ſegensvoll, unſerm ganzen Intereſſe, und allen unſern vernünftigen Wünſchen angemeſſen zu finden. Wir können uns nun getroſt ſeiner Leitung überlaſſen, wo wir ſelbſt nichts an ihm vermögen: denn es wird, es muß alles wohl machen.

Von nun an zeigt ſich alles an ihm in einer andern und erfreulichern Geſtalt. So lange wir uns mit unſerm Forſchen allein auf dem Gebiethe der Natur und Erfahrung hielten, war es uns unmöglich, in ihm Zweckmäßigkeit und Ordnung anzuerkennen: denn wir ſuchten vergebens nach einem höchſten Zwecke, auf den es hinzielte, und nach einer verſtändigen Regel, die in ihm ein Geiſtiges offenbare. Das Höchſte, was wir erlangen konnten, waren ſchwache Züge einer unwillkührlichen Gleichförmigkeit, und die Ahndung eines Planes, der uns nicht allein unerforſchlich, ſondern von dem es auch noch unentſchieden blieb, ob er nicht über unſer Denken, Fühlen und Streben weit hinaus liege, ob er

irgend eine Beziehung auf dasjenige habe, was uns theuer iſt, oder ob wir nicht vielmehr von demſelben in einer Hinſicht bedacht ſind, die für uns ohne alles Intereſſe iſt.

Wir haben in unſerm Innern einen erhabenen Zweck des Schickſales anerkannt, und dieſe Anerkennung hat uns zu allen erwünſchten Aufſchlüſſen geführt. Durch die ewige Form der Wahrheit in uns ſind wir verſichert worden, daß es unſere Beſtimmung durch vollendete Wahrheit und Würde ſey, auf welche das Schickſal in allen ſeinen Verkettungen hinarbeitet. Nicht unſer Glück, nicht unſere Tugend, nicht unſere Vollkommenheit iſt ſein Zweck, die durchgängige Vereinigung aller iſt das Höchſte, was an uns erreicht werden ſoll. Unſre Wahrheit ſoll unſre Tugend, unſre Tugend unſre Wahrheit, beyde ſollen nicht mehr zwey, ſondern ſchlechthin Eins ſeyn in unbeſchränkter Freyheit, und dieſe Freyheit unſre Vollkommenheit, dieſe Vollkommenheit unſre Seligkeit werden. Darauf bezieht ſich alles, dafür iſt jede Kraft des Univerſums in Bewegung. Dieß iſt es, wohin jene Gleichförmigkeit und jener unerforſchliche Plan, deſſen Spuren die Gewalt der Materie noch nicht ganz unterdrücken konnte, in der phyſiſchen Betrachtung deuteten. Aber jene Gleichförmigkeit iſt uns zur weisheitsvollen Ordnung geworden, die nicht mehr einzelne Züge geſtaltet, ſondern das Ganze durchdringt, beherrſcht, und einer erhabenen Regel unterweirft. Dieſe Regel iſt keine andere, als die Beförderung des Guten unter den vernünftigen Weſen, ihre vollkommene Vereinigung in einem Höchſten

und Beſten, ihre Einigkeit mit der Verſehung ſelbſt. Wie alles dazu ſtimme, daran werden wir unſer ganzes Leben hindurch zu forſchen haben. Dieſe Forſchung gehört mit zu unſrer Aufgabe, und auch darin kommen wir immer weiter. Jener Plan iſt uns zwar unerforſchlich; aber nicht mehr ganz über uns erhaben. In der Wahrheit und Würde iſt er uns verwandt, greift er in unſer Leben ein, theilt er ſich uns mit, macht er unſre Angelegenheit zu der ſeinigen, und ſind zugleich ſeine Grundzüge aufgedruckt. Die Ausführung iſt oft über unſer Urtheil erhaben, aber nicht ſelten erkennen wir auch die Zweckmäßigkeit derſelben. Er geht nicht über uns hinaus. In ihm iſt nicht allein auf uns mit, ſondern auf uns vorzüglich gerechnet. Er ſteht unter demſelben Prinzip, das ſich in uns als Vernunft ankündigt. Er iſt nicht bloß ein erhabener, ſondern auch ein weisheitsvoller und wohlthätiger Plan.

Auch die Gerechtigkeit des Schickſales erſcheint uns jetzt in einem andern Lichte, als auf dem Standpunkte der Erfahrung. In der geretteten Freyheit gewinnt ſie eine feſte und ſichere Grundlage. Er kann es keinem andern aufbürden; er hat es ſelbſt gethan. Er iſt nicht bloß Werkzeug, ſondern Urheber geweſen. Dafür wird denn aber auch die Forderung, daß ihm geſchehe, was recht iſt, daß ſein phyſiſcher Zuſtand mit ſeinem ſittlichen in Harmonie komme, daß er ſo glücklich oder ſo elend werde, als es ſeiner innern Güte oder Unwürde angemeſſen iſt, deſto dringender. Die Erfahrung zeigt uns auch jetzt, wenn wir ſie aus dem Glauben an Freyheit und Vorſehung

hältnisse, noch keine solche Harmonie und Angemessenheit. Aber dieser Glaube enthält die untrügliche Weisung, daß es einst anders seyn soll. Wahrheit und Würde, die höchste Bestimmung des Menschen soll auch seine Seligkeit, das Gegentheil sein Elend seyn. Jene ist Erhebung über alle Schranken, Einigkeit mit der Menschheit: was will uns da noch anfechten, beunruhigen und kümmer machen, was uns kränken und hindern im Gefühle unserer Vollendung glücklich zu seyn!

Die Forderung, welche die Gerechtigkeit an das Schicksal ergehen läßt, ist mit derjenigen, welche das Gewissen als Vernunft ausspricht, und auf welche sich der Glaube an die Vorsehung gründet, einerley. Ihr heiliges Ansehen und ihre absolute Unerläßlichkeit verbürgen uns ihre gewisse Erfüllung. So gewiß der Begriff des Rechts aus unserm Innern hervorgeht; so gewiß die Vernunft uns aufgibt, uns durch Wahrheit und Würde frey zu machen: so gewiß wird jener Begriff realisirt werden; so gewiß muß es uns mit diesem Bestreben gelingen. Nicht bloß die vollkommene Sittlichkeit hat auch vollkommnes Glück zur Folge: der jedesmalige Grad der ersteren steht auch mit einem gleichen Grade des letztern in nothwendiger Verbindung. Es ist nicht bloß schicklich, daß sich dem moralisch Guten, das physisch Gute, als seine allein würdige Umgebung, zugselle: dies liegt auch in dem Wesen einer sittlichen Ordnung der Dinge, und eines höchsten moralischen Geistes, den wir als Vorsehung anbeten. Gott ist gerecht, so gewiß er Gott, so ge-

weiß er Herr und Regierer der Geisterwelt — derjenige ist, in dem unser ganzes vernünftiges Interesse seine Befriedigung findet.

Aber unsre Erziehung zur Wahrheit und Würde ist das Erste und Wichtigste, der vornehmste Gegenstand und Zweck seiner Weltregierung: denn sie sind die Bedingung unsrer Glückseligkeit. Nur in wie fern es jene gestattet, kann im gegenwärtigen Leben auch auf die Vereinigung derselben mit dieser Rücksicht genommen werden. Vor allem muß unser Schicksal dahin zielen, uns weiser und besser zu machen; darum kann es nicht ganz gerecht seyn, muß es oft den letzten Zweck verfehlen, um den ersten zu erreichen; darum begegnet uns hier noch so oft unbelohntes Verdienst, verkannte und entehrte Tugend; darum empört uns so oft der Anblick schreiender Ungerechtigkeit. Aber eben dieses weiset uns über das gegenwärtige Leben hinaus. In einem vollkommenern Zustande werden sich beyde Zwecke der Vorsehung besser vereinigen lassen. Einst wird es anders seyn. Auf eine, uns freilich unbegreifliche, aber befriedigende und bewundernswürdige Art, wird sich dann alles auflösen, alles sich fügen, wie es der ewigen Norm der Wahrheit und des Rechtes gemäß ist. Vorsehung und Menschheit werden dann in ihrer ganzen Vollendung sich darstellen.

Nur dem Scheine nach ist das Schicksal in manchen Fällen, und gegen manche Menschen hart, in andern, und gegen andre bis zur Ausschweifung günstig. Wir bedienen uns in der Beurtheilung und Würdigung desselben eines falschen Maßstabes; daher rührt dieser

Schein. In der That iſt es gegen alle gleich geſinnt, verſäumt und mißhandelt es keinen, behandelt es keinen gütiger als den andern. Es will allen wohl, alle ſollen erzogen werden, alle durch Wahrheit und Würde, nur freylich auf eine, ihrer individuellen Natur angemeſſene Art, zur Seligkeit gelangen. Rechnen wir das ab, was eigne Freyheit verſchuldet: ſo iſt das Uebrige gewiß zweckmäßig; ſo ſetze wir uns auch darüber beklagen mögen.

Das Schickſal verfährt freylich oft grauſam mit dem Menſchen, häuft alle Leiden über ihn zuſammen, empört alles gegen ihn, läßt ihm alles fehlſchlagen, demüthigt und kränkt ihn überall, macht oft ſein ganzes Leben zu einer an einander hangenden Kette von Mühſeligkeiten. Aber dadurch wird doch nur ſein phyſiſcher Zuſtand angegriffen. Nur ſo lange er ſich dieſem allein hingibt, kann er ſein Schickſal unerträglich finden. Dies iſt es aber eben, was er nicht ſoll. Das Phyſiſche ſoll ihm Mittel des Moraliſchen werden; darum müſſen wir es auch ſelbſt ſo oft aufopfern. Der Tugendhafte folgt darin ſeiner Pflicht, und gibt das Schlechte dem Beſſern hin. Nicht weniger duldet und billigt er das phyſiſch Mangelhafte, wenn es eben dadurch eine Quelle des moraliſch Vollkommenen wird.

Das Schickſal iſt nicht hart, wenn es uns wehe thut: denn es befördert eben dadurch unſre höchſte Beſtimmung, und mit ihr unſre Seligkeit. Die Bedürfniſſe der Menſchen ſind hierin verſchieden. Dem Einen muß das Irrdiſche verleidet werden, damit er ſich zu dem Uebrſinnlichen erhebe, und dieſes nicht in jenem

verliere. Mit dem Andern muß es in Verbindung kommen, damit er es nicht ganz verschmähe, oder es in seiner Gebrechlichkeit lasse, sondern durch das Höhere veredle und ihm einen bessern Geist mittheilt. Darum ist das Schicksal gegen den Einen gütig und gegen den Andern strenge, ohne darum den Einen dem Andern vorzuziehen. Mag der irrdische Mensch verarmen; der moralische gewinnt dadurch sein ganzes Leben, bereichert sich aus den Schätzen, die jenem entrissen wurden. Auch hier bleibt uns im Einzelnen der Plan der Vorsehung verborgen; aber selbst da, wo sie unbegreiflich handelt, handelt sie voll Weisheit. So weit als der Weg zu unsrer Bestimmung von uns erkannt werden kann, ist er auch ganz unsrer Freyheit übergeben; aber da, wo wir ihn verkannt, vom täuschenden Scheine uns hätten blenden lassen, hat das Schicksal für uns gewählt.

Schwerer wird es uns, das Schicksal darin von der Parteylichkeit frey zu sprechen, daß es so viele in geistiger Hinsicht ganz versäumt, und aller Mittel zu einer schönen und kräftigen Entwickelung ihrer Anlagen beraubt hat; während es in andern alles zu einer glücklichen Reife bringt. Dies scheint doch mit der Bestimmung des Menschen in Widerspruch zu stehn. Keinem darf es an Gelegenheit und Veranlassung zur geistigen Bildung fehlen, keiner darf in der Unwissenheit und im Irrthume bleiben, keinem dürfen gemeine, verzogene, mangelhafte und geschmackwidrige Formen aufgedrungen werden, wenn Wahrheit und Würde in allen herrschen soll. Aber auch diese Schwierigkeit verschwindet, wenn

mir beherzigen: daß die Erziehung der Vorſehung auch in dieſer Hinſicht über unſer Begreifen erhaben, daß Geiſtesbildung etwas ganz anders als diejenige Vollkommenheit ſey, die unſre höchſte Beſtimmung umſchließt; daß das Zurückbleiben in der erſtern nicht nothwendig Verſäumung der letztern nach ſich ziehe, ſondern vielmehr oft dazu diene, dieſer einen freyern und höhern Schwung zu geben; daß der Menſch oft in Gemeinheit und Irrthum verſinkt, damit ſich ſeine Irrgänge entſchloſſener ſelbſt die Bahn zum Wahren und Vortrefflichen breche. Alles hängt hier von der uns unergründlichen Verſchiedenheit der Naturen ab. Wir ſind nicht im Stande zu beſtimmen, welche Bedürfniſſe daraus in Anſehung ihrer moraliſchen Erziehung entſpringen. Darum muß uns manches ungereimt und zweckwidrig erſcheinen, was wir für höchſt weiſe und zweckmäßig erkennen würden, wenn wir es im Zuſammenhange mit dem Ganzen und in ſeiner höchſten Beziehung erblickten. Durch das Herz iſt uns die Wahrheit verſiegelt, daß das Schickſal keinen verſäume, keinen beraube und mißhandle, ſondern alle zum Ziele führe, die nicht durch eigne Schuld hinter ihm zurückbleiben.

Auch der, welcher jetzt in ſchmählicher Niedrigkeit und Entehrung ſein Leben verzehrt, und von allen beſſern Gütern ausgeſchloſſen, zu ihrem Beſitze ganz unfähig zu ſeyn ſcheint, iſt zur Wahrheit und Würde berufen, und ſoll durch Wahrheit und Würde frey und ſelig ſeyn. Im Verborgenen bereitet ſich ſein Schickſal zu einer herrlichen Entwickelung. Auch ihn leitet die Vorſehung, von uns verkannt, zur Vollendung.

Veränderlich ist und bleibt allerdings der Menschen Schicksal in seinen einzelnen Ereigniſſen. Aber dem Veränderlichen liegt etwas Unveränderliches zum Grunde, die Richtung zum Guten im moraliſchen Willen und im Plane der Vorſehung. Unſern ſittlichen Wehrt können wir nur ſelbſt aufgeben, und ſo lange wir dieſen behaupten, mag nichts die ewige Ordnung verrücken, nach welcher ſein großes Streben voran bringt und uns immer Herrlicheres aneignet. Nur das Sinnliche vergeht und kommt wieder; unſer phyſiſcher Zuſtand wird allein vom Wechſel angefochten. Im Ueberſinnlichen iſt keine Zeit und keine Veränderung, unverlierbar iſt, was ſich der Menſch davon aneignet, untrüglich die Hoffnungen, die er ſich auf dieſem Felde erringt.

Nur in phyſiſcher Hinſicht kann daher auch das Schickſal unzuverläſſig genannt werden. Nur auf das Irrdiſche läßt ſich nicht rechnen, wir können es in jedem Augenblicke einbüßen, ſo feſt wir es auch mit uns glauben vereinigt zu haben, ſo ſorgfältig wir es auch bewachen. In ihm iſt kein Beſtand: denn es dient einem höhern Zwecke, und muß ſich nach dieſem Zwecke richten. Aber auf dieſen Zweck läßt ſich allerdings bauen. Auf das Moraliſche, auf unſer höchſtes Intereſſe, das allein von der Freyheit und Vorſehung abhängt, kann man ſich zuverſichtlich verlaſſen, ſo gewiß als man ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kann. Wir nur können es mit uns verbinden und von uns trennen. Kein Zufall hat Gewalt an ihm. Mit ihm haben wir

auch alles, worauf unſre vernünftigen Wünſche gerichtet ſind.

Nicht anders verhält es ſich mit dem Vorherwiſſen unſrer Lebensſchickſale. Das Einzelne und Phyſiſche bleibt ungewiß; denn keiner vermag den Rath der Vorſehung zu durchſchauen, die Geheimniſſe der Weltregierung zu erforſchen. Aber das Allgemeine, das Ueberſinnliche, woran unſre Ruhe und Liebe hängt, iſt unter allem Gewiſſen das Gewiſſeſte. Wir werden, wenn wir nur wollen, gewiß unſre Beſtimmung erreichen. Die Veränderungen, die ſich mit uns ereignen werden, unſre Leiden und Freuden, liegen in den Nebeln der Zukunft; wir erfahren ſie erſt, wenn dieſe für uns Gegenwart wird geworden ſeyn. Aber daß uns nichts begegnen werde, als was uns gut, der Wahrheit und Würde unſers Lebens zuträglich iſt, was unſer ernſtliches Streben nach dem Höchſten fördert, daß unſer Verdienſt einſt unſern Lohn beſtimmen, unſer Wohl mit unſerm Wehrte in Harmonie kommen wird — das was wir vernünftiger Weiſe nur verlangen können zu wiſſen, und was uns zu wiſſen heilſam iſt — iſt ſchon dadurch über allen Zweifel erhaben, daß wir unſer Schickſal als Vorſehung verehren.

So ſind denn alle Dunkelheiten verſchwunden, die unſer Leben umgaben. Dieſes Leben iſt ſelbſt nichts als Freyheit und Gottheit, wenn wir es nicht ſelbſt zum Schickſale machen, ein unendliches Streben nach dem Beſſern vom höchſten Geiſte zu ſeinem Ziele geleitet. Alles Uebrige iſt Schein, und nur ſo lange der Menſch im Scheine bleibt, d. h. ſo lange er der Unwahrheit

und Unwürde dient, die Welt der Sinne ſein Alles iſt, gibt es für ihn ein unvermeidliches, blindnothwendiges, grauſames, launenhaftes, veränderliches, unzuverläſſiges und ungewiſſes Schickſal. Nur ſo lange kann und muß er ſich fürchten: denn er hat nichts, das er ſein nennen, nichts wozu er Vertrauen faſſen, nichts was ihm ſeine Ruhe verbürgen konnte.

Auf dem Standpunkte der Erfahrung iſt alles Natur. Nur ein ſchwacher Schimmer, der eben hinreicht, uns nach einem andern Standpunkte hinzutreiben, deutet den ordnenden Verſtand an. Auf dem Standpunkte der Philoſophie hat ſich die Welt in Freyheit und Vorſehung getheilt; iſt alles Schickſal vernichtet.

Achtes Kapitel.

Gewalt des Menſchen über ſein Schickſal.

Durch moraliſche Freyheit macht ſich der Menſch zuerſt vom Schickſale los. So bald er in ſich die Stimme des Geſetzes vernimmt und des Vermögens, ihm Folge zu leiſten, inne wird, hört für ihn, ſo weit die-

ſes Vermögen reicht, und für alles, was durch daſſelbe bewirkt werden kann, die Nothwendigkeit auf. In der ſittlichen Sphäre kann er nicht mehr gezwungen werden. Alle Bildungen treten hier aus ihm ſelbſt hervor.

Aber damit iſt noch nicht alles erreicht, was er wünſcht. Nur das Wahre und Würdevolle in ihm fällt ihm anheim. Er ſtrebt, es auch außer ſich darzuſtellen, ſeinen Geiſt mitzutheilen, und die Dinge, die um ihn ſind, ſeinem höchſten Intereſſe gleichförmig zu machen. Er hat Zwecke, die er gerne ausführen möchte, und ſo lange es ihm damit nicht gelingt, ſo lange nicht auch in ſeiner Macht ſteht, zu bewirken, daß ihm wohl ſey, iſt er in Anſehung des Schickſals noch ſchlecht berathen, läßt ſich nichts weniger behaupten, als daß er es ſelbſt zu beſtimmen vermöge.

Und ſo zeigte es ſich wirklich. Wir fanden, daß ihn etwas beſchränke und hindere, daß ihm etwas gegenüber ſteht, woran er nichts vermag, das ihn noch immer in der Knechtſchaft des Schickſals gefangen hält. Die Natur iſt mächtiger als der Menſch, und ſo lange er mit ihr in kein beſſeres Vernehmen kömmt, iſt er ein unglückliches Geſchöpf, bleibt ihm nichts, als ſich in das zu fügen, was über ihn verhängt iſt. Er kann, wenn er auch auf ſeine Wünſche reſigniren wollte, ſelbſt ſeine Beſtimmung nicht erreichen.

Über die Natur, ſo fanden wir ſie, als wir uns aus uns ſelbſt weiter umſahen, iſt an ſich leerer Schein. Nur ſo lange wir ſie ſo betrachten, wie ſie ſich in den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes offenbaret, erſcheint ſie uns, als eine mechaniſch beſtimmte, ver-

ſtand- und zweckloſe Nothwendigkeit, als etwas, das uns entgegen iſt. Beziehen wir ſie aber auf das Ideal unſrer Beſtimmung, auf das an ſich Wahre, woraus alle Wahrheit entſpringen muß; dann hört ſie auf, uns entgegen zu ſeyn, ſie verklärt ſich als Vorſehung, ſteht als ſolche mit uns im Bunde, hat mit unſrer Freyheit dieſelbe Tendenz; und wenn ſie uns auch in mancher Hinſicht beſchränkt, ſo geſchieht es doch nur, daß ſie uns endlich ganz frey mache. Sie iſt mit unſerer Natur eins; uns entgegen, wenn wir uns ſelbſt entgegen ſind, und für uns, wenn wir uns auf uns ſelbſt verſtehen, und den Muth haben, frey zu ſeyn, und es immer mehr zu werden. So lange wir von dem moraliſchen Geſetze wegſehen, widerſpricht ihm auch die Natur; durch uns bekämpft ſie unſern Zweck, und behält es ſich dabey vor, auch im Irrdiſchen mit uns ſo zu verfahren, uns ſo glücklich oder ſo elend zu machen, wie es ihr gefällt. So bleiben wir in jeder Hinſicht mit uns ſelbſt im Streite. Huldigen wir jenem Geſetze: ſo huldigt ſie ihm mit uns; ein heiliger und allmächtiger Wille unterwirft ſie, und macht ſie dienſtbar dem, was dann unſer einziges Intereſſe iſt. Es geſchieht nichts als was wir wollen.

Jetzt erſt läßt ſich die Behauptung aufſtellen und rechtfertigen, daß der Menſch über ſein Schickſal vollkommne Gewalt habe, daß er es ſich ſelbſt ganz und in jeder Hinſicht beſtimme, daß er der Urheber aller ſeiner Ereigniſſe und Lebensveränderungen ſey.

Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob er unmittelbar über alles gebiethe, alles nach seinen Wünschen abändern, allem nach Belieben eine eigenthümliche Gestalt geben könne: dies wäre auch eben kein Glück für ihn. Wie viele thörigte Wünsche würde er realisiren, durch wie viele eitle Projecte würde er sich in Verlegenheit und Unheil stürzen, durch wie viele unüberlegte Einfälle und unsinnige Launen würde er sich verwickeln, wie viele Mühseligkeiten, durch seine wandelbaren Stimmungen, Einseitigkeiten und Irrthümer, in sein Leben bringen, wie oft sich selbst entgegen handeln, wie oft, wenn auch alles aufs Beste ginge, durch seine Kurzsichtigkeit seines Zieles verfehlen! Eine solche Freyheit ist überdem nicht denkbar, sie ist bloße Scheinfreyheit, in der That aber die traurigste Knechtschaft. Wäre er dann nicht Sclave seiner Einfälle, Launen und Wünsche; und entspringen diese nicht zuletzt aus seinen unwillkührlichen Zuständen?

Wahre Freyheit ist nur die, vermöge welcher er im Stande ist, sein Höchstes, dessen Idee selbst wieder aus der Freyheit hervorgeht, zu erreichen, und wobey übrigens alles so geordnet ist, daß er mit einem ernstlich guten Willen sein Ziel nicht verfehlen kann. In ihr muß etwas Nothwendiges, das aber nicht physisch, sondern moralisch nothwendig, nach geistigen Gesetzen nothwendig ist, seyn, durch welches er absolute Gewalt bekomme, sich ganz von seinem Schicksale frey zu machen.

Unmittelbar bestimmt der Mensch nur das an seinem Schicksale, was daran moralisch ist, das Wahre und Falsche in seinem Denken, das Achtungwehrte und Unwürdige in

ſeinem Thun, damit aber zugleich mittelbar alles, was mit dieſem Thun in nothwendiger Verbindung ſteht.

Das Wahre und Gute hat phyſiſche Folgen, die, wenn alles in der Ordnung iſt, nicht anders als erfreulich ſeyn können. In dem gegenwärtigen gebrechlichen Zuſtande der Dinge werden dieſe oft aufgehalten, durch das feindſelige Entgegenwirken andrer Kräfte vernichtet, oder gar in Unglück verwandelt. Die Tugend muß ihre Größe mit Opfern bezahlen. Aber ſo iſt es doch nicht immer. Oft offenbart ſich auch ihre Majeſtät in der Verherrlichung des Irrdiſchen. Dies beſre Schickſal bereitet jeder ſich ſelbſt.

Ferner iſt es oft Befehl der Pflicht, etwas zu thun, wodurch phyſiſche Uebel aufgehoben werden; und anders, als wo es die Pflicht gebiethet, will der Weiſe kein phyſiſches Uebel wegſchaffen. Auch in dieſer Hinſicht, ſey es durch Dulden, durch Entfernen oder durch Verſchönern des Widrigen, beſtimmt der Menſch ſich ſein Schickſal. Wo das freye Geſetz ihm aufgibt, etwas daran zu verändern, kann er es auch mit Freyheit; denn es gilt hier um Wahrheit und Würde. Und wo dieſes nicht iſt, mag und will er auch nichts daran ändern.

Auch hierin behauptet ſich das Schickſal keineswegs gegen ihn: denn was der tugendhafte Menſch ſelbſt nicht verändern kann, wird durch eine höhere Macht ihm unterworfen. Sein heiliger Wille hat nicht bloß phyſiſche, ſondern auch moraliſche Folgen. Wo jene nicht hinreichen, da erſetzen dieſe alles. Das ganze Univerſum iſt ſeiner ſittlichen Vollendung dienſtbar. Es ge-

ſchützt nichts, was er nicht auch ſo würde angeordnet haben, wenn er das Ganze, in Beziehung auf ſeine höchſte Beſtimmung, überſehen, und mit dieſer in Harmonie bringen könnte. Im Einzelnen mag ſich wohl manches ereignen, was ſeinen Wünſchen entgegen iſt, muß er ſich vielleicht manches gefallen laſſen, was er gerne anders hätte. Aber dies rühret nur von ſeiner Beſchränktheit her. Ohne das könnte das letzte Intereſſe ſeiner Freyheit nicht erreicht werden.

Durch die einzige That der Freyheit, wodurch ſich der Menſch der Wahrheit und Würde weiht, wird er Urheber aller Veränderungen, die von nun an in ſein Leben eintreten werden, reißt er alles Gute und Erfreuliche, was daraus in einer moraliſchen Ordnung entſtehen muß, an ſich, die einzelnen Begebenheiten, und, was noch mehr iſt, ihre glorreiche Vollendung, die abſolute Harmonie der Tugend und Seligkeit.

Nicht weniger beſtimmt ſich der Laſterhafte ſein Schickſal. Zwar wieder das Einzelne nur mittelbar, aber unmittelbar das, daß er überhaupt dem Schickſal gehorchen muß. Seine Schuld iſt es, daß er dem nicht entgehen kann, was über ihn verhängt iſt — ſein verdienter Lohn, daß die nothwendige Natur über ihn herrſcht, daß er unter ihrer Härte, ihren Launen und ihrer Veränderlichkeit leidet, daß er im Elende vergeht und nichts thun kann, ſeine Lage zu verbeſſern.

Neuntes Kapitel.

Wahres Verhältniß der Stimmung zum Schicksale.

Die Stimmung iſt es vorzüglich, in Beziehung auf welche wir, wie auch ſchon im Vorhergehenden bemerkt wurde, unſer Schickſal zu würdigen pflegen. Es iſt daher nothwendig, jetzt noch nachzuſehen, wie ſich dieſe Stimmung zum Schickſale und zur Freyheit verhalte.

Sie kann nur in ſo fern von uns abhangen, als ſie das Product unſrer, allein durch uns ſelbſt beſtimmten Thätigkeit iſt. Dieß iſt ſie aber nur nach ihrem äſthetiſchen und moraliſchen Theile. Das Wahre und Falſche, das Würdige und Unwürdige entſteht ſchlechthin durch uns. Daher haben wir es auch uns ſelbſt zuzuſchreiben, wenn wir uns gut oder ſchlecht, befriedigt oder unbefriedigt fühlen, wenn unſer Zuſtand ſich durch Selbſtachtung oder Selbſtverwerfung, durch Billigung oder Mißbilligung ankündigt.

Das Phyſiſche in unſrer Stimmung, was ſich im Schmerze und im Vergnügen offenbart, wodurch wir uns gedrückt oder erleichtert, gebunden oder befreyt, angenehm oder unangenehm afficirt finden, kommt von dem her, was außer uns iſt, von den Umſtänden, in denen wir uns befinden und von den Folgen unſers Wirkens. Dieß aber iſt nicht durch unſre Thätigkeit be-

ſtimmt. Die Pflicht gebiethet uns wohl, manches daran zu ändern; wir können ihr auch innerlich Folge leiſten, ihren Befehl uns zur Maxime machen. Nicht immer gelingt uns indeß in der Ausführung, was wir pflichtmäßig wollen. Und überdem, wo wir nach der Pflicht handeln, iſt es uns eben darum nicht geſtattet, auf unſre Wünſche zu hören, müſſen wir dieſe oft verlaugnen. Wir mögen uns in phyſiſcher Hinſicht wohl eine andre Stimmung geben. Aber nicht von uns, ſondern vom Zufalle hängt es ab, ob dieſe erfreulich und nicht vielmehr noch trauriger ſeyn werde.

Mittelbar iſt freylich auch das Aeußere in unſrer Gewalt; wir haben in demſelben eine Vorſehung anerkannt, die alles zur Beförderung unſers höchſten Zweckes lenkt, mit der Güte unſers Willens in Einſtimmung bringt. Aber auch dadurch iſt das Intereſſe unſrer Stimmung noch nicht beſorgt. Es geſchieht darum nicht durch unſre Thätigkeit, wir verhalten uns leidend gegen das, was uns daher kommt, wir müſſen es annehmen, wie es iſt, können eben ſo wenig machen, daß es ein Erfreuliches, als daß es ein Trauriges ſey. Wir dürfen vertrauen, daß alles, was uns begegnet, unſerm höchſten Intereſſe zuträglich ſeyn werde; damit iſt aber noch nicht verhütet, daß es uns, an ſich betrachtet, ſchmerzlich ſey. Das Ganze unſers Lebens, unſre Wahrheit, Freyheit und Seligkeit iſt in dem Plane der Vorſehung vorherrſchend, das Einzelne dem untergeordnet, und ohne Rückſicht darauf, ob es uns angenehm oder unangenehm iſt, beſtimmt. Sie mag es für gut finden, Leiden über uns zu verhängen, oder frohe Ereig-

niſſe in unſerm Leben herauf zu führen: beydes iſt uns gleich unvermeidlich, beydem entgeht der Sterbliche nicht.

Wenn wir indeß auch an dem, wovon unſre Stimmung zunächſt bewirkt wird, nichts ändern können: ſo haben wir doch mit der moraliſchen Freyheit zugleich das Vermögen gewonnen, auf unſer Inneres zu wirken, und dadurch unſre Stimmung, wie ſie auch durch die Lebensereigniſſe beſtimmt ſeyn mag, zu modifiziren, und ſo zu verändern, daß ſie uns nicht allein erträglich, ſondern auch erfreulich werde.

Die äußern Dinge können uns auf eine doppelte Art beſchwerlich werden; einmal unmittelbar, durch die Eindrücke, die ſie auf unſern Körper machen, und die Gefühle, die dadurch im Geiſte entſtehen; dann auch durch die Betrachtungen, zu welchen ſie uns veranlaſſen, und vermittelſt welcher ſie uns unangenehme Erinnerungen und Verhältniſſe, Beſorgniſſe und Befürchtungen vergegenwärtigen. Daß wir uns der letztern entſchlagen, finſtre Gedanken entfernen, unſre Einbildungskraft mit fröhlichern Gegenſtänden beſchäftigen, oder auch uns darüber aufklären, durch vernünftiges und ruhiges Nachdenken über das unangenehme Ereigniß, ihm vieles von ſeinem Schmerzhaften benehmen, manche verkannte Reize daran auffinden können, leidet keinen Zweifel. Kein Gedanke bemächtigt ſich unſrer Seele, den wir nicht in ihr wollen aufkommen laſſen. Keine Erſcheinung iſt in jeder Hinſicht traurig. Alles hat auch ſeine gefällige Seite. Es kommt nur auf uns an, unſern Blick nach ihr hin zu richten, und

uns da froh gestimmt zu halten, wo nichts als Bilder des Ernstes, des Kummers und der Muthlosigkeit uns umgeben.

Ueber unsre Gefühle vermögen wir weniger. Wir sind nicht im Stande, das Unangenehme von uns abzuwehren oder in ein Angenehmes zu verwandeln, nicht im Stande, zu verhüten, daß der Kummer seinen Stachel nicht in unser Herz drücke. Es ist nicht möglich, seinen Sinn so abzustumpfen, daß ihm alle Empfindung des Schmerzes vergehe; er müßte damit auch seine Empfänglichkeit für das Frohe verlieren, wir müßten unsre ganze Natur ausziehen. Aber darüber können wir wachen, daß der Schmerz uns nicht verstimme, daß er unser Inneres nicht anfechte. Wir können, wenn er auch auf unsern Sinn noch so heftig wirkt, unser Gemüth frey und froh erhalten, ihm eine innere Gewalt, einen festen Muth und eine starke Seele entgegen setzen, wodurch es ihm wenigstens unmöglich wird, unsre Ruhe zu stören.

Das pflichtmäßige Wirken auf uns selbst versetzt unsre Seele in eine stille und große Harmonie, in der sie sich selbst ganz genug ist, sich ganz in sich selbst zurückzieht, nur in einer friedevollen Thätigkeit lebt, und, so sehr sie auch in ihren Umgebungen erschüttert und verletzt wird, doch sich bey einer gleichmüthig frohen Stimmung behauptet.

Wahrheit und Würde schließen dem Menschen in seinem Innern eine Welt auf, die viel besser als die äußere ist, in deren Anschauen er die Mängel und Unregelmäßigkeiten der letztern übersieht — eine Welt, die ihn

durch das herrlichſte Leben und die ſchönſten Bildungen entzückt, welche aus ſeinem eignen Schaffen hervor treten.

Freylich mag es ihm dabey wohl oft betrüben, daß außer ihm alles viel ſchlechter iſt, daß er das, was er ſo göttlich gedacht, nicht auch in dieſer Göttlichkeit mittheilen, was er ſo würdevoll gewollt hat, nicht auch im irrdiſchen Leben ausführen kann. Aber da tröſtet ihn wieder der Glaube an die Vorſehung, in welchem alle Mängel verſchwinden, alle Leiden aufhören, alle Schmerzen ſich in Wonne verwandeln, aus allem Irrthum Wahrheit, aus allen Laſtern Tugend, aus allen Fehlern Vollkommenheit hervorgehe.

Durch dieſen Glauben bekommt der Menſch ſeine Stimmung ganz in ſeine Gewalt. Alles, was auf ſein äußeres Leben drückt, iſt für das innere aufgehoben. In der düſtern Wirklichkeit dämmert ſchon die lichtvolle Zukunft. Es wird einſt beſſer ſeyn: denn ein guter Geiſt regiert die Welt, alle Uebel ſind notwendige Mittel des Vollkommnen. Unter leidensvollen Prüfungen reift das Herz zur vollendeten Tugend und Seligkeit. Mit dieſem Gedanken bringt der Weiſe ſein Gemüth zur Ruhe.

Zehntes Kapitel.

Pflichtmäßiges Verhalten gegen das Schickſal;

oder

Grundzüge der Lebensweisheit in Beziehung auf das Schickſal.

Im Menſchen iſt Leiden und Thätigkeit. Durch die letztere erreicht er ſeine innere Beſtimmung; durch das erſtere muß die äußere realiſirt werden. Die letztere iſt Freyheit im Streben nach Wahrheit und Würde. Im erſtern behauptet ſich das Schickſal, welches in ſo fern dem höchſten Intereſſe des Menſchen entgegen iſt. Wir haben in ihm die Vorſehung erkannt. Als ſolche hört es zwar nicht auf, für uns ein Leiden, etwas von uns Verſchiedenes, von uns nicht unmittelbar Abhangendes, und durch uns nicht zu Veränderndes zu ſeyn. Es iſt das, durch deſſen zweckmäßige Behandlung wir unſre Freyheit erſt ganz gewinnen ſollen, das durch unſer Thun vereinigt werden muß, damit wir neben der innern auch unſre äußere Beſtimmung erreichen. In einer andern Hinſicht iſt es aber ſchon mit uns vereinigt, denn es ſtellt unſern Zweck und unſer Ideal in ſich dar. Es hat mit unſerm Streben dieſelbe Tendenz. Es iſt dasjenige, woraus dieſes Streben in allen Vernünftigen

hervorgeht, wodurch es erhalten, erleichtert und gefördert wird, wodurch sie zu Einer Menschheit zusammengehen, und den Befehl erhalten, auf die vollkommne Harmonie und Verherrlichung dieser Menschheit in Wahrheit und Würde hinzuarbeiten.

Diesem zufolge ist das Schicksal etwas, wogegen sich der Mensch auf eine gewisse Art benehmen kann und soll. In seinem Begriffe, nach welchem es zum Theil die Beschränkung seiner Freyheit, zum Theil mit dieser Freyheit eins ist, ist das Verhältniß ausgedrückt, in welches er sich mit ihm zu bringen hat, und zugleich die Möglichkeit, dieses wirklich zu thun.

Es entsteht daher jetzt noch die Frage: wie soll der Mensch auf sein Schicksal wirken?

Daß es zuvörderst fehlerhaft sey, **sein Schicksal ganz zu vernachlässigen**, darf wohl kaum bemerkt werden. Schon in physischer Hinsicht ist dieses unräthlich. Denn dem schwachen Sterblichen gelingt es selten, seine Stimmung ganz davon frey zu machen. Auch der Stärkste wird Augenblicke haben, in denen er das Uebergewicht desselben schmerzlich empfindet, wo die Zerrüttung seiner irrdischen Wohlfahrt mit ihrem Kummer und ihren Besorgnissen tief in sein Inneres dringt, und seine Ruhe gewaltsam zerstört. Es ist etwas ganz anders, sich vom Schicksale befreyen, als es nicht achten. Das Erste ist der Zweck des Menschen; durch das Letztere macht er sich die Ausführung dieses Zweckes unmöglich, versäumt er mit seinem Glücke auch seine Bestimmung, und furchtbar rächt es zu seiner Zeit seine Verhöhnung. Je mehr wir es geringschätzen: desto unvermeidlicher fal-

sen wir am Ende in seine Gewalt. Hohe Bedeutung gewinnt das Schicksal und jedes Ereigniß, welches es über uns herauf führt; wenn wir in ihm die Vorsehung erkennen, und doppelt heilig wird die Pflicht, auf den Plan der ewigen Weisheit aufmerksam zu seyn, und mit ihm unser freyes Thun in Einstimmung zu bringen.

Nur in Einer Hinsicht gehören diejenigen hierhin, die sich aus Indolenz oder Leichtsinn nicht mit dem Schicksale befassen mögen. Sie haben sich auch gar nicht von ihm los gemacht, stehen ganz unter seiner Herrschaft; nur bekümmern sie sich nicht darum, wie es mit ihnen sein Wesen treibt; entweder weil sie alle Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn, weil es sie für ihr Entbehren wieder durch größere Genüsse schadlos hält und so ziemlich vergnügt durchs Leben führt; oder weil ihnen die Beschwerden, welche ihnen das Grübeln und Grämen darüber, die mannichfaltigen Plane, Versuche und Anstrengungen zu seiner Leitung und Verbesserung verursachen würden, größer scheinen als der Gewinn, der dabei herauskömmt, und als die Leiden, Anfälle, Störungen und Beraubungen, die sie von ihm zu erdulden haben. Ihr Schicksal ist ihnen alles; aber sie lassen sich in keine Weitläuftigkeiten mit ihm ein, höchstens sinnen sie ihm die Erfüllung ihrer Wünsche an, wissen sich aber doch auch zu fassen, wenn es damit nicht fort will.

Ganz eigentlich aber gehören hierhin die Muthlosen, die oft mit dem Schicksale vergebens gerungen, oft unter seinen Mißhandlungen, von denen sich loszuringen sie umsonst ihre Kräfte aufbothen, gelitten haben, und durch traurige Erfahrungen dahin gestimmt

worden ſind, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, die ihre Ruhe nicht anders glaubten retten zu können, als dadurch, daß ſie ſich ganz vom Aeußern losſagten. Dies iſt nicht ohne Freyheit möglich, nicht ohne moraliſche Stimmung des Willens, nicht ohne Sinn für innere Wahrheit und Würde. Gleichwohl, ſo ſehr dieſe Entſagung auch, durch einen täuſchenden Schein von Größe, unſre Bewunderung erregt, iſt darin Schwäche und Inconſequenz nicht zu verkennen. — Nicht Schwäche: denn eine ſtarke Seele zieht ſich nicht zurück; was nicht zu ändern iſt, trägt ſie unerſchrocken im Gefühle eignen Wehrtes, und behauptet ſich ſo lange als möglich. Nicht Inconſequenz: denn wer für Wahrheit und Würde begeiſtert iſt, dem darf nichts gleichgültig ſeyn, der darf nichts verſäumen, was auf ſie Einfluß hat, worin er ſie thätig erweiſen könnte, was dazu beitragen muß, daß er durch ſie ſeine Beſtimmung erreiche.

Auch ſind hierhin zu zählen die moraliſch Selbſtgenügſamen, in welchen ſich zu wirklichem ſittlichem Wehrte Dünkel, Stolz und Vermeſſenheit oder falſche Begriffe vom Weſen moraliſcher Größe geſellen, die dasjenige Leiden, in welchem ſich die Schranken der Menſchheit offenbaren, entweder ganz überſehen, oder ſich durch Vernunft darüber erhaben glauben, oder es für die Beſtimmung des Weiſen halten, ſich darüber zu erheben, die da meynen, der Menſch müſſe alles in ſich ſelbſt finden, er müſſe ſich mit dem, was außer ihm iſt, nicht gemein machen, das Bewußtſeyn ſeiner Würde müſſe ihm genügen, er entweihe dieſe Würde, er entſage der Vernunft und entehre ſich ſelbſt, wenn er nach dem

Schicksale etwas frage, und es nicht vielmehr ganz unbeachtet lasse. Etwas Wahres liegt dem allerdings zum Grunde, nur einseitig aufgefaßt. Der Mensch soll allerdings vom Schicksale frey werden, sich über dasselbe erheben, und darin seine Würde verherrlichen. Aber dieses kann nicht durch Versäumung und Geringschätzung geschehen; dabey behält es in der That seine ganze Macht, und wird sie gewiß gelegentlich geltend zu machen suchen. Nur dadurch kann jenes bewirkt werden, daß er sein Schicksal nach und nach zerstört; wozu aber unendliche Wirksamkeit nach dem moralischen Gesetze erfordert wird, worin er von der Vorsehung unterstützt werden, und womit die übrige Ausbildung seiner Natur gleichen Schritt halten muß. Dies kann mithin nicht Werk des Augenblicks seyn. Es ist ein Ziel, das über dieses Erdenleben weit hinaus liegt, und damit er es erreiche, muß er sein Schicksal unermüdet bearbeiten.

Noch schlimmer ist es zweytens sich von seinem Schicksale überwältigen zu lassen. Dies soll durchaus nicht seyn, und kann nur durch unsittliche Selbstverläugnung, durch Verzichtleistung auf Vernunft und Freyheit geschehen.

In der moralischen Sphäre des Menschen darf kein Schicksal gefunden werden, muß alle physische Nothwendigkeit aufhören. So weit das Gebieth der Wahrheit und Würde reicht: so weit soll auch die Herrschaft der Freyheit sich erstrecken. Wir sollen uns durch uns selbst unsre Handlungsweise vorschreiben und unsern Charakter geben. Dies ist das Einzige, mittelst welches wir noch unsre Selbstständigkeit zu behaupten im Stande sind.

laſſen wir das geringſte davon nach, geſtatten wir der Nothwendigkeit den geringſten Einfluß in unſre Denk- und Handlungsweiſe und in die Bildung unſrer Geſinnungen; ſo ſind wir verloren, ſinken wir ganz in die Gewalt des Schickſales, wird unſer ganzes Leben ein Product des Nothwendigen; und dieſes Nothwendige iſt dann nicht mehr Vorſehung, welche es nur ſo lange bleibt, als wir in unſerm Willen ſeine moraliſche Tendenz begründen und erhalten; es iſt die Mechanik der todten Materie, und, in Rückſicht auf unſre moraliſchen Bedürfniſſe, blinder Zufall. Unumſchränkte Herrſchaft der Natur, ungeregelte Leidenſchaftlichkeit, Disharmonie und Charakterloſigkeit ſind die unvermeidlichen Folgen davon. Der Menſch wird nicht eins mit ſich ſelbſt, es ſey denn durch ihn ſelbſt. Die Freyheit iſt abſolute Einheit; ſie kann nicht getheilt werden. Wer ſie in Einer Hinſicht aufhebt, hebt ſie ganz auf, wird in jeder Hinſicht Sclave ſeines Schickſales; und dieſes iſt für ihn ohne Friede, Troſt und Ausſicht.

Wer nicht die Vernunft in ſich verläugnen, die Fähigkeit zur Erreichung ſeiner Beſtimmung aufgeben, auf alle Verbeſſerung ſeines Lebens und ſeiner Umſtände Verzicht leiſten will, muß vor allem das Schickſal in ſeine Schranken zurückweiſen, darf ſeine Beſtimmungen nicht weiter eindringen laſſen, als in ſeinen phyſiſchen Zuſtand, ſo weit er an ſich ſchon nothwendig, und durch ihn nicht zu verändern iſt. Wer ſich auch in ſeinem moraliſchen Thun und Bilden von ihm leiten läßt, wird im unumſchränkteſten Sinne ganz und gar von ihm über-

wältigt, und verräth dadurch die größte Feigheit, Niederträchtigkeit, Eigennützigkeit und Werthloſigkeit.

In einem eingeſchränktern Sinne laſſen ſich diejenigen von ihrem Schickſale überwältigen, die ſich von ihm, in der Ausführung ihrer Entſchließungen, engere Gränzen ſetzen laſſen, als ſie die Natur beſtimmt hatte. Nur von dem abſolut Unmöglichen ſoll der Menſch zurücktreten; denn in ihm führt die Vorſehung ihren heiligen und unerforſchlichen Willen aus. Nur die feſte und unerſchütterlich gewiſſe Ueberzeugung, daß hier nichts auszurichten ſey, kann uns verſichern, daß wir, indem wir unſre Bemühungen aufgeben, uns dem höchſten Geiſte, der alles mit Weisheit und Güte zum Beſten lenkt, anvertrauen. Ehe wir zu dieſer Einſicht gelangt ſind, ſollen wir unverdroſſen und unermüdet, ſo groß auch die Schwierigkeiten ſeyn mögen, die ſich vor uns anhäufen, ſo ſehr auch Mühſeligkeiten, Gefahren und Anſtrengungen, ſo ſehr auch ſchwere Leiden und der Schein der Unmöglichkeit uns zurückſchrecken, fortarbeiten, mit demſelben Muthe, derſelben Zuverſicht und Beharrlichkeit, als ob wir des Gelingens durchaus gewiß wären. Das iſt weiſes, männliches Betragen. So behaupten und erweitern wir unſre Würde. So ringen wir unſrer erhabenen Beſtimmung entgegen.

Menſchen, die vor jeder Schwierigkeit erſchrecken, vor jedem Hinderniſſe zurückbeben, die die Ahndung der Gefahr ſchon muthlos macht, die nie weiter gehen, als die Gewißheit, daß ſie ohne Mühe, Schmerz und Selbſtüberwindung das Angefangene vollführen werden, können immerhin ihre Entſchließungen frey gefaßt, ihr Den-

ken und Wollen dem Schickſale entriſſen haben; ſie ſind aber zu ſchwach, ſich dabey zu behaupten. Ihr Vermögen reichte nur hin, das Schickſal von ſich abzuhalten; aber es fehlte ihnen an Muth, es auf ſeinem eignen Felde zu bekämpfen. Sie werden in ihrem äußern Leben von ihm beſiegt; darum können ſie es auch nicht als Vorſehung im Geiſt und in der Wahrheit verehren; welches nur in ſo fern möglich iſt, als man ſelbſt ſeiner ganzen Beſtimmung nachſtrebt.

Sie ſind es freylich, die von der Vorſehung am meiſten zu reden haben, und das Vertrauen auf dieſelbe ſcheint in ihnen am lebendigſten zu ſeyn. Aber wäre es lebendig: ſo müßte es ſich auch wirkſam erweiſen. Nur wer auf ſich ſelbſt vertraut, kann auf Gott vertrauen. Wer ohne Kraft und Muth alles einer höhern Macht überläßt, glaubt nicht einmal an dieſe höhere Macht von Herzen; ſie iſt ihm nur Deckmantel ſeiner Trägheit. Er ſucht ſich von ihr zu überreden, damit er es deſto bequemer habe, weniger zu arbeiten brauche, ungeſtörter in ſeiner Weichlichkeit dahin leben könne. Erſt dann, wann wir an den undurchdringlichen Schranken unſers Vermögens ſtehen, fängt Gott für uns an, und geſchieht das zuverläſſig durch ihn, was zur Erreichung unſrer Beſtimmung nothwendig iſt, und durch uns nicht geſchehen kann. Erſt dann, wenn wir alles aufgeboten haben, was unſre Kräfte vermögen, können wir verſichert ſeyn, daß auch das ſich fügen werde, was über dieſe Kräfte iſt. Wer früher aufhört als er ſollte; da endet, wo noch etwas zu wirken möglich war, verſchuldet es ſelbſt,

daß dasjenige, was die Vorsehung für ihn thut, nicht ausreicht. Es war noch weiter auf ihn gerechnet; hier ist noch eine Lücke; keine höhere Macht füllt sie aus, denn sie würde seiner Natur entgegen handeln, seine Trägheit unterstützen. Würde entsteht nur durch Freyheit, ihren Mangel kann die Allgenugsamkeit nicht ersetzen. Er selbst muß das Fehlende herbey schaffen, wenn aus seinem Leben ein einstimmiges und vollständiges Ganzes werden soll.

Nicht weniger lassen sich auch diejenigen von ihrem Schicksale überwältigen, die ihre physische Stimmung ganz von ihm abhangen lassen. Die Stimmung verliert, auch in dem freyesten und selbstständigsten Menschen, nie allen Einfluß in sein Thun. Verdrossenheit, Unmuth, Mißvergnügen und Kummer, werden immer unsre sittliche Wirksamkeit beeinträchtigen; nicht weniger die ausschweifende Freude, die bange Furcht, die gespannte Erwartung und die entzückte Hoffnung. Darin regiert und überwältigt uns das Schicksal, wenn wir nicht, wie es uns auch immer afficiren möge, Ruhe und Gleichgestimmtheit in uns erhalten. Wen sein Schicksal betrüben, demüthigen, ängstigen, hoch erfreuen, aus sich selbst versetzen, übermüthig und verzagt machen kann, aus dem kann es auch noch mehr machen, der ist nicht im Stande, seine Würde und Freyheit zu behaupten. Immer werden unsre Lebensereignisse etwas an uns verändern, so vollkommen auch die Gewalt ist, die wir über uns haben. Nur dürfen diese Veränderungen nie so weit gehen, daß wir dadurch in Streit mit uns selbst gerathen, daß dadurch diejeni-

ge Harmonie geſtört werde, ohne welche es nicht möglich iſt, mit Weisheit und Würde zu leben.

Endlich ſind auch diejenigen nicht im Stande, die Ueberwältigung des Schickſales geheim zu halten, die ſich rühmen, mit ſtoiſcher Reſignation alles zu tragen, was ihnen begegnet, weil ſie einmal einſehen, daß es nicht zu ändern ſey. Was iſt dieſes aber anders, als ein Geſtändniß ihres Unvermögens gegen das Schickſal, eine abgedrungene Uebergebung an daſſelbe, wenn man ja dieſem Vorgeben glauben, und die Möglichkeit eines ſolchen Verhältniſſes eingeſtehen will. Sie willigen wohl in ihr Schickſal, weil es nicht zu ändern iſt, weil ſie dazu gezwungen werden; aber darin behaupten ſie ſich nicht, darin erweiſen ſie keine poſitive Kraft. Wahre Seelenſtärke hat dem Schickſale etwas entgegen zu ſetzen, iſt ihm durch etwas überlegen. Sie trägt es freylich; aber nicht, weil ſie es nicht ändern kann, ſondern weil ſie es nicht ändern will, weil ſie in ihrem pflichtmäßigen Beſtreben und im Gefühle ihrer Würde über daſſelbe erhaben iſt, weil ſie weiß, daß dasjenige, was ſie tragen muß, eben ſo weiſe angeordnet und ſo zweckmäßig ausgeführt werde, als wenn ſie es ſelbſt anordnen und ausführen könnte. Wollte man ja in jener Reſignation Freyheit anerkennen: ſo wäre es doch nur eine ganz gehaltloſe — eine leere Form, das Vermögen ſich ſelbſt zur Natur, zum Schickſale zu machen. Die wahre Seelenſtärke trägt nur, indem ſie wirkt, reſignirt, indem ſie etwas weit Herrlicheres an ſich reißt. Ihr iſt das Schickſal nicht zu mächtig; ſie findet es zweckmäßig, wo ſie es nicht zerſtören kann.

Sollen wir uns nicht vom Schickſale überwältigen laſſen: dann dürfen wir auch drittens nicht zu ſtark auf daſſelbe rechnen. Nicht alle Wünſche und Erwartungen, die wir in Anſehung deſſelben hägen, werden befriedigt: denn nicht dieſe Befriedigung, ſondern unſre Erziehung zu immer höherer Vollkommenheit iſt ſein Zweck. Es kann nicht anders ſeyn; wir müſſen betrogen werden, wenn wir viel verlangen. Und doch hört der übrigte Menſch, ſo oft er auch ſeine Anſchläge vereitelt ſah, nicht auf, zu wünſchen und zu hoffen. Daher iſt des Jammerns und Klagens über das Schickſal kein Ende; und wir ſind nie zufrieden, weil wir es immer noch auf etwas Höheres angelegt hatten. Der iſt noch nicht weiſe zu nennen, welcher ſich mit ſeinen Begierden und Leidenſchaften in den Schranken der Wahrſcheinlichkeit, der natürlichen Erfolge und der gewöhnlichen Ordnung hält. Auch das trifft nicht immer zu; wenn ſich auch alles dazu anſchickt. Das Schickſal ſcheint ſich oft in Umkehrungen und Verwickelungen zu gefallen, und nicht ſelten, wenn wir ſchon dicht am Ziele zu ſtehen meynen, finden wir uns plötzlich in ganz neuen Verhältniſſen, und weiter, denn je, davon entfernt. Nicht ſelten ereignet ſich alles ganz anders, als es der ruhigſte und nüchternſte Verſtand vorausſehen konnte. Bleiben wir ſo nicht in einer, für unſre Ruhe ſehr gefährlichen, Abhängigkeit vom Schickſale? Und noch größer würde dieſe Abhängigkeit werden, wenn das Gewünſchte häufiger einträfe, als es wirklich geſchieht. Noch weniger dürfen wir uns bey unſern pflichtmäßigen Arbeiten auf die ungewiſſe Hülfe des Schickſals verlaſſen. Der

mühſamere und längere Weg, auf welchem wir uns ſelbſt forthelfen können, iſt immer dem angenehmern und kürzern vorzuziehen, auf welchem wir dem wahrſcheinlichen Zufalle etwas anheim ſtellen müſſen. Durchaus nichts, was durch uns ſelbſt geſchehen kann, darf dem Schickſale übergeben werden.

In Anſehung ſolcher Dinge, die bloß Gegenſtände unſrer Wünſche ſind, und deren Zuſammenhang mit unſrer ganzen Beſtimmung wir nicht einſehen, ſollen wir bedenken, daß wir kein Recht haben, ſie zu fordern oder zu erwarten, — es darauf ankommen laſſen, was das weiſere Schickſal über uns beſchloſſen hat, das ſie gewiß in das allein zweckmäßige Verhältniß bringen wird, — und weder ängſtlich darum beſorgt ſeyn, noch uns mit ſüßen Träumen hinhalten. Wo aber die Pflicht befiehlt, da müſſen wir ſelbſt arbeiten, ſelbſt vollenden, was wir vollenden können, und nur da, wo die Unmöglichkeit uns zwingt aufzuhören, unſer Werk dem Schickſale hingeben, welches daſſelbe gewiß nicht verſäumen wird.

Hierhin gehört auch das Kapituliren mit dem Schickſale, wo man ihm, auf Hoffnung einer beſſern Zukunft, die Gegenwart einräumt, und ſich in wirklichen Leiden damit tröſtet, daß das Schickſal bald in einem reichen Erſatze ſeine Gerechtigkeit offenbaren werde. Damit machen ſich gemeine Seelen ihre harte Lage erträglich. Dahin ſchlägt gewöhnlich der engherzige Vorurtheilsglaube an die Verſehung aus. Aber das Schickſal läßt ſich auf dergleichen Verträge gar nicht ein; es bindet ſich an nichts, als an das Eine, welches wir als un-

für Höchſtes verehren. Darum iſt ein ſolcher Troſt, außer daß er den Menſchen ſinnlich und weichlich macht, nichtig. Die gemeine Geduld hält nur bey ſehr beſchränkten Menſchen aus. Nur dieſe laſſen ſich von Einem Tage an den andern weiſen. Reizbare Gemüther werden dadurch zur Verzweiflung, kalte Grübler zum Unglauben gebracht.

Man ſoll ſich viertens auch nicht gegen das Schickſal abharten. Unſer innerer Menſch muß, ſo viel als möglich, davon frey gehalten werden, aber das Gefühl für Vergnügen und Schmerz darf im äußern nicht aufhören. Nicht bloß durch die Erſcheinungen, welche es vor uns vorüber führt, und durch die Veränderungen, worin es uns verwickelt, auch durch die Empfindungen, welche es in uns anregt, will das Schickſal wichtige Zwecke, die in unſern moraliſchen Lebensplan gehören, an uns erreichen; darum müſſen wir ihm unſer Herz offen erhalten. Es iſt nicht möglich, ſich gegen den Schmerz zu verhärten, ohne zugleich die Empfänglichkeit für das Angenehme zu verlieren, ohne unſre Menſchlichkeit auszuziehen. So wie unſer Leben auf Erden iſt, eignet es ſich nicht zum bloßen Thun: es iſt auch zum Leiden eingerichtet; beyde ſtehen in nothwendiger Wechſelwirkung. Ihre Trennung gehört, wie ihre Vereinigung, zu unſerm Weſen. So lange das Schickſal noch nicht ganz überwunden iſt, dauert auch ſeine Erziehung fort, darf in uns das Gefühl nicht aufhören. Wahre Seelenſtärke zeigt und vollendet ſich nur im Kampfe mit ſchmerzhaften Empfindungen, in dem Beſtreben ſeine Stimmung gegen äußere Anfälle zu retten.

Verhärtung aber iſt keine Stärke. Sie kann durch ſinnliche Antriebe bewirkt werden, und dann iſt ſie eben das Zeichen einer ſchwachen Seele, und macht alle Erweiſungen der Standhaftigkeit und des Muthes, welche in das Bild des vollendeten Menſchen gehören, unmöglich.

Noch ſorgfältiger haben wir uns indeß vor übertriebener Weichlichkeit und gar zu großer Reizbarkeit zu hüten. Wen alles zu heftig afficirt, der kann unmöglich einen ſehr beunruhigenden Einfluß der [illegible] in ſeine Stimmung von ſich abwehren, unmöglich das Gleichgewicht ſeiner Seele, und die Fähigkeit, mit beſonnene Ernſte und weiſer Umſicht ſeine Zwecke zu verfolgen, erhalten. So wohl in fröhlichen als in traurigen Ereigniſſen bleibt er ein Spiel des Schickſales. Ausſchweifende Freude, Uebermuth und Vermeſſenheit, und tiefer Gram, kleinmüthige Verzagtheit und verzweifelnde Ohnmacht regieren ſein Leben, und machen ihn unfähig auch nur Einen vernünftigen Gedanken in demſelben auszuführen. Wie iſt da Freyheit, Wahrheit und Würde des Charakters möglich? wie dies mit dem Begriffe des Schickſals, als einer moraliſchen, erziehenden und veredelnden Ordnung der Dinge, vereinbar?

Eben ſo unweiſe iſt es, ſeinem Schickſale zu trotzen. Menſchen von feurigem Temperamente, lebhaftem Selbſtgefühle und wenigem Nachdenken glauben ſich gegen die vielen Unfälle, welche ſie ſchon in ihrem Leben erfahren haben, und womit ſie die Zukunft noch immer bedroht, nicht beſſer waffnen zu können, als wenn ſie, da ſie es doch einmal äußerlich nicht bekämpfen können, auch ſich zu ſchwach fühlen, ſich gegen daſſelbe ab-

gehörten, ihm etwas Interest entgegen setzen. Da es ihnen aber an moralischem Gefühle und einem wahren Gefühle eigner Größe gebricht: so rufen sie ihre Phantasie zu Hülfe. Diese stellt ihnen dann das Schicksal als ein belebtes, sie verfolgendes Wesen dar, als ein Wesen, dessen Grausamkeit sie durch Standhaftigkeit und Geringschätzung ermüden könnten. Sie suchen alle Gedanken in sich zu beleben, die eine solche Geringschätzung befördern, setzen dazu auf der einen Seite ihren Egoismus, auf der andern ihren Verstand in Bewegung, um sich durch ein eingebildetes Gefühl ihrer Vorzüge und Ansprüche zu täuschen; diesen um sich von der Gemeinheit und Verächtlichkeit aller Glücksgüter und des Schicksales selbst zu überzeugen. Aber diese Spannung läßt bald nach; die Täuschung verschwindet; die Wirklichkeit tritt in ihre Rechte; und das Schicksal rächt sich für seine Verhöhnung desto schrecklicher. Da wird denn aus dem entschlossenen Helden, der es mit allem aufnehmen wollte, ein feiger, niederträchtiger Sclave, der alles um Gnade anfleht. Sein Muth gleicht dem Paroxismus eines Fieberkranken.

Doch findet sich ein gewisser Trotz gegen das Schicksal auch nicht selten bey sehr edeln Menschen, die eben das wahre Gefühl ihres Werthes, ihr starker Sinn für Gerechtigkeit gegen die Mißhandlungen und Unregelmäßigkeiten des Schicksales empört. Sich, bey einem würdigen Benehmen und gemeinnützigen Absichten, verkannt, ihre weisesten und ernstlichsten Unternehmungen vereitelt, sich vom Gemeinsten übertroffen und verachtet zu sehen, von dem Verwerfensten über-

mühige Kränkungen zu erfahren, iſt ihnen unerträglich: das regt ihren ganzen Unwillen auf, und erzeugt in ihnen den Entſchluß, nur in ſich ſelbſt zu leben, durch Geringſchätzung dem Schickſale ſeine Grauſamkeit zu vergelten, ſeine Gunſtbezeugungen, die es ſo oft an die Narren verſchwendet, nur Ruhe zu entbehren, für ſeine Beraubungen keine Aufmerkſamkeit und kein Gefühl zu haben. Es iſt ein edler Trotz, der in ihnen lebt, ihre Empfindungen erbeten für [illegible] denken und gesinnet seyn, erhalten den Geiſt in unverrückter Richtung auf wahre Würde. Nichts deſto weniger iſt auch er fehlerhaft, und verrälet diejenige Humanität, welche nicht allein eine anſtändige Begleitung, ſondern auch ein unentbehrliches Beförderungsmittel wahrer Tugend iſt, ohne welche keiner ſeine Beſtimmung erreicht.

Bey weniger Heftigkeit und Innigkeit des Charakters, innerer Kraft und Selbſtvertrauen verwandelt ſich dieſer Trotz bald in Widerſetzlichkeit gegen das Schickſal, die indeß in ihrer Ohnmacht nichts vermag, als laut klagen und heimlich murren. Schwachlinge an Kopf und Herz können ihr Schickſal weder tragen noch ändern; es bleibt ihnen nichts als darüber zu winſeln, ſich innerlich dagegen zu ſträuben und aufzulehnen. Es fehlt ihnen an Beſonnenheit, Ernſt und Willensſtärke, durch vernünftiges Nachdenken und pflichtmäßige Thätigkeit ihre Gemüthsruhe ſicher zu ſtellen. Nur das Gefühl ihres Elendes kämpft kraftlos aus ihnen heraus, und erſchöpft ſein geringes Vermögen in zweck- und fruchtloſen Verſuchen, die Bürde abzuſchütteln, in wilden Ausbrüchen des Schmerzes, unanſtändigen Gebärden,

Anklagen, Verwürfen, Verwünſchungen, Drohungen und Thränen. Es darf wohl kaum erinnert werden, wie ſehr dies die menſchliche Natur entwürdige, wie unverträglich ein ſolches Benehmen mit der Weisheit ſey, und wie tief man dadurch unter ſein Schickſal herabſinke.

Der Weiſe trägt ſein Schickſal mit Ruhe und Würde. Ihm iſt nur das Schickſal, was ſich als nothwendige Beſchränktheit ſeiner Freyheit ankündigt. Weiter raume er ihm nichts ein. So weit als ſeine Freyheit geht, duldet er kein Schickſal. In ſeinem Denken und Thun läßt er ſich durch nichts beſtimmen. Wo er aber einmal Schickſal anerkennen muß, da ſucht er es zwar immer weiter einzuſchränken, aber er lehnt ſich nicht gegen daſſelbe auf. Es iſt ihm Vorſehung, und als ſolche, einige und allmächtige Tendenz zum Guten. Er hält ſich in unverdroſſenem Streben nach ſeinem Zwecke. Seine Thätigkeit für Wahrheit und Würde ermüdet nie. Jeder Moment ſeines Lebens iſt damit angefüllt; alle ſeine Kräfte ſind dafür in Bewegung. Er achtet auf das, was außer ihm iſt, nicht weiter, als es das Intereſſe ſeiner Beſtimmung fordert, als ſeine vernünftigen Arbeiten die weiſe Berückſichtigung deſſelben nothwendig machen. Darum kann es ihn auch nicht anfechten, und in der erhabenen Ruhe ſtören, die ein weiſes und ernſtliches Wirken für das Gute einflößt. Nur das Eine was Noth iſt hat er im Auge, nur die Uebereinſtimmung ſeines Lebens hat er zu bewachen; darum iſt er über alle Veränderungen, die ſeine phyſiſche Lage treffen, hinaus gerückt, wenigſtens ſo weit,

daß ihrer Freuden ihn nicht übermüthig machen, ihre Leiden ihn nicht tief betrüben können, daß ihm, es mag ihm ergehen, wie es immerhin will, Freyheit des Geistes und Heiterkeit des Muthes genug übrig bleibt, um seine Pflicht mit Liebe ganz zu erfüllen.

Es fehlt ihm zwar nicht an zarter Empfindsamkeit, ohne welche er oft unweise handeln, viel Wichtiges versäumen, und viel Verwerfliches entbehren, nie mit der Tugend Humanität verbunden wäre. Aber er läßt sich nicht von ihr beherrschen, gestattet ihr keinen unumschränkten Einfluß in sein Leben, gibt sich ihr nur da hin, wo ihn die Pflicht nicht schon in Anspruch genommen hat, wo ihre Eindrücke gemäßigt, sanft, harmonisch, dem innern Leben zuträglich sind; weiset sie aber da von sich weg, wo ihre heftigen Bewegungen sein Gemüth erschüttern, seinen Willen angreifen und seine Thätigkeit verwirren würden. Sein Sinn ist geöffnet, alles Schöne, Wahre und Gute, was ihm zuströmt, aufzunehmen, und reizbar genug, die feinsten Züge der Harmonie zu bemerken. Aber seine Stimmung bleibt frey.

Indeß gibt es doch Eindrücke, die das Herz zu stark angreifen, als daß auch der festeste Charakter, das heiligste Interesse für den Lebenszweck uns ganz über sie wegsetzen könnte, daß sich nicht unsre Thätigkeit durch sie gehemmt sehen sollte: Hier zwingt uns das Schicksal mehr Aufmerksamkeit ab. Aber weise Ermannung und vernünftiges Nachdenken sichern auch hier unsre Ruhe. Hier muß das Gefühl der schon errungenen Würde aufgeboten werden: und aus demselben wird in göttlicher

Klarheit und siegreicher Stärke der Glaube an die Vorsehung sich erheben. Der bitterste Schmerz läßt schon nach, wenn man ihm das Bewußtseyn innerer Erhabenheit entgegensetzt, und sich, durch die Ueberzeugung, daß im Schicksale moralische Ordnung sey, daß es auch in dem, was unserm sinnlichen Leben zuwider ist, unsern höchsten Zweck befördre, zur Fortsetzung seiner Thätigkeit stärkt. Und diese Thätigkeit, in Verbindung mit jener Ueberzeugung, überwindet alles.

Auf diese Art erlangt es der Weise über sich, sein Schicksal sogar zu ehren. Nur in wie fern es sich ihm als Leiden ankündigt, seiner Thätigkeit gegenüber steht, die Macht der Wahrheit und Würde in ihm beschränkt, sucht er sich über dasselbe zu erheben, und behandelt es als etwas, das, so lange es nicht anders seyn kann, zu tragen, nach und nach aber zu zerstören ist. Betrachtet er es aber als moralische Ordnung, in welcher sich der höchste Geist offenbart, als etwas, das den Gesetzen einer unumschränkten Vernunft und Freyheit gehorcht, als ein von der Vorsehung geleitetes Streben, alles in Wahrheit und Würde zu verklären, in einem ewig Guten zu vereinigen, das Sinnliche in das Uebersinnliche hinauf zu ziehen: dann verehrt er seine Zugungen, selbst wo sie ihm unbegreiflich sind; dann ist ihm alles heilig, was in seinem Leben sich als Schicksal behauptet, — unheilig nur sein eigner Wille. Das ist der Dienst, den er dem Heiligen weiht, daß er unaufhörlich daran arbeitet, auch diesen Willen heilig zu machen. Die Unvollkommenheiten des Schicksals sind nur in der Welt des Scheines, die Welt der

Wahrheit, die sich hinter ihr verhüllt, ist höchste absolute Vollkommenheit.

Der Weise vertraut auf sein Schicksal; und dieses Vertrauen ist unerschütterlich, weil es sich auf Selbstvertrauen gründet, weil es nur da eintritt, wo es schlechterdings unmöglich ist, daß durch ihn selbst weiter etwas geschehe. Nur da, wo er in seinem pflichtmäßigen Streben auf unbesiegbare Hindernisse stößt, übergibt er sein Werk der alles vollendenden Vorsehung. Nur da, wo er das Seinige redlich gethan hat, ist er unbesorgt in Ansehung der Zukunft, läßt er das erhabene Wesen, das im Universum über allem Guten wacht, und alles Gute zur Reife bringt, auch die Folgen seines Thuns bestimmen. Er weiß, sein treuer Eifer führt zum Ziele, Wahrheit und Würde können keinen feindlichen Kräften unterliegen; darum ist er immer voll hohen Muthes, und vollbringt alles mit Freudigkeit, was ihm die Pflicht aufgab. So sehr sich alles gegen ihn aufzulehnen, so fruchtlos seine Bemühungen zu seyn scheinen, so dicht sich auch Hindernisse um ihn her drängen, so häufig ihn auch Unfälle bedrohen, so traurig seine Aussichten sind: er vertraut seinem Schicksale, und sein Vertrauen kann nicht zu Schanden werden.

Der Weise verbessert sein Schicksal. Im Allgemeinen geschieht dies schon durch jede sittliche Bemühung. Wir können keine Pflicht erfüllen, ohne daß dadurch etwas Unvollkommnes weggeschafft, ein Uebel, das die Menschheit, und durch sie auch uns drückt, aufgehoben werde. Wir werden selbst besser durch das Gute, welches wir thun, und darum der Glückseligkeit em-

pflinglicher und würdiger. Die Vorsehung führt uns dadurch weiter. Die vollendete Sittlichkeit ist durch ihre Vermittelung der vollkommne Sieg über das Schiksal, mithin auch über seine Gebrechen, Leiden und Demüthigungen. Jeder neue Fortschritt in der Wahrheit und Würde bringt uns dem näher, überwindet etwas von unsrer Beschränktheit.

Aber auch unmittelbar und im Einzelnen ist es die Pflicht des Menschen, wenn ihn keine angelegentlichere Arbeit daran verhindert, sein Schiksal, so viel an ihm ist, zu verbessern. Jede andre gehe dieser freylich vor. So lange wir für den Zweck der Menschheit beschäftigt sind, müssen die unmittelbaren Bemühungen für unser Schiksal zurükstehen: denn hier sorgt die Vorsehung besser und erfolgreicher dafür, als wir es vermögen. Haben wir alle Gerechtigkeit erfüllt, streitet es mit unsern andern Pflichten nicht: dann tritt der Beruf der Vernunft ein, auf die unmittelbare Erleichterung und Verschönerung unsers Lebens bedacht zu seyn. Nur da, wo wir nichts ändern können, oder durch andre Pflichten gehindert werden, etwas zu ändern, ist es Wille der Vorsehung, daß es so bleibe, weil es so allein zwekmäßig ist. Es ist kein Eingriff in ihre Rechte, wenn wir unsre Lage verbessern: denn wo wir dieses können, hört es auf, in seiner gegenwärtigen Gestalt zwekmäßig zu seyn, und auch damit wird die moralische Ordnung ausgeübet.

Endlich versäumt auch der Weise nicht, sein Schiksal zu benutzen. Das bloße Schiksal, als physische Nothwendigkeit, ist nur zu bekämpfen, und kann nicht weiter von uns bearbeitet werden, als daß wir uns bestreben, uns von ihm loszuringen. Aber das Schiksal, in dem sich die Vorsehung offenbart, ist voll großer Lehren. Unser Denken über dasselbe darf nie aufhören: denn dadurch werden unsre Einsichten in das Ziel unsrer Bestimmung und den Weg, der dahin führt, in den Zusammenhang des Sinnlichen und Uebersinnlichen immer richtiger und heller, und wir in den Stand gesezt, unsern höchsten Lebenszwek mit Bewußtseyn, Ueberlegung und Zuversicht zu verfolgen. Zwar wird sich das Ganze in seiner erhabenen Harmonie dem endlichen Verstande nie darstellen. Aber es ist schon großer Gewinn, einzelne Züge davon zu kennen und seinem Leben anzubilden. Das moralische Gesez in uns und die Weltordnung außer uns sind nur verschiedene Expo-

sitionen desselben Geistes; das Eine wird durch das Andre aufgeklärt. Je mehr der Mensch von der allgemeinen Uebereinstimmung des Universums faßt: desto mehr geht davon in ihn über; desto mehr bildet sich die Gottheit im Leben ab; desto wärmer, einiger und lauterer fließt dieses Leben dahin; desto mehr hört das Schicksal auf Natur zu seyn; desto inniger verbindet es sich als Vorsehung mit seinem gesammten Streben.

Jedes einzelne Moment des Schicksales ist für unsre moralische Bildung wichtig, soll sein Bestimmtes dazu beytragen, daß das Höchste erreicht werde. Aber die Tendenz desselben ist nicht blind. Es ist dabey auf uns gerechnet. Alles soll auf eine gewisse Weise an uns wirken und von uns bearbeitet werden. Dieses ist nur durch vernünftiges Nachdenken, durch Verbindung der Pflicht mit allen Ereignissen unsers Lebens, nur dadurch möglich, daß wir von allem, was uns umgibt, seine Bedeutung in unserm Lebensplane, seine Beziehungen und Verhältnisse erforschen, und der erlangten Einsicht gemäß handeln. So bekommen wir alles in unsre Gewalt, theilen allem Wahrheit und Würde mit, und versichern uns der herrlichen Hoffnung, daß es durch unsre fortgesetzten Bemühungen einst dahin kommen werde, daß keine Natur und kein Schicksal mehr sey, sondern Wahrheit und Würde, Freyheit und Vernunft, Gottheit und Menschheit ewig Eins und alles in allem.

Die wichtigſten Druckfehler, welche hier unten angemerkt ſind, bittet man gütigſt zu verbeſſern.

S. XIV Z. 4 v. o. l. Ueberzeugung ſt. Ueberzung. S. XIV Z. 6 v. o. l. dann ſt. denn S. XIV Z. 21 v. o. l. den ſt. der S. XV Z. 10 v. o. l. wie ſt. wie S. XIX Z. 20 v. o. del. beben S. XXVII Z. 10 v. o. l. alles anders war ſt. alles war S. XXIX Z. 2 v. o. l. hält ſt. bleibt S. XXXVI Z. 13 v. o. del. Widerſchein S. XXXVIII Z. 4 v. o. l. das erſtere ſt. des erſtere S. 12 Z. 3 v. u. nach haben l., darſtellt S. 20 Z. 11 v. o. nach waren l. als S. 20 Z. 17 v. o. l. hinaufgerungen ſt. hinaufgedrungen S. 30 Z. 11 v. u. l. ihrer Denkungsart und ſt. und ihrer Denkungsart S. 35 Z. 12 v. u. l. ihrer ſt. in S. 36 Z. 15 v. o. l. Ruhe ſt. Ruhm S. 37 Z. 13 v. o. l. Belohnung ſt. Belehrung S. 46 Z. 12 v. o. l. Idealiſchen ſt. Idealiſirten S. 48 Z. 9 v. o. l. Begegnung ſt. Bewegung S. 49 Z. 3 v. o. vor Stande l. gemeinſten S. 62 Z. 6 v. o. vor enthalten l. etwas S. 62 Z. 1. v. u. l. Vorſtellung ſt. Verſtellung S. 91 Z. 13 v. u. l. wohlen ſt. wahlen S. 107 Z. 1 v. o. l. ihn ſt. daſſelbe S. 109 Z. 6 v. u. l. Schmerzgefühle ſt. Scherzgefühle S. 113 Z. 9 v. o. l. es ſt. ſich S. 116 Z. 7 v. u. l. Glückſeligtert ſt. Glückſeligkeiten S. 120 Z. 16 v. u. l. dieſelben ſt. ſolche S. 123 Z. 13 v. o. l. Gegenſtande ſt. Gegenſtücke S. 131 Z. 9 v. u. vor den l. aus S. 132 Z. 9 v. u. l. in ſt. und S. 133 Z. 9 v. o. vor Kreislauf l. den S. 133 Z. 2 v. o. l. Sinn ſt. Sinnes S. 137 Z. 12 v. u. l. nach ſt. noch S. 144 Z. 7 v. o. l. minder ſt. immer S. 155 Z. 3. v. u. l. woran ſt. woven S. 162 Z. 7 v. o. l. abweiſet ſt. abreiſet. S. 166 Z. 8 v. u. l. hin ſt. ihm S. 190 Z. 10 v. u. l. ihnſelbe ſt. ihneſelbe S. 191 Z. 14 v. u. vor Leben l. ſein S. 198 Z. 7. v. o. l. kennen ſt. kennen S. 201 Z. 13 v. u. l. mehr ſt. wahr S. 203 Z. 7 v. o. l. Erweckung ſt. Erweckung.